

Andrea Bottanová

**Lernen und Studieren in Wien im 15. Jahrhundert
am Beispiel Thomas Peuntners**

Diplomarbeit zur Erlangung des
Magistergrades der Philosophie aus der
Studienrichtung Geschichte eingereicht an der
Universität Wien

Wien, 2007

Meinen Eltern

Danksagung

Mein größter Dank gilt Frau Professor Niederkorn, die stets bereit war, mir mit Rat und Tat beizustehen und geduldig alle meine (auch die dummen) Fragen zu beantworten. Ich möchte mich auf dieser Stelle auch meinen Eltern und meinem Freund bedanken, die mich immer unterstützt haben, wie sie konnten und immer geglaubt haben, dass ich es eines Tages schaffe.

Inhaltsangabe

Vorwort	1
Quellenlage	3
1. Wo kann man im Spätmittelalter etwas lernen?	6
1.1 Österreich	6
1.1.1 Schulen	6
a) Kloster- und Stiftsschulen	6
b) Domschulen	12
c) Pfarr- und Stadtschulen	15
d) Deutsche Schulen	18
1.1.2 Lehrer	19
1.1.3 Lehrprogramm, didaktische Hilfen und Erziehungsmittel	22
1.2 Wien	28
1.2.1 Schule von St. Stephan	28
a) Schule	28
b) Lehrer	32
c) Lehrprogramm, didaktische Hilfen und Erziehungsmittel	35
1.2.2 Universität Wien und ihre ersten Jahre	38
2. Schüler und ihre Lehrer auf der Universität Wien	50
2.1 Vermutungen zum Studium von Thomas Peuntner	51
2.2 Nikolaus von Dinkelsbühl	53
2.2.1 Nikolaus von Dinkelsbühl und die Wiener Universität	54
2.2.2 Nikolaus von Dinkelsbühl, die Angelegenheiten der Kirche und der Hof	58
2.2.3 Schriften des Nikolaus von Dinkelsbühl im Überblick	59
2.3 Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor und die Frage seiner Identität	65
2.4 Einwirkung der Werke Nikolaus von Dinkelsbühls	

auf die Werke und Karriere Thomas Peuntners	73
2.5 Andere Schüler des Nikolaus von Dinkelsbühl	77
3. Gebildet zu sein...	78
3.1 Was bedeutete es, gebildet zu sein, im Mittelalter?	78
3.2 Was bedeutete es, gebildet zu sein, für die Studenten und was hat es sie gekostet?	84
3.2.1 An Studium	84
a) Studium an der Artistenfakultät	84
b) Studium an der medizinischen Fakultät	94
c) Studium an der juristischen Fakultät	95
d) Studium an der theologischen Fakultät	96
3.2.2 An Kosten – wie sah die finanzielle Belastung der Studenten aus und wer galt als <i>pauper</i>	100
3.3 Was bedeutete es für die Gesellschaft (die Bürger, den Hof, den Fürsten)	104
3.4 War es wichtiger gebildet zu sein, oder reichte es, fromm zu sein?	107
3.5 Wer durfte wie gebildet sein?	108
3.5.1 Geistliche	108
3.5.2 Laien	111
4. Was bewirkten die an den Universitäten studierenden Menschen? – am Beispiel Thomas Peuntners	112
4.1 Thomas Peuntner – Lebenslauf	114
4.2 Die Philosophie der Wiener Schule	116
4.3 Das Werk Thomas Peuntners	118
4.3.1 Predigten	120
4.3.2 Schriften	121

4.3.3 Das Beichtbüchlein	127
a) Über die Beichtbücher im Allgemeinen	127
b) Das Beichtbüchlein Thomas Peuntners – Zusammensetzung und Überlieferung	129
c) Für wen war das Beichtbüchlein bestimmt? Thomas Peuntner und Elisabeth von Österreich – Analyse	134
Conclusio	140
Bibliographie	143
Primärquellen	148
Webseiten	148
Anhang	149
Abbildungsverzeichnis	150
Abbildungen	152

Vorwort

Die Wahl unseres Berufes bzw. sogar bereits der Hochschule, wo wir nach der Matura landen, beeinflussen nicht nur unsere Eltern oder Erzieher, sondern oft auch unsere Lehrer. Mehrmals bin ich Menschen begegnet, die auf meine Frage, wieso sie dieses oder jenes Fach für ihr Studium gewählt haben, geantwortet haben, dass sie so einen tollen Mathe / Biologie / Geschichtslehrer gehabt haben, der ihnen den Unterrichtsstoff so interessant gemacht hat, dass sie sich entschieden haben, sich damit auch in ihrem weiteren Leben zu beschäftigen. Ich weiß wirklich nicht wo ich heute wäre, wenn ich eine gute Mathematiklehrerin gehabt hätte. Leider, oder Gott sei dank ist es jedoch nicht so gewesen und bisher habe ich meine Entscheidung nie bereuen müssen.

Vor Fünf- oder Sechshundert Jahren war der Begriff des Lehrer viel breiter, als es heute der Fall ist. Unter einem Lehrer konnte man einen einfachen Lehrer einer Stadtschule, einen Universitätsprofessoren, aber auch einen Kirchenlehrer, eine Autorität wie etwa Augustinus, Hieronymus, Gregor den Großen, Thomas von Aquin oder Johannes Scotus verstehen¹ – mit der man eigentlich nie wirklich Kontakt gehabt hat; außer vielleicht mittels seiner Schriften. Außerdem bedeutete die Verantwortung für einen Schüler auch oft gesellschaftspolitisch differenzierte Verantwortung. Dies hing auch davon ab, wie viel „Anleitung“ seitens der Eltern erwünscht war. Die Bildung und Erziehung eines Fürsten- oder sogar königlichen Sohnes durch einen bestimmten Lehrer konnte sogar große politische Folgen haben².

Lehrer waren auch nicht nur Wissensvermittler, sondern auch Erzieher – sie mussten die Kinder nicht nur Latein und die *artes* lehren, sondern auch gute Sitten. Und sollte es durch die häufige Benutzung der Rute sein. Für viele Schüler waren ihre Lehrer aber nicht nur Angst und Schreck einjagende Personen, denen man Gehorsam leisten musste, sondern wirkliche Vorbilder, deren guter Ruf und Kunde über ihre Gelehrsamkeit sich sogar über das Schulgebäude hinaus verbreitet haben. Es waren sie, die der Schule einen guten Ruf verschafften und nicht umgekehrt.

¹ Peuntner führt etwa in seinem Beichtbüchlein den Johannes Scotus an: „...davon redt der lerer Scotus“. ÖNB, HSS, Cod. Pal. Vind. 2957. Fol. 1r.

² Wie es auch im Falle Ottos III. gewesen ist, dessen Lehrer Bernward, einer der größten Gelehrten seiner Zeit zuerst sein Lehrer und Erzieher und später engster politischer Berater gewesen ist. Joachim Ehlers, Dom- und Klosterschulen in Deutschland und Frankreich. In: Martin Kintzinger, Sönke Lorenz, Michael Walter (Hg.), Schule und Schüler im Mittelalter. Beiträge zur europäischen Bildungsgeschichte des 9. bis 15. Jahrhunderts (1996), 29-52. - hier 48.

Und dies galt nicht nur für die niederen Schulen, sondern später auch für die Universitäten. Wären Heinrich von Langenstein und Heinrich von Oyta in Paris geblieben, wer weiß, was mit der Universität Wien im Jahre 1384 wirklich passieren würde...

Für das Thema „Schule im Mittelalter“ interessiere ich mich praktisch seit meinem ersten Semester. Bisher habe ich jedoch eher über die Schule als über eine Bildungsanstalt für Kinder geschrieben, in der sie nicht nur unterrichtet, sondern auch erzogen wurden. Jetzt möchte ich mein Augenmerk aber eher auf die höheren Bildungsanstalten, die Universitäten und die Sphären des Einflusses Lehrer-Schüler richten. Dennoch werde ich aber die niederen Schulen aus meiner Arbeit nicht ganz auslassen – immerhin bildeten sie meiner Meinung nach eine Art Vorstufe zu den spätmittelalterlichen Universitäten, ein gutes Fundament, auf dem man aufbauen konnte.

Räumlich möchte ich mich auf das Gebiet des heutigen Österreich orientieren und mich zeitlich im 14. und 15. Jahrhundert (hauptsächlich 15. Jahrhundert) bewegen, wobei ich jedoch auch auf die Entwicklung des Schul- und Unterrichtswesens vorher etwas eingehen werde.

Hoffentlich werden mir nicht die VertreterInnen der Gender Studies nicht böse sein, aber in meiner Arbeit werde ich mich bloß auf die Jungen, bzw. Männer und ihre Bildung konzentrieren. Obwohl ich gerne zugebe, dass es im Mittelalter ebenfalls für eine Frau Möglichkeiten gab, sich zu bilden (und manche von ihnen haben es mehr als ausgiebig genutzt und ihre männlichen Gegenüber dabei sogar weit übertroffen), aber ob es uns schon gefallen mag oder eben nicht, waren es die Männer, die dem mittelalterlichen Schulwesen dominierten.

Im Rahmen meiner Arbeit möchte ich einige Fragen beantworten, die sich alle auf die Worte „Lernen“ und „Bildung“ beziehen. Diese Worte können freilich auf unterschiedliche Weisen aufgefasst werden und außerdem haben sie im Spätmittelalter auch etwas andere Bedeutung gehabt, als sie heute haben. Ich könnte ihre Bedeutung von damals für den Leser freilich auch jetzt offenbaren – nur würde ich zu stark vorgreifen. Und das will ich nicht tun. Stattdessen werde ich auf sie im Laufe meiner Arbeit Stück für Stück eingehen und sie erst im Rahmen der Conclusio am Ende meiner Arbeit zusammenfassend erklären. Eins kann ich aber doch verraten – und zwar, dass ich sie in meiner Arbeit fast ausschließlich in Verbindung mit der Schule (ob niederen oder höheren) benutzen werde. Die oben erwähnten Fragen lauten:

- wo (im Gebiet des heutigen Österreichs) konnte man etwas lernen, von wem konnte man was lernen, wie hat man gelernt und was hat man gelernt? – im Bezug auf die „niederen Schulen“
- Was lernten die Schüler von ihren Lehrern – im Bezug auf die „höheren Schulen“ bzw. Universitäten
- was bedeutete es, gebildet zu sein
- war es wichtiger gebildet, zu sein, oder reichte es, fromm zu sein; der durfte wie gebildet sein
- wie wurden die gebildeten Menschen von der Gesellschaft wahrgenommen und was konnten sie bewirken

Damit die Fragestellungen zum Thema nicht allzu allgemein und zu abstrakt gehalten werden müssen, habe ich mir als eine konkrete Bezugsperson Thomas Peuntner, den Pfarrer und Prediger am herzoglichen Hof, Beichtvater der österreichischen Herzogin Elisabeth (Ehefrau Albrechts V.) und Mitglieds des Kollegiatkapitels, des späteren Domkapitels von St. Stephan, ausgewählt. An dessen Beispiel möchte ich eine „Karriere“ des Wiener Studenten skizzieren, Möglichkeiten, die sich ihm als solchem öffneten und wie er sie ausnutzte. Einleitend werde ich hier vor allem den Einfluss seines Lehrers, Nikolaus von Dinkelsbühls an ihn und sein Werk erörtern.

Die Lehrer haben ihre Studenten vor Jahrhunderten beeinflusst und tun es auch bis heute – ob wir es wollen oder nicht...

Quellenlage

Im Vergleich zu Werken, die sich mit dem universitären Studium im Mittelalter beschäftigen, finden sich Werke, die sich mit so genanntem „niederen“ Studium aus derselben Zeit auseinandersetzen viel seltener. Es kommt einerseits daher, dass die Schulen bzw. die zu ihnen gehörenden Lehrer und Schüler in den Primärquellen auch selten Erwähnung finden und andererseits auch, weil sie nur nebenbei genannt werden und man muss nach ihnen lange suchen, bis man sie findet. Dies gilt besonders für Schulen in kleineren Klöstern oder Städten, die mit der äußeren Welt weniger Kontakt hegt und auch keine große Ausstrahlungskraft nach Außen hin gehabt haben. Trotzdem gibt es Wissenschaftler, die sich mit ihnen beschäftigt haben und beschäftigen. Grundlegend vor allem für Österreich finde ich ohne Zweifel den ersten Band Engelbrechts vierbändigen Werks „Geschichte des österreichischen

Bildungswesens“³, wo er die Schule im Mittelalter sehr ausführlich und mit allen Änderungen beschreibt, die sich während der Jahrhunderte ereignet haben. Nicht zu übersehen ist auch Fritz Peter Knapp mit seiner „Geschichte der Literatur in Österreich“⁴. Speziell für St. Stephan, sind dann Mayer⁵, Schuster⁶ und Ubl⁷ von Wichtigkeit.

Bei den Universitäten gibt es den Vorteil, dass es sich, sowie im Mittelalter als auch heute um „internationale“ Institutionen handelte und handelt, die einen großen Zustrom von Schülern und Gelehrten aus ganz Europa (heute ist aus der ganzen Welt richtiger zu sagen) hatte. Über ihr Fungieren und ihre Leistungen sind daher in der Folge logischerweise viele Zeugnisse erhalten geblieben, wie Akten oder Rechnungsbücher. Außerdem hat sich in sie nicht nur die Kirche und das Bürgertum intensiv interessiert, sondern vor allem die damaligen Herrscher, denen sie auch zum großen Teil ihre Existenz verdanken – dieses Interesse hat sich dann unter Anderem in vielen Urkunden niedergeschlagen. Den Überblick über die universitären Anstalten in Europa, ihre Entwicklung und Fungieren, sowie die Situation der Lehrer und Schüler, halfen mir hier vor allem die Artikel von Jürgen Miethke⁸ zu verschaffen.

Was das heutige Gebiet Österreichs anbelangt, so ist es noch leichter, weil die einzige Universität, die sich hier im Mittelalter befand, die Wiener Universität war. Daher ist ihre Geschichte auch entsprechend gut erforscht – so gut sogar, dass die Einbeziehung von allen Werken, die über sie geschrieben wurden, das Verfassen einer viel größeren und „dichteren“ Arbeit, als einer Diplomarbeit, bedeuten würde. Um die Standardwerke von Schrauf⁹ und Aschbach¹⁰ konnte ich aber natürlich nicht herum. Um meine Arbeit aber so aktuell wie möglich zu halten, habe ich mehr als die „alten Veteranen“, die Werke Paul Uibleins¹¹, wie auch bei den niederen Schulen, die „universale“, „Geschichte der Literatur in Österreich“

³ Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus, Österreichischer Bundesverlag (Wien 1982).

⁴ Fritz Peter Knapp Geschichte der Literatur in Österreich 2/2 (Graz 2004).

⁵ Anton Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien. In: Blätter des Vereins für Landeskunde in Niederösterreich, Band 14 (1880) 341 – 384.

⁶ Heinrich Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung. In: Heinrich Zimmermann (Hg.), Geschichte der Stadt Wien, Band 2/1 (Wien 1900) 455.

⁷ Karl Ubl, Anspruch und Wirklichkeit: Die Anfänge der Universität Wien im 14. Jahrhundert (in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Band 113) S. 63 – 89.

⁸ Jürgen Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten. Chancen und Risiken. Gesammelte Aufsätze von Jürgen Miethke. (Leiden/Boston: Brill 2004).

⁹ Karl Schrauf, Aufsätze zur Universitäts- und Bildungsgeschichte (Wien 2007).

¹⁰ Joseph Aschbach, Geschichte der Wiener Universität im ersten Jahrhunderte ihres Bestehens. Festschrift zu ihrer fünfzehnhundertjährigen Gründungsfeier (Wien 1865).

¹¹ Paul Uiblein, Mittelalterliches Studium an der Wiener Artistenfakultät (Wien 1987). Paul Uiblein, Universität Wien im Mittelalter (Wien 1999), Paul Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert. In: Franz Skacel, Kurt Mühlberger, Günther Hamann (Hg.), Das alte Universitätsviertel in Wien 1385-1985, Wien 1985, 17-36. Paul Uiblein (Hg.), Die Matrikel der Universität Wien (1377-1450), Band I. (Graz/Köln 1954).

Fritz Peter Knapps und das „Universitätsstift und Kollegium in Prag, Wien und Heidelberg“ von E.W. Wagner¹² benutzt.

Im Gegensatz zur Universitätsgeschichte war die Literatur zum „Haupthelden“ dieser Arbeit, Thomas Peuntner eher dürftig – dasselbe gilt auch für seinen Lehrer Nikolaus von Dinkelsbühl. Obwohl in vielen Werken über die Universität und den Melker Reformen erwähnt, gibt es nur ein Werk, das sich ausschließlich mit seiner Persönlichkeit und seinem Werk befasst – das berühmte Buch „Nikolaus von Dinkelsbühl“ von Alois Madre.¹³ Was Thomas Peuntner angeht, so sieht die Situation besser aus. Bei meiner Arbeit haben mir in dieser Hinsicht vor allem die Dissertation von Hedwig Rumpler¹⁴, und das Buch von Ernst Haberkern¹⁵ geholfen – nicht zu vergessen die Artikel von Maschek¹⁶ und Schnell.¹⁷

In den meisten von ihnen, Haberkerns Werk „Beichtbüchlein des Thomas Peuntner“ mit eingerechnet, wird Thomas Peuntner als Prediger und Leutpriester dargestellt und seine Werke von dem germanistischen Blickwinkel und im Kontext der Pastoralliteratur der Zeit analysiert. In jedem dieser Werke wurde außerdem ein Stück von der Beziehung Thomas Peuntners zu seinem Lehrer Nikolaus von Dinkelsbühl beleuchtet.

Was mir aber fehlte war der Blick eines Historikers und Suche nach Peuntners Motiven für seine Werke.

Daher, um in diese Problematik etwas neues zu bringen (ich bin nämlich überzeugt, dass es die Aufgabe einer Diplomarbeit ist, obwohl es immer ein Werk eines Anfängers in der „Branche“ darstellt, um welchen Fach oder Disziplin es sich handeln mag, etwas Neues bringen – wenn schon nicht neue Entdeckungen dann zumindest neue Fragen) möchte ich mich in meiner Arbeit bemühen, Peuntners Werke weniger nach den Kriterien eines Germanisten zu analysieren, sondern eher nach den eines Historikers – das heißt mehr nach den Motiven seines Handelns suchen und herauszufinden versuchen, wieso er Dinge, die er in seinen Werken angesprochen hat, überhaupt angesprochen hat und wo er damit hinwollte. In dieser Hinsicht möchte ich mich Peuntners „Beichtbüchlein“ widmen, die meiner Ansicht nach nicht nur allgemeine Ermahnungen an den Gläubigen, sondern auch einige konkret gemeinte, direkt auf sein Beichtkind, Elisabeth, die Herzogin von Österreich gerichtete Bemerkungen beinhaltet. (Einige Hinweise auf das höfische Leben und die Relation

¹² Wolfgang Eric Wagner, Universitätsstift und Kollegium in Prag, Wien und Heidelberg (Berlin 1999).

¹³ Alois Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl (Münster: Aschendorff 1965).

¹⁴ Hedwig Rumpler, Thomas Peuntner und sein Büchlein von der Liebhabung Gottes (Wien 1950) (Dissertation).

¹⁵ Ernst Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner (Göppingen 2001).

¹⁶ Hermann Maschek, „Peuntner, Thomas“. In: Hg. Karl Langosch, Verfasserlexikon, Band 3, Walter de Gruyter Verlag, Berlin 1943, Sp. 863-869

¹⁷ Bernhard Schnell, „Peuntner, Thomas“. In: Verfasserlexikon, Band 7 (1989), 537-544.

Herrscher-Untertan fand ich nahezu ins Auge stechend). Außerdem möchte ich einige von meinen Vermutungen bezüglich Peuntners Leben auf dem Hof, seines Studiums und der Beziehung Schüler-Lehrer d. h. Peuntner-Nikolaus von Dinkelsbühl hinzufügen.

1. Wo kann man im Spätmittelalter etwas lernen?

Um diese Frage beantworten zu können, muss man von vorne anfangen, d. h. von den ersten Schulen, die es im Mittelalter gegeben hat. Diese waren nämlich für die weitere Entwicklung und überhaupt Existenz aller Bildungsanstalten maßgebend.

1.1 Österreich

1.1.1 Schulen

a) Kloster- und Stiftsschulen

Alle mittelalterlichen Schulen (und man spricht hier vom christlichen Abendland) haben ihren Ursprung in Klosterschulen. Diese waren mit Klöstern verbundene Bildungsanstalten, in denen Mönche und Nonnen, doch in manchen Fällen, vielleicht im Spätmittelalter Lehrer von auswärts, den Unterricht erteilten. Klosterschulen hatten bei ihrer Entstehung im 5. Jahrhundert zunächst nur die Bildung von Klostergeistlichen zum Ziel, wurden aber immer wieder auch für Laien erweitert¹⁸.

Nach Raymund Kottje verlangte bereits die Regel des Pachomios, dass jeder Mönch lesen und schreiben könne und auch die benediktinischen Lektüreregeln setzen Lesekenntnis voraus¹⁹. Die Begründung der Klosterschulen im Abendland wird der Überlieferung nach auf Benedikt von Nursia, den Ordensstifter der Benediktiner und seinen jüngeren Zeitgenossen Cassiodorus zurückgeführt²⁰. Wesentlichen Aufschwung nahmen sie im irischen Mönchtum und innerhalb des fränkischen Reichs unter Karl dem Großen vor allem durch Benedikt von Aniane. Seit der Zeit der Aachener Beschlüsse (789) und der großen Korrektur der

¹⁸ Die Notwendigkeit, Schulen in den Klöstern einzurichten entstand eigentlich durch das Oblateninstituts der Klöster, also aus der Verbundenheit dazu, kleine Kinder, in der Regel im Alter sechs oder sieben Jahre, sobald dem Kloster anvertraut, aufzunehmen. Durch die Anwesenheit der Oblaten war man aber in jedem Kloster zu Unterricht und Erziehung gezwungen. Dies heißt aber nicht, dass sich auch die erwachsenen Mönche nicht bilden würden.

¹⁹ Raymund Kottje, „Klosterschulen“ In: Lexikon des Mittelalters, Band 5, Artemis Verlag, München/Zürich 1991, Sp. 1226-1228, 1226.

²⁰ Gudrun Gleba, Klosterleben im Mittelalter (Stuttgart 2004) S. 96.

Benediktsregel, die auch für die Domschulen maßgebend waren (dazu werden wir in dieser Arbeit noch zu sprechen kommen) teilte man sie in „äußere“, und „innere“²¹.

Für die Klöster stand die „innere“ Klosterschule (weil räumlich im Zentralbereich des Klosters gelegen), die *schola interior*, im Mittelpunkt ihrer Bemühungen. Diese diente Zöglingen, welche beabsichtigten, sich in den Klosterverband aufnehmen zu lassen – wie die *pueri oblati* – oder die bei ihrem Eintritt in den Orden ihr Studium noch nicht beendet haben. In den inneren Schulen wurde also der klösterliche Nachwuchs gebildet²². Diese „inneren Schulen“ dienten der Vorbereitung auf das Leben im Konvent, wobei der geistliche Tagesablauf im Mittelpunkt stand.

Die größeren Klöster, vor allem die der Benediktiner richteten außerdem noch eine „äußere“ Schule, eine *schola exterior*, ein, zu der ein mehr oder weniger freier Zugang bestand. Hier wurde vor allem der Weltklerus herangebildet, jedoch auch Kinder von Adeligen und später im Mittelalter reichen Bürgern wurden aufgenommen. Solche äußeren Schulen werden – weil sie seit dem 9. Jahrhundert angeordnet waren – bei vielen österreichischen Klöstern als selbstverständlich angenommen, obgleich sie sich oft bis ins 11. Jahrhundert hinein urkundlich nicht nachweisen lassen. Dies liegt darin, weil sich schwer feststellen lässt, ob eine Schule nur den Oblaten oder allgemein zugänglich war oder ob eine Doppelschule, eine „innere“ UND eine „äußere“, geführt wurde. Das Oblateninstitut haben nämlich Adelige wie Arme genützt. Die Rückkehr in die Welt war zwar selten und als Makel empfunden, war jedoch möglich²³.

Im Allgemeinen berichten über die Klosterschulen bloß punktuelle, eher zufällige Aufzeichnungen (etwa Urkunden die über Stiftungen berichten, die wohlhabende Menschen einem Kloster widmeten, damit dort ihre Kinder unterrichten werden konnten) – und dasselbe gilt auch für das Gebiet des heutigen Österreichs. Der Grund für die Dürftigkeit der Quellen im Mittelalter überhaupt, liegt unter Anderem darin, dass jeweils in der Regel – wenn die manchmal überlieferte Gesamtzahl der Mönche, die Nekrologe und Verbrüderungsbücher ausgewertet und vorsichtig interpretiert werden – höchstens 10 bis 30 Schüler den klösterlichen Unterricht besuchten, des Öfteren aber noch weniger und äußerst selten, etwa in einer größeren städtischen Siedlung wie Salzburg oder Passau mehr.

²¹ Raymund Kottje, „Klosterschulen“, 1226.

²² Die Zisterzienser führten ausschließlich nur „*scholae interiores*“. Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus, Österreichischer Bundesverlag (Wien 1982) S. 117.

²³ Ebd.

Auf dem dritten Laterankonzil (1179) wurde verbindlich angeordnet, dass nicht nur an jeder Domkirche Unterricht zu bieten sei, sondern auch in den anderen Kirchen oder Klöstern, in denen in der Vergangenheit zu diesem Zweck Zuwendungen gemacht worden waren. Im Kanon 11 des Dekrets des vierten Laterankonzils (1215 Über die Magister in den Schulen²⁴) wurde der Beschluss von 1179 wiederholt. Ein geeigneter Lehrer sei vom Kapitel zu wählen. Er habe die Kleriker unentgeltlich in Grammatik und anderen Fächern zu unterrichten. Dafür seien ihm die Einkünfte einer einzigen Pfründe zuzuweisen. Bei schwerer Strafe durfte dort niemand, dem es an intellektueller oder spiritueller Vorbildung mangelte, zum Priester geweiht werden. Eine gute Schule wurde damit beinahe zur Voraussetzung für den Weiterbestand eines Klosters.

Was die einzelnen Mönchsorden angeht, so waren es zunächst die Benediktiner, die für die schulische Ausbildung maßgeblich waren. Je nach Gründungsdatum ihrer Niederlassungen wurden sie für die Bildungsgeschichte bedeutsam. Zu den ältesten und bekanntesten gehören ohne Zweifel Klöster von St. Peter in Salzburg (gegründet vor 696), Mondsee (748), Kremsmünster (777), Admont (1074), Melk (1089) und das Schottenstift in Wien (1155)²⁵.

Nicht weniger bedeutsam wurden im Hochmittelalter auch die Stifte der Augustiner-Chorherren. Deren Reform im 11. Jahrhundert hatte die monastisch-klösterlichen Akzente verstärkt; Studium, Schule und Bibliothek nahmen seither in der Tagesordnung der regulierten Chorherren einen hohen Stellenwert ein. Ihre im bayrisch-österreichischen Raum verbreiteten Ordensgewohnheiten (*consuetudines*), die zwischen 1123 und 1128 entstanden sind, kündigten unter Anderem auch genauere Anweisungen zur Erziehung und Beaufsichtigung von jungen Menschen an (*que minoris etatis educatio, que iuvenum custodia*), doch sind diese verloren gegangen. Eine Reihe von Bestimmungen beschäftigt sich allerdings mit den dem Kloster übergebenen Knaben und ihrer Ausbildung. Die Laterankonzile von 1179 und 1215 drängten die Chorherren in der bereits eingeschlagenen Richtung weiter. Über die Bildungseinrichtungen haben sich jedoch nicht allzu viele Aufzeichnungen erhalten²⁶.

Viele Augustiner Chorherrenstifte, früher Benediktinerklöster, wurden im Zuge der Hirsauer Reform in solche umgewandelt. So zum Beispiel Hl. Hippolytus in St. Pölten

²⁴ Abgedruckt bei Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 381. Siehe auch 117.

²⁵ Siehe auch in Raymund Kottje, „Klosterschulen“ (in: Lexikon des Mittelalters, Band 5, Artemis Verlag, München/Zürich 1991) Sp. 1226-1228, 1226.

²⁶ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 121. Vgl. Cosimo Damiano Fonseca, „Augustiner-Chorherren“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 1 (1980), 1219-1220.

(gegründet Ende 8. Jahrhundert, Ende 11. Jahrhundert umgewandelt) oder Klosterneuburg (gegründet 1100, umgewandelt 1133) oder St. Florian (gegründet 8. Jh. umgewandelt 1071)²⁷. Es gab aber auch solche, die von Anfang an als der Standort der Augustiner-Chorherren dienten. Wie etwa St. Georgen (1112), Eberndorf (1150) oder Vorau (1163)²⁸.

Die Zisterzienser waren seit 1134 verpflichtet, für ihren Lebensunterhalt durch eigene Handarbeit zu sorgen – der Besitz von untertänigen Bauern war ihnen nämlich verboten. Obwohl auch zur körperlicher Arbeit gezwungen, beschäftigten sie sich auch mit dem Handel, vor allem von Wein und landwirtschaftlichen Produkten. Mit Hilfe von Laienbrüdern bewirtschafteten sie ihre Felder und Weinberge und zogen sogar Lohnarbeiter heran. In diesem in den wichtigsten Bereichen anders strukturierten Ordensleben fand das Oblateninstitut keinen Platz und wurde abgelehnt. Sie führten zwar für ihre Novizen eine *schola interna*, neigten aber zum Einzelunterricht. Der *scholasticus* musste Mitglied des Klosters sein, jedoch nicht unbedingt ein Mönchspriester. Auch Diakone und Subdiakone wurden zum Unterrichten herangezogen²⁹.

Die Laienbrüder, die auch bei den Benediktinern manuellen Arbeiten nachgingen, wurden vor der Latinität und somit auch von der höheren Bildung ausgeschlossen. Sie durften weder lesen noch schreiben – also auch keine Bücher besitzen. Im 15. Jahrhundert sollte sich dies allerdings grundlegend ändern. Wir wissen nicht nur, dass verschiedene „bereits berufstätige“ Handwerker in den Laienbrüderstand aufgenommen wurden, dass Laienbrüder nun nicht nur immer häufiger lesen und schreiben konnten, wir wissen auch von Laienbrüderbibliotheken. Die Zisterzienser folgten hier ganz der allgemeinen Entwicklung, wie wir sie auch für andere Orden im 15. Jahrhundert feststellen können³⁰.

Doch gerade diese Schrift- und Sprachbarriere machte zunehmend die Verwendung der Volkssprache im Kirchengesang und bei theologischen Belehrungen notwendig³¹.

Trotzdem waren neben den Benediktinerklöstern auch die Niederlassungen der Zisterzienser, wie etwa Heiligenkreuz, Lilienfeld oder Zwettl zu wichtigen Stützpunkten der Wissenschaft geworden. Der Wert der geistigen Arbeit wurde nämlich auch in diesen Stift nicht herabgesetzt.

Im 13. Jahrhundert, als die Städte in den Vordergrund rückten, gründeten vor allem reiche Bürger Bettelordensklöster, die in der Regel in den Verteidigungsring einbezogen wurden.

²⁷ Ebd.

²⁸ Ebd., 123.

²⁹ Ebd., 124.

³⁰ Hierzu siehe vor allem Michael Toepfer, *Konversen der Zisterzienser* (Berlin 1983).

³¹ Engelbrecht, *Geschichte des österreichischen Bildungswesens*. 114 f.

Die Mendikantenorden – Dominikaner, Franziskaner, Augustiner-Eremiten und Klarissen – wurden auf dem österreichischen Gebiet rasch heimisch. Die erste Niederlassung der Dominikaner erfolgte in Friesach in Kärnten (1217), die nächste schon in Wien (1226). Für die Dominikaner war die Predigt, der Dienst am Wort die Hauptaufgabe. Und gerade um der Predigt willen war eine gründliche theologische Ausbildung und ständige Weiterbildung der Mitglieder dieser Gemeinschaft unerlässlich – Hausstudium war da besonders wichtig. Deswegen hatten die Dominikaner als erster Orden des Abendlandes in ihre Regeln detaillierte Richtlinien für das Studium aufgenommen. Schule, Lehren, Lernen und Fortbildung wurden zu unbedingter Verpflichtung. Damit die Mönche genug Zeit zur Bildung hatten, hatte man sogar die Chorgebete verkürzt. Als eine Art Gottesdienst galt das Studium selbst³².

Der Babenberger Herzog Leopold VI. hat die Bettelorden im besonderen Maße gefördert. 1224 rief er die Minoriten nach Wien und die Anzahl ihrer Klöster überstieg die Anzahl der dominikanischen um ein Vielfaches. Um 1300 gab es in Österreich 25 Minoriten- und 8 Klarissenklöster³³. Die Bettelorden waren im Hoch- und Spätmittelalter sehr populär und vermochten vorübergehend die älteren Mönchsorden in den Hintergrund zu drängen. Sie zählen zu den progressiven Kräften, die auch das Bildungswesen wesentlich zu beeinflussen imstande waren. Diese neuen Orden standen allen Volksschichten ohne Ausnahme offen, und der Bauernsohn konnte darin genauso zu den verschiedenen Ämtern und Funktionen bis zum Ordensgeneral gewählt werden, wie ein Adeliger. Sie setzten damit, ähnlich wie die Universität ein Zeichen zur Überwindung der hierarchischen Ordnung, die die Gesellschaft des Mittelalters stark prägte³⁴. Vor allem aber hatten sie ein neues Verhältnis zur Schulbildung und Universitätswissenschaft. Sie öffneten die Bildungseinrichtungen ihrer Stadtklöster auch für Scholaren von auswärts und bemühten sich besonders, die theologischen Kenntnisse des Weltklerus anzuheben. Da die Mitglieder der Bettelorden selbst häufig an ausländischen Universitäten studiert hatten, die *stabilitas loci* der älteren Orden nicht kannten und oft aus verschiedenen Ordensprovinzen stammten, brachten sie fremde Sichtweisen in österreichische Städte. Als Beispiele sind hier vor allem Johannes Bischof und Johannes von Capestrano zu nennen, der sogar auf Wunsch Kaiser Friedrichs III. im Jahre 1451 nach Österreich kam und bei seinen Predigten großen Zulauf hatte³⁵.

³² Ebd.

³³ Ebd., 115

³⁴ Ebd.

³⁵ Hans Rupprich, Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters (Wien 1954), 174. Siehe auch Kurt Ruh, „Johannes von Capestrano“. In: Verfasserlexikon, Band 4, (1984) 561-567.

Immer wieder führte Reichtum zur Verkümmern der Disziplin, die Reformen des 10. Jahrhunderts sprachen dieses Problem bereits ebenso an, wie es die des 15. Jahrhunderts wiederholen sollten³⁶. Aber der Reichtum der Orden war begrenzt und wurde von Zeit zu Zeit vom Landesfürsten abgeschöpft. Schlechter wirkte sich der Zudrang des Adels in die Klöster aus, weil dieser in ihnen oft bloß eine Versorgungsanstalt sah, die ihm eine Fortsetzung seines weltlichen Lebens ermöglichen sollte.

Es sollten auch die zahlreichen verpflichtenden Andachtsübungen bleiben, die den Tag zerstückelten, wenig freie Zeit ließen und vielen Mönchen Lust zum Studium und Lehramt nahmen³⁷. In der Folge überließ man immer häufiger die Ausbildung der Klosterschüler jungen Mönchen, oder selbst Laien, die Geld zu verdienen suchten, um an einer Universität weiterstudieren zu können. Auch an den besten Schulen des Hochmittelalters wirkten jetzt zahlreiche weltliche Lehrer³⁸. Die von ihnen vermittelte Ausbildung sank auf ein bescheidenes Maß ab.

Im Laufe des 14. Jahrhunderts war offenbar ein Tiefstand erreicht worden, zumindest in den Orden der Benediktiner und der Augustiner-Chorherren, dem sich auch die meisten Domkapitel angeschlossen hatten. Die Schreibtätigkeit in manchen Skriptorien war stark zurückgegangen, so wie die Schreibkundigkeit der Konventsmitglieder. Im Kloster St. Lambrecht etwa, waren von den 26 Mönchen, die den Wahltakt von 1387 unterzeichnen sollten, nur drei eigenhändig dazu in der Lage. In Admont waren es 1423 immerhin schon 15, was sich nicht auf die hier erst viel später einsetzende Melker Reform zurückführen lässt³⁹. Die Statuten des Klosters St. Florian aus dem 13. Jahrhundert die Strakosch-Grassmann als Beispiel bringt⁴⁰, und die Reformkunde desselben Klosters von 1468 berücksichtigten den Fall, dass die Professoren, welche in den Orden eintreten des Lesens und Schreibens nicht kundig sein könnten; in diesem Fall sollte der in den Orden Aufzunehmende den Professzetteln durch einen anderen Bruder schreiben lassen.

Diese negative Entwicklung wurde aber auch dadurch beeinträchtigt, dass die im 14. Jahrhundert in Prag und Wien gegründeten Universitäten den Klöstern ihre Lehrkräfte entzogen, indem diese berufen wurden, an den hohen Schulen zu dozieren und dass die

³⁶ Vgl. Ulrich Faust, *Germania Benedictina* 3/3 (St. Ottilien 2002).

³⁷ Engelbrecht, *Geschichte des österreichischen Bildungswesens*, 160 Vgl. Strakosch-Grassmann, *Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens*, 2.

³⁸ Etwa in Kremsmünster. Alfons Mandorfer, *Erziehung und Unterricht in Kremsmünster*. In: *Kremsmünster, 1200 Jahre Benediktinerstift*, Linz 1976, 149.

³⁹ Knapp, *Geschichte der Literatur in Österreich*, 21.

⁴⁰ Strakosch-Grassmann, *Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens*, 3.

Universitäten die Klosterschulen minder nötig machten als früher, konnte man ja auf der Universität eine viel eingehendere Ausbildung erhalten als im Kloster⁴¹. Tatsächlich war hier die „Sogwirkung“ der Universitäten in Bezug zu Klöstern erst im 15. Jahrhundert zu spüren.

Man kann aber trotzdem nicht sagen, dass von Mönchen keine über dem Durchschnitt liegende wissenschaftlichen Leistungen erbracht wurden. Etwa Engelbert Pötsch, der 1297 zum Abt von Admont geworden ist, kann als einer der bedeutendsten Gelehrten der frühern Habsburgerzeit bezeichnet werden. Er genoss internationales Ansehen. Seine Schriften, dessen Hauptgegenstand meistens Theologie war, finden sich in Rom, Basel, Danzig, Bamberg, Prag, Wien und Klagenfurt. Er war jedoch vielseitig orientiert und befasste sich auch mit Naturwissenschaften, der Astronomie, Musik, Geschichte, den antiken Autoren und sogar deutschen Heldensagen. Sein literarisches Werk umfasst mehr als 44 Nummern, darunter *Speculum virtutum moralium* (ein Fürstenspiegel, den Söhnen Herzog Albrechts I. gewidmet), *De musica* und *Tractatus de providentia Dei*.⁴²

Die Situation in den Klosterschulen im österreichischen Raum hat sich einigermaßen dann im 15. Jahrhundert im Zuge der Melker Reformbewegung verbessert. Universitätslehrer wie Nikolaus von Dinkelsbühl standen den Reformäbten persönlich nahe und unterstützten sie bei der Durchführung der Änderungen. Sie hielten in den Klöstern Vorlesungen, viele Studenten und Graduierte der Wiener Universität entschieden sich nunmehr für ein Klosterleben und legten die Profess ab, wie etwa Nikolaus Kempf⁴³, der in den karthäusischen oder Johannes Schlitpacher⁴⁴, der in den Benediktinerorden eintrat. Novizen fanden wiederum ihren Weg zu den Studien. Die Beziehungen zwischen den Klöstern und der Universität wurden eng und die Wissenschaften wurden in mönchischen Niederlassungen wieder gepflegt⁴⁵.

b) Domschulen

Domschulen waren ursprünglich zur Ausbildung des Diözesanklerus an der Bischofskirche eingerichtete Schulen. Ehlers meint, dass es sogar welche bereits in der Zeit

⁴¹ Ebd., 2.

⁴² Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens 160. Die Hauptquelle für Engelberts Leben und Werk ist sein um 1325 Meister Ulrich von Wien gerichtete autobiographisches Brief, in dem er einen Überblick sowohl über seinen Studiengang als auch über seine Schriften gibt. Sie ist laut Hamm zugleich eines der wenigen Zeugnisse für die Art der wissenschaftlichen Ausbildung eines Klerikers dieser Zeit. Vgl. Marlies Hamm, „Engelbert von Admont“, Verfasserlexikon, Band 2, (1980) 535-549. 537. Siehe auch Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 1, 309-331. siehe auch Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/1, 1999.

⁴³ Dennis D. Martin, „Kempf, Nikolaus von Straßburg“. In: Verfasserlexikon, Band 4 (1983) 1123.

⁴⁴ Franz Hubalek, Aus dem Briefwechsel des Johannes Schlitpacher (Wien 1963) ungedr. Dissertation.

⁴⁵ Siehe auch Meta Niederkorn-Bruck, Ein Briefbuch als Quelle für die Geschichte der ersten Melker Reform (in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Band 100, Wien/München 1992) 268 – 282.

des Augustinus gegeben hat. Bis zum 10. Jahrhundert standen sie jedoch in der Bedeutung oft hinter den Klosterschulen⁴⁶. Der Studienbetrieb an den Domschulen erhielt wichtige Impulse erst durch die Kirchenreform. Bischofstädte entwickelten sich überdies häufig zu neuen Großzentren, während die Klöster zunehmend an die Peripherie gerieten. Im 11. Jahrhundert gab es in Frankreich und am Rhein etwa 60 Dom- oder Kathedralschulen.

Über Domschulen des frühen Mittelalters berichten ausführlich vor allem die Quellen aus dem Westgotenreich, weil die Konzilien von Toledo sich seit 527 immer wieder mit der Klerikalausbildung am Bischofsitz befassten. Am wichtigsten ist, was diese Problematik anbelangt, Isidor von Sevilla, der 633 selbst das Toletanum leitete. Ob im Merowingereich Domschulen existiert haben ist unbekannt⁴⁷.

Zu den bekanntesten Domschulen im frühmittelalterlichen Europa gehören das Domstift von Metz⁴⁸ (das selbst von Karl dem Großen als Musterschule angesehen wurde) und von York (dessen Leiter Alkuin 781 ins Frankenreich berufen wurde).

Die Aachener Synode von 789 forderte von jedem Bischof Errichtung einer Schule für Elementarunterricht. Diese Vorschrift wurde zum Bestandteil des *Admonitio generalis* und strebte erstmals eine einheitliche Klerikerbildung an. Als Lehrinhalte wurden Singen, Lesen, Schreiben, Berechnen des Ostertermins und lateinische Grammatik bestimmt.⁴⁹ Sachwissen, das die Grundvoraussetzung für das Funktionieren geistlichen Lebens darstellt.

So wie bei den Klosterschulen, konnte im Rahmen einer Domschule sowohl eine *schola interna* (für die Kleriker) als auch eine *schola externa* (für die Laien) eingerichtet sein. Laut der Anordnung des dritten Laterankonzils musste sogar jedes Domkapitel bei Bedarf einen Lehrer zum kostenfreien Unterricht unterhalten.⁵⁰

⁴⁶ Joachim Ehlers, „Domschulen“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 3, (1986) 1226-1229. Vgl. Engelbrecht Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 110.

⁴⁷ Ebd., 1227.

⁴⁸ Zu berühmten Domschulen im französischen Sprachraum zählen auch Laon und Reims. Ihr hohes Ansehen vor allem im Frühmittelalter verdankt Laon vor allem den beiden Iren Martin Hiberniensis (gest. 875) und Johannes Scotus (gest. um 880), Reims auf der anderen Seite Archidiakon Gerannus (972 Gesandter König Lothars) und Gerbert von Aurillac. Daneben gab es auch Beziehungen der Schulen untereinander, im Falle von Laon zu Reims (928 bzw. 929 wurde eine Gebetsverbüderung der beiden Kathedralkapitel begründet; außerdem stammen mehrere Handschriften Laoner Bibliothek aus Reims). Joachim Ehlers, Dom- und Klosterschulen in Deutschland und Frankreich, 29-52.

⁴⁹ „...ut eorum bona conversatione multi protrahantur ad servitium Dei, et non solum servilis conditionis infantes, sed etiam ingenuorum filios adgregent sibi que socient. Et ut scholae legentium puerorum fiant. Psalmos, notas, cantus, computum, grammaticam per singula monasteria vel episcopia et libros catholicos bene emendate; quia saepe dum bene aliqui Deum rogare cupiunt, sed per inemendatos libros male rogant. Et pueros vestros non sinite eos vel legendo vel scribendo corrumpere; et si opus est evangelium, psalterium et missale scribere, perfectae aetatis homines scribendo cum omni diligentia“. Hier zitiert aus Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 379.

⁵⁰ Ebd. 1228.

Zu den berühmtesten Domschulen im deutschsprachigen Raum im frühen Mittelalter gehörten die Domschulen von Magdeburg und Hildesheim. Für Magdeburg war vor allem der Gelehrte Ohrtrich (Ende des 10. Jahrhunderts zum Mitglied der Hofkapelle Ottos II. geworden) und Eckehard (Lehrer von Suidgers von Münster und Thietmars von Merseburg, später Gesandter seines Domkapitels) von Wichtigkeit. Zu berühmten Persönlichkeiten der Hildesheimer Domschule, nach den Worten Ehlers' eine bedeutende Lehrstätte bis zum 12. Jahrhundert, auf der anderen Seite zählten Otwin (der dieser Schule einen wichtigen Anstoß in der Gestalt einer großen Bücherschenkung gegeben hat, gest. 984) aber vor allem Bernward, zuerst Mitglied der Hofkapelle, dann Lehrer Ottos III. und schließlich sein engster politischer Berater⁵¹.

Auf dem Gebiet des heutigen Österreichs gewannen im Mittelalter an Bedeutung vor allem die Domschule von Salzburg, Seckau, Brixen, Gurk und Lavant.

Für die Entfaltung der Domschule in Salzburg hat sich sogar der bekannte Mönch Chunibert von St. Gallen verdient gemacht. Er weilte hier zwischen 942 und 947. Viele Schüler wurden dadurch angelockt und die Schule gewann an Prestige. Einen „zweiten Aufschwung“ gewann die Schule unter Erzbischof Konrad I., der früher Domherr in Hildesheim gewesen war. 1122 wurde ein Domkapitel mit 24 Mitgliedern nach der Regel des hl. Augustinus eingesetzt, wir finden hier wiederum einen *magister scholarum* (1139) verzeichnet⁵².

Das Beispiel von Salzburg zeigt, dass die Mobilität zwischen Dom- und Klosterschulen durchaus gegeben war.

Da den Domschulen durch das aufkommende Universitätsstudium immer stärker der Charakter einer darauf vorbereitenden Schule zugewiesen wurde, sanken sie mehr und mehr auf das Niveau der Klosterschulen ab und verfielen allmählich. Dies geschah aber in unterschiedlichen Gebieten zur verschiedenen Zeit – im französischen Sprachgebiet etwa früher als im deutschen Sprachgebiet.

So, wie man die „goldene Zeit“ der Domschulen in Österreich am besten an der Domschule von Salzburg betrachten kann, so kann man an ihrem Beispiel auch den Verfall sehen.

1223 wurden zwei Domkanonikate mit ansehnlichen Pfründen geschaffen: das des *scholasticus* und das des Kantors. Deren Aufgabe war es, dafür zu sorgen, dass es bei der

⁵¹ Joachim Ehlers, Dom- und Klosterschulen in Deutschland und Frankreich, 29-52.

⁵² Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 110.

Jugend nicht an Disziplin und Bildung und im Chor in der Domkirche nie an guten Sängern fehlte und das Psaltersingen löblich gefördert werde. Sie wurden aus der Mitte der Domherren gewählt. Dies erwies sich in der Zukunft aber nicht als günstig. Die Stellen eines Scholasters und Kantors waren nämlich sehr einträglich. Als Domherren fanden nur Adelige Berücksichtigung und die wollten wohl die Pfründe, aber nicht unterrichten. Sie beschränkten sich auf die Oberaufsicht, und der wirkliche Leiter der Domschule, *rector* oder *provisor scholarum* genannt, musste alle Arbeit leisten und wurde sehr schlecht entlohnt. Das Ansehen der Domschule sank daher. Danach versiegen die Quellen über ihre Tätigkeit beinahe, nur die überlieferten Namen von *scholastici*, Kantoren und Schulrektoren lassen uns von ihrer Existenz wissen. Dabei hatte das Erzbistum weiter – bis 1514 – an der Augustiner-Chorherrenregel festgehalten⁵³.

Sehr oft mussten viele Domschulen ihre Vorrangstellung an „Stadtschulen“ und letztlich auch an Universitäten abgeben

c) Pfarr- und Stadtschulen

Während des Hochmittelalters vollzog sich schrittweise auch die Ausbildung eines ziemlich, wie Engelbrecht sagt, weitmaschigen Pfarrnetzes. Und wenn auch die Entwicklung der Pfarrorganisation in den heutigen Bundesländern verschieden verlaufen ist, haben sie etwas gemeinsam – und zwar, dass die Pfarren zunächst ein sehr großes Gebiet umfasst haben. Erst später begann man sie in kleinere Sprengel aufzuspalten. Die Rodungspfarrn in Ostösterreich waren jedoch von Anfang an klein gehalten. Bis ins 12. Jahrhundert war das Eigenkirchenrecht bestimmend⁵⁴.

Als die unmittelbarste Organisationsform für die Gläubigen kam der Pfarre große Bedeutung zu. Sie war nicht nur das Seelsorgezentrum. Als zentraler Ort zog eine Pfarrkirche auch Verkehr und Handel an und übernahm schließlich ebenso wie die Klöster kulturelle und schulische Aufgaben⁵⁵.

Von den Pfarren eingerichteten Schulen zielten vorerst darauf ab, die Kirchen hinreichend mit Kindern und Jugendlichen zu versehen, die am Altar dienen und bei Gottesdiensten und Kirchenfeierlichkeiten singen konnten – daher auch oft die Bezeichnung „Singschule“. Wo es sich die Pfarrer leisten konnten, unterrichtete der angestellte Mesner oder Küster die Sänger und Ministranten als *Ludimagister* bzw. Schulmeister oder Kantor.

⁵³ Ebd., 162. Vgl. Jacques Verger, „Schule“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 7 (1995) 1582-1589.

⁵⁴ Ebd., 126.

⁵⁵ Ebd.

Die Pfarrschule ist wohl ein Teil der Pfarre gewesen. Der Pfarrer zuerst selbst, später auch jemand, der von ihm zur Unterstützung in der Seelsorge heran gezogen wurde, waren die Lehrer. Des Öfteren wird für den Gehilfen, in den Urkunden beigelegt, dass er ein *scolaris* (*suler*, *schueler*) sei. Dadurch erfahren wir, dass häufig Schüler der Hohen Schulen (woher Engelbrecht aber herausgefunden hat, dass es sich gerade um „fahrende Schüler“ gehandelt haben sollte, ist mir nicht wirklich klar geworden), vor allem Priesteramtkandidaten, die im schulischen Bereich Fortbildung und Unterhalt zugleich suchten. Der Pfarrer übernahm Anstellung und Verpflegung des Lehrers, wenn er selbst nicht unterrichtete, oder es wurde die Gemeinde dafür herangezogen. Der Lehrer hatte häufig gewisse Kirchendienste zu leisten. Sein Einkommen war schmal und die Klagen darüber hatten kein Ende⁵⁶. Offen bleibt, in wieweit in diesen Pfarrschulen die lateinische Sprache als Unterrichtssprache verwendet worden ist – höchstwahrscheinlich hing es aber vom Niveau des Lehrers ab. Andererseits finden wir laut Engelbrecht auch Orte, wo neben der Pfarrschule noch eine Lateinschule eingerichtet war, was darauf hinweist, dass der Pfarrschule eben nur eine vorbereitende Aufgabe zugefallen ist. Im Wesentlichen war sie wohl abhängig von den Fähigkeiten und dem Einsatz des jeweiligen Pfarrers oder Lehrers.

Die Bürger haben es aber bald verstanden, die Pfarrschulen auch für eine elementare Ausbildung ihrer Kinder zu nützen, nur verschoben sich die Aufgaben der Bildung und deshalb richtete man oft nach dem Vorbild der Klosterschulen städtische Lateinschulen ein.

Deren Zahl begann im Spätmittelalter (seit dem 14. Jahrhundert) ziemlich sprunghaft anzuwachsen. Laut Fritz Peter Knapp ist die Zahl der urkundlichen Erstnennungen von Schulen bzw. Schulmeistern in der Zeit von 1273 bis 1358 gegenüber der Zeit vor 1273 auf nicht ganz das Dreifache, in der Zeit von 1358 bis 1439 auf fast das Fünffache gestiegen. In dieser Zeit sind etwa die Schulen in Zwettl (1376), Gmünd (1419), Korneuburg (1408) oder Guntramsdorf (1429) entstanden⁵⁷. Mehr als die bloße Existenz einer Schule verraten uns die

⁵⁶ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 159.

⁵⁷ Sowie Asparn an der Zaya (1427), Eggenburg (1361), Gars (1375), Hausleiten (1410), Hollabrunn (1393), Horn vor Ende des 14. Jahrhunderts, Königstetten (1439), Langenlois (1373), Leobersdorf (1393), Lichtenau (1428), Litschau (1382), Mistelbach (1414), Nußdorf an der Traisen (1392), Petzenkirchen (1406), Pöchlarn (1435), Pulkau (1397), Purgstall (1406), Retz (1403), St. Georgen am Ybbsfelde (1403), Spitz (1363), Stockerau (vor 1438), Stockern (1409), Traiskirchen (1359), Waidhofen an der Thaya (1369), Weikendorf vor Ende 14. Jh., Allenfelden (1369), Eferding, (1385), Freistadt (1371), Gmunden (1371), Kirchdorf an der Krems (1398), Schwanenstadt (1410), Vöcklabruck (1397), Bad Hofgastein (1430), Hallein (1390), Mattsee (1402), Rauris (1366), Bad Aussee (1408), Feldbach (1425), Fürstenfeld (1436), Hartberg (1425), Mürrzuschlag (1409), Pöllau (1375), Pöls (1410/12), Radkersburg (1386), St. Lorenzen im Mürztal (1406), Schladming (1395), Althofen (1428), Feldkirchen (1370), Wolfsberg (1425), Kitzbühel (1368), Kufstein (1399), Innsbruck (1369), Zams (1381), Zirl (1401), Tramin (1381), Bruneck (1369), Schluderns (1406), Sterzing (1415), Toblach (1431). Dies zeigt ein deutliches Übergewicht des Landes Österreich unter der Enns. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 23.

Quellen aber in der Regel nicht, so dass sich die Qualität gegenüber der bloßen Quantität des Bildungsangebots nur schwer abschätzen lässt – jedenfalls nicht aus den Quellen, die aus dem Gebiet des heutigen Österreichs stammen. Schulstatuten bzw. sogar Lehrpläne sind auf dem Gebiet des heutigen Österreich nur für die Bozner Stadtschule, Kremser Schule⁵⁸ und die Schule von St. Stephan in Wien erhalten geblieben - wobei die letztere für die bedeutendste gehalten wird⁵⁹.

Für die sozial schwächeren Schichten war der Weg zum Priesteramt oftmals gesichert worden. Das Oblateninstitut, die Mildtätigkeit der Bürger und dringliche Aufforderungen der Konzilien (drittes Laterankonzil 1179, viertes Laterankonzil 1215) hatten die Haupthindernisse beseitigt. Kinder ärmerer Stadtbewohner oder der Bauern finden sich auch in Dom- und Klosterschulen. Der Aufstieg in höhere Kirchenämter war ihnen allerdings in der streng feudalen Welt häufig verwehrt. Die besseren Pfründen behielt sich der Adel selbst vor⁶⁰.

Die Gründungsdaten der Lateinschulen auf dem Gebiet des heutigen Österreichs, sind in den meisten Fällen ins 14. und 15. Jahrhundert einzuordnen, ein Beweis dafür, dass sich in dieser Zeit die materielle Basis der städtischen Siedlungen verbreitet hat und das Selbstbewusstsein ihrer Bürger gestiegen war. Vielleicht war es aber auch dadurch verursacht, dass einfach die Notwendigkeit lesen, rechnen und schreiben zu können, mittlwerweile durch Wirtschaft, Handel und Verkehr gestiegen war. Die Bürger haben sich dabei jedoch bereits bewährten Formen bedient und ahmten das Vorbild der Klosterschulen nach, wobei sie es ihren Bedürfnissen und Anforderungen anzupassen versuchten. Sie konnten sich offenbar vorerst Schule und Unterricht auch gar nicht anders vorstellen. Noch dazu hatte ja bei den städtischen Einrichtungen des Bildungswesens zumeist die Kirche die Initiative ergriffen. Vielen Pfarrschulen gelang es jedoch, sich organisatorisch zu Lateinschulen zu entwickeln und dabei unbedingte Notwendigkeiten des bürgerlichen Bildungsanspruchs mit zu berücksichtigen.

⁵⁸ Engelbrecht erwähnt dabei, dass die Kremser Statuten sehr denen von St. Stephan in Wien ähneln, also musste die Ausstrahlungskraft dieser Schule groß sein.

⁵⁹ Und zwar von allen Geschichtswissenschaftlern zu deren Werken über das österreichische Bildungswesen ich das Glück hatte, zu gelangen. Strakosch-Grassmann, Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens, 4 ff., Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 24. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 126. Heinrich Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung, 455. Wenn man sich aber den deutschsprachigen Gebiet ansieht, sind Schulstatuten bzw. Lehrpläne auch etwa für München (um 1300), Worms (1307) oder Landshut (1338) erhalten geblieben. Eugen Schoelen, Pädagogisches Gedankengut des christlichen Mittelalters, Paderborn: Schöningh, S. 135.

⁶⁰ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 127.

Obwohl der Landesherr versuchte, sich den Einfluss auf das städtische Schulwesen zu sichern, hat er diesen letzten Endes auf die Stadtbürger übergeben – wie es etwa im Falle von St. Stephan in Wien und der Bürgerschule bei Wiener Neustadt der Fall gewesen ist. Immer noch schwer waren allerdings noch die Auseinandersetzungen mit dem Pfarrer, der seine Entscheidungsrechte bei Auswahl des Lehrers und Festlegung der Unterrichtssziele nur ungern mit den Bürgern teilen wollte und nur schrittweise vor ihrem Drängen zurückwich. Die Städte errangen schließlich überall ein Mitspracherecht.

Dass sie das Schulwesen nicht ganz in ihre Hände nahmen, lag höchstwahrscheinlich auch an der starken religiösen Gesinnung der Bürgergemeinden. Wichtig ist hier auch zu sagen, dass das städtische Unterrichtswesen aus dem Kirchenvermögen und religiösen Stiftungen bestritten wurde und die Bürgerschaft anfangs gar nicht willens und zumeist auch nicht in der Lage war, selbst für die Unkosten aufzukommen. Sie beschränkte sich zuerst darauf, einen Schulraum zur Verfügung zu stellen, für die Heizung zu sorgen usw. In den städtischen Rechnungen der Stadt Wien, finden sich jedoch bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts ziemlich hohe Beiträge für die Bürgerschule von St. Stephan ausgegeben, von 1470 an werden die Ausgaben für den Schulmeister, im 16. Jahrhundert auch für die *magistri* unter den Gehältern der städtischen Amtsleute verrechnet. Sachkosten, sowie Kosten zur Erhaltung des Schulgebäudes werden gleichfalls von der Kassa der Stadt Wien bezahlt⁶¹.

d) Deutsche Schulen

Im 14. und 15. Jahrhundert mehrte sich die Zahl derer, die eher Wissen für praktische Zwecke in der Schule zu erhalten wünschten, die das Deutsche dem Latein vorzogen und mehr Gewicht auf das Rechnen legen wollten. Das war verständlich, denn in dieser Zeit durchdrang die Schriftlichkeit im Handel, in der Buchführung und im Geschäftsbrief. Dies erforderte jedoch neue Formen der Ausbildung und eine Weiterentwicklung der deutschen Sprache zu einem schriftsprachlichen Kommunikationsmittel.

Das neue, was im Schulwesen geleistet werden musste, war die „Verschulung“ der deutschen Sprache. Diese Transformierung der Mundarten ließ sich verhältnismäßig rasch mit Hilfe der lateinischen Grammatik durchführen. Deren Regeln wurden systematisch auf die deutsche Sprache angewendet und auf diese Weise konnte die deutsche Sprache lehr- und lernfähig gemacht werden. Allerdings sollte der entscheidende Durchbruch im Versuch der Vereinheitlichung erst mit dem Druck der Bibel, vermehrt dann auch Texte der

⁶¹ Ebd., 172.

„Seelenführung“, die so genannten *artes moriendi*, etc., einerseits andererseits insgesamt mit dem Buchdruck beginnen⁶².

Der neue Schultyp, der sich herausbildete, wurde die „deutsche Schule“ genannt, um ihn von der Lateinschule besser unterscheiden zu können. Er war stärker auf die Bedürfnisse der Bürger abgestimmt und eher für die „gewöhnliche Menschen“ geeignet, weil er vor allem praktische Ziele verfolgte. Man lernte dort in deutscher Sprache lesen und Schreiben, Rechnen, die Kenntnis der Münz-, Maß- und Gewichtsarten, etwas Gesang und auch ab und zu ein wenig Latein, damit die Schüler den gottesdienstlichen Handlungen besser folgen konnten⁶³.

Deutsche Schulen sind in Hamburg oder Lübeck bereits im 14. Jahrhundert, auf dem österreichischen Boden jedoch erst ab dem 15. Jahrhundert nachzuweisen. Durchsetzen konnten sie sich gegenüber den Pfarr- und Lateinschulen aber erst im 16. Jahrhundert. Es wäre daher möglich, dass die privaten schulischen Einrichtungen bis dorthin ausreichend waren und im Allgemeinen befriedigten⁶⁴. Es kann daraus auch auf die Qualität der Pfarrschulen, sowie ihre starke Position geschlossen werden, die jede Einschränkung zu verhindern versuchten.

1.1.2 Lehrer

Noch bevor aber die Rede von irgendwelchen Schulregeln war, wurden zuerst die Lehrer und ihre Schüler erwähnt. Manchmal können wir (vor allem was noch Hochmittelalter betrifft) auf eine Kloster-, Dom-, oder Pfarrschule nur dann schließen, wenn ein *scholasticus*⁶⁵, *paedagogus*⁶⁶, *magister*, *rector*⁶⁷, *cantor*, *schulmaister*⁶⁸ oder *scolar*, *puer*⁶⁹ erwähnt wird. Wie etwa in Lambach, St. Paul im Lavanttal, Klein-Mariazell, St. Hippolytus in St. Pölten, Klosterneuburg, Waldhausen usw.⁷⁰ Und je höher dann die Qualität des Lehrers,

⁶² Normierend wirkte in dieser Hinsicht auch der „Simplicissimus“ von Grimmelshausen, der in der Zeit unmittelbar nach seiner Entstehung fast so populär war, wie die Bibel.

⁶³ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 175.

⁶⁴ Über Privatlehrer erfahren wir aus den Urkunden und autobiographischen Aufzeichnungen. Engelbrecht führt etwa ein Schriftstück aus dem 14. Jahrhundert, welches berichtet, dass *chunrat der leinbater* sich vor Bürgermeister und Rat der Stadt Wien verpflichtet habe, für seine Stiefkinder, die ihm zur Erziehung übergeben worden sind, unter Anderem auch einen *schulmaister*, der sie *lerent* zu halten. Ebd.

⁶⁵ Etwa St. Paul im Lavanttal, St. Georgenberg-Fiecht. Mehr zum Begriff des *scholasticus* bei Jacques Verger „Scholasticus“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 7 (1995) 1520-1521.

⁶⁶ Im Falle von Klosterneuburg.

⁶⁷ Im Falle von Salzburg.

⁶⁸ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 438. – hier aus dem Abdruck der Schulordnung von St. Stephan.

⁶⁹ Klosterneuburg, Gurk, St. Georgen an der Donau, St. Florian. Alle Bezeichnungen finden sich bei Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 121.

⁷⁰ Ebd., 118 ff.

desto höher auch die Anzahl der Schüler – je höher die Anzahl der Schüler (und je mehr aus „besseren“ d. h. adeligen Familien desto besser), desto mehr Ruhm genoss die Schule⁷¹. Ausgezeichnete Beispiele dafür sind etwa Chunibert I. von St. Gallen (später in Salzburg wirkend) oder Gottfried von Admont⁷². Lehrer dienten also sozusagen als eine Anziehungskraft. Nicht unterschätzen sollte man auch die „prominent“ gewordenen Schüler, die letztlich wieder Werbung für die Schule machen. Wie es etwa bei Thangmar von Hildesheim (der oben erwähnten Domschule) Meinwerk, später Bischof von Paderborn und der spätere Kaiser Heinrich II. waren⁷³.

Hervorzuheben sind, was vor allem die Klosterschulen und Domschulen angeht jedoch vor allem Wilhelm von Hirsau, der in den *consuetudines* eine entscheidende Grundlage für die Bildung an sich legt und Gutolf von Heiligenkreuz, der ja nicht nur für Heiligenkreuz an sich, sondern auch in Wien und für Wien schließlich große Bedeutung erlangt hat.

Wilhelm von Hirsau (1069-91), stammte aus Bayern und wurde als Knabe nach St. Emmeram in Regensburg gegeben (von Otloh ausgebildet). Wahrscheinlich bereits dort verfasste er zwei quadriviale Schriften in Dialogform – eine zur Astronomie und eine zur Musik. Vielleicht noch vor dem Abschluss des Musiktraktats wurde er, nachdem der erste Abt von Hirsau, Friedrich, abgesetzt worden war, 1069 zum Abt von Hirsau berufen (1071 geweiht) und beschäftigte sich aktiv mit der Klosterreform und kirchenpolitischen Tätigkeiten. Im Investiturstreit vertrat er die Position von Gregor VII. und unterstützte die Gegenkönige. Wilhelm reformierte in Hirsau das Klosterleben (anfangs St. Emmeramer Prägung), von 1076 an nach dem Vorbild von Cluny. Ein dem Hl. Petrus geweihtes Kloster wurde gebaut (1083-92). Unter Wilhelms Leitung wurde Hirsau zum führenden Reformkloster im süd- und mitteldeutschen Raum. In der Folge entstanden weitere Reformklöster (Schaffhausen, St. Georgen, Klosterreichenbach, Zwiefalten, Blaubeuren) und ältere Abteien wurden erneuert (Hasungen, Kassel, Petershausen, Konstanz). Mit Hilfe des Ulrich von Zell verfasste Wilhelm die an cluniazensische Gewohnheiten angelehnten „Hirsauer Consuetudines“.⁷⁴

⁷¹ Für die Domschule von Gurk war es sicher von keiner geringen Bedeutung, dass dort der Herzog Ulrich von Kärnten (1135-1144) seine drei Söhne erziehen ließ. Ebd., 111.

⁷² Während seiner Zeit sind 13 Mönche als Äbte in verschiedene Klöster berufen worden. Hebung des Buchstandes – Bücher sind eifrig abgeschrieben worden. Engelbrecht. Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 113.

⁷³ Joachim Ehlers, Dom- und Klosterschulen in Deutschland und Frankreich, 49.

⁷⁴ H. Seibert, „Wilhelm von Hirsau“ In: Lexikon des Mittelalters, Band 9, (1998) Sp. 155, 156, Jürgen Seidel, „Wilhelm von Hirsau“ In: Bibliographisches Kirchenlexikon, Band XIII, (1998) Sp. 1240-1241.

Die Intention dieses sehr für die eingehende Bildung der jungen Novizen plädierenden Mönches und Abtes war es ursprünglich, „das Gold aus dem Kote raussuchen“. Der Hirsauer Abt schaffte das Oblateninstitut ab⁷⁵.

Ich möchte hier auch auf den berühmten Zisterzienser Gutolf von Heiligenkreuz (urkundlich nachweisbar in den Jahren 1265, 1267, 1284, 1285⁷⁶) hinweisen. Von Engelbrecht wird er sogar als der erste Philologe von Rang, den Österreich hervorgebracht hat, bezeichnet⁷⁷. Seine wertvolle, an der Latinität hohe Ansprüche stellende Grammatik bot ein vollständiges System der lateinischen Sprache samt Vokabular und einem Abriss der Metrik. Gutolf war eine vielseitige Persönlichkeit und widmete seine Studien außer den *artes* (insbesondere dann der Musik) auch der Jurisprudenz, Historiographie und Hagiographie⁷⁸. Von Bedeutung war er schließlich auch für Wien, da er lange Zeit im Zisterzienserinnen Kloster in Wien als Lehrer gewirkt hat.

Dass der Schulmeister in den Kloster- und Domschulen einen Gehilfen hatte ist zwar wahrscheinlich, man kann es jedoch aus den Quellen kaum herauslesen. Bei den Pfarrschulen müssen wir mit solchem Problem nicht kämpfen. Hinweise darauf, dass der Schulmeister Gehilfen hatte, gibt es an mehreren Orten. Wie etwa für die Lateinschule in Krems, wo der Gehilfe *succentor*⁷⁹ geheißen hat. In Hall nannte man die Schulmeistergehilfen hingegen *astanten*⁸⁰ und bei St. Stephan in Wien *locaten*⁸¹. Der Schulmeister stellte die Gehilfen bei Bedarf ein, oder entließ sie – sie hingen von ihm ab. Sie waren nicht nur seine Hausgenossen, sondern teilten mit ihm auch den Schulraum. Das heisst also, dass mehrere Gruppen von verschiedenen Lehrern in einem Raum unterrichtet wurden. –Eine Realität, die lange Zeit durchaus üblich war.

Der Lehrer, von dem man Universitätsausbildung forderte, meist ein Geistlicher oder ein Kandidat des Priesteramtes, musste sich mit einer geringen Entlohnung zufrieden geben. Seine Einkünfte variierten von Ort zu Ort. Fast nie waren sie hoch, denn die Lehrer waren immer auf der Suche nach Nebenverdiensten: Hochzeiten, Taufen, Trauerfeierlichkeiten, viel häufiger aber als Schreiber, Übersetzer von Urkunden usw. Zudem bekamen sie nur kurzfristige Verträge und wurden meistens nur für ein Jahr aufgenommen. Die Gehilfen des Lehrers mussten sein Schicksal teilen. Bloß dem Kantor – meistens übte, wie schon erwähnt

⁷⁵ Hier zitiert nach Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 114.

⁷⁶ Winfried Stelzer, „Gutolf von Heiligenkreuz“ In: Verfasserlexikon, Band 3, (1980) 338-346, S. 338.

⁷⁷ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 160.

⁷⁸ Ebd. Vgl. Stelzer, „Gutolf von Heiligenkreuz“, 338.

⁷⁹ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 170.

⁸⁰ Ebd. 171.

⁸¹ Ebd. 168, Siehe auch Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan in Wien, 372, Heinrich Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung, 455.

der Schulmeister dieses Amt aus – erging es manchmal besser, wenn die Erträge aus geistlichen Pfründen und Messstiftungen reichlicher flossen. Der Kantor hatte häufig auch einen besseren sozialen Status, da sein Amt häufig auch repräsentativeren Charakter hatte.

Das Schulgeld, das die Schüler zu zahlen hatten, war deshalb für den Schulmeister eine wesentliche Einnahme. Daher war er bestrebt, konkurrierende Schulen von Anfang an zu beschneiden oder auszuschalten. Aus diesem Grund wehrte er sich auch gegen dem Entstehen von „deutschen Schulen“ bzw. Winkelschulen⁸².

Die Schulmeister der deutschen Schulen hießen Schulhalter. Dies war ursprünglich nämlich ein Nebenberuf mit einem geringen Einkommen, das durch das Schulgeld abgedeckt wurde. Auch die Schulhalter, sowie die Schulmeister von Pfarrschulen, hatten das Recht, Gehilfen anzustellen. Daraus erklärt sich dann auch, warum etwa die Stellung des Lehrers mitunter sehr schlecht war⁸³.

Des Öfteren entsprachen die Schulmeister der deutschen Schule aber weder bildungsmäßig noch moralisch den Erwartungen der Bürger oder auch des geistlichen „Schulträgers“, und es gab für die städtischen Behörden viel zu tadeln. Er bemühte sich sogar dem lateinischen Schulmeister mit allen Mittel die Schüler fortzulocken und erlaubte sich deswegen Übergriffe im Lehrstoff und schlug im Konkurrenzkampf in der Wahl der Mittel über die Stränge.

Man hatte mit der Einrichtung der deutschen Schule aber doch einen neuen Weg beschritten. Auch sie war – wie die Ausbildung der Ritter – eine Abzweigung des traditionellen lateinischen Prototypen schulischen Lernens und half bei der Emanzipation des Bürgertums mit. Nach Engelbrecht sollte sie sogar als eine ureigene Schöpfung des mittelalterlichen Bürgertums und als eine weltliche Vorläuferin der Volksschule angesehen werden. Der deutsche Schulmeister bzw. Schulhalter war nicht mehr im Dienst der Kirche als Chorleiter oder Chorgehilfe, sondern stand im Schutz allerdings aber auch unter der Aufsicht der Stadt⁸⁴.

1.1.3 Lehrprogramm, didaktische Hilfen und Erziehungsmittel

Die Hauptsache des Unterrichts blieb im Hochmittelalter, sowie im Spätmittelalter (und auch noch ein paar Jahrhunderte später) – das Erlernen der lateinischen Sprache, die als Basis für die Auseinandersetzung mit dem Lektürekanon des Wissens unerlässlich war.

⁸² Es kann vermutet werden, dass die Schulmeister auf den Pfarr- und Lateinschulen eine Einführung in den Lehrstoff auf Deutsch gemacht haben – schon von wegen der Konkurrenz der deutschen Schulen.

⁸³ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 176.

⁸⁴ Ebd.

Sie allein war der Garant für den Zugang zu höherem Wissen und ermöglichte die Weitergabe (*traditio*) der christlich-spätantiken Überlieferung. Deswegen legte man grundsätzlich auf die technische Seite der Sprachunterweisung das meiste Gewicht. Das Ziel war, die Lernenden dazu zu befähigen, sich die lateinische Literatur anzueignen. Dafür erlernte man die Regeln der Grammatik. Mitunter noch mit Hilfe volkssprachlicher Elemente. Weitere zwei Fächer des Triviums, Rhetorik und Dialektik, dienten zum Erlernen der Wortgewandtheit (natürlich in der lateinischen Sprache) und Erklärung und Aneignung der Denkformen der Logik. Die antiken Autoren, auch die heidnischen, wurden bloß zum Nachweis einzelner Formen und Konstruktionen, nie um ihrer selbst willen genutzt. An Sacherklärung dachte man nicht und der Gedanke, anhand solcher Denkmale antiken geistlichen Lebens das Altertum zu durchdringen und es wiedererstehen zu lassen, tauchte nicht einmal auf⁸⁵.

Das Eintrittsalter in der Schule war nicht einheitlich, ältere Schüler waren keine Seltenheit, denn neben den (wenn man von Kloster- und Domschulen spricht) *pueri oblati* (den kleinen Kindern meistens um 5-7 Jahre) lernten und studierten *novitii* (15-18jährig) und sogar noch *fratres minores* (bis 24 Jahre alt), die zwar das Gelübde bereits abgelegt hatten, aber noch nicht zum Priester geweiht waren. Auch die Dauer der Ausbildung schwankte⁸⁶. Die einzelnen Lernziele wurden in einer Art Abteilungsunterricht und unter Mithilfe fortgeschrittener Schüler erreicht und durch ständiges Üben befestigt.⁸⁷ Lehrer hatten hier oft die Funktion der „Oberaufsicht“, disziplinierende Massnahmen wurden nicht selten schon durch die älteren Mitschüler gesetzt.

Im 10. und 11. Jahrhundert wurde der Lektürekanon, der im Verlauf des frühen Mittelalters immer enger wurde, schließlich doch wieder im Bereich der römischen Autoren erweitert und eine Systematisierung des Lehrplans eingeleitet. Da die Bildung auf ausreichende Beherrschung der lateinischen Sprache ausgerichtet war, stand der grammatische Unterricht zunächst im Mittelpunkt. Er hatte die Kenntnis des richtigen Schreibens, des richtigen Verstehens des Geschriebenen, der richtigen Verbindung des Verstandenen und der richtigen Aussprache zu vermitteln. Unentbehrlich beim Erlernen der lateinischen Sprache waren Donatus⁸⁸ und Priscianus⁸⁹ und deren für den Schulgebrauch adaptierten Fassungen, etwa „*Ars minor*“ (von Donatus).

⁸⁵ Ebd., 131.

⁸⁶ Rudolf Limmer, *Bildungszustände und Bildungsideen des 13. Jahrhunderts* (Darmstadt 1970). 140.

⁸⁷ Engelbrecht, *Geschichte des österreichischen Bildungswesens*, 173.

⁸⁸ Aelius Donatus, Lehrer des Hl. Hieronymus, des Schöpfers der „*Biblia Vulgata*“, hatte im 4. Jahrhundert einen Anfängerkurs in Frage- und Antwortform über die acht Teile des Redens des Lateins verfasst (*ars minor*) und

Die Auswertung der Bibliothekskataloge, zeigt, dass die wichtigsten Texte der antiken Autoren in nahezu allen österreichischen Klöstern durchwegs vorhanden waren⁹⁰. Unter den *auctores minores* standen die *Disticha Catonis*⁹¹, Fabeln von Avian (5. Jahrhundert) auch die Elegien des Maximilian (6. Jahrhundert) waren vertreten. Die zahlreichen *auctores maiores* reichen von Carmen Paschale des spätantiken christlichen Autors Sedulius (5. Jahrhundert) über Psychomachie von Prudentius und dem Werk *De consolatione philosophiae* des Boethius bis zu den römischen Klassikern wie Vergil, Horaz, Ovid, Juvenal, Terenz, Sallust und Cicero⁹².

Man muss auch bedenken, dass die Fächer, die diese Schulen vermittelten, nur als Unterrichtsgegenstände gesehen wurden, ohne dass man ihnen eine Erziehungsfunktion beimessen würde. Die *educatio*, Erziehung, wurde als Aufgabe der Seelsorge aufgefasst.

Sehr oft war aber Erziehung auch Unterricht; die Unterrichtsinhalte sind sehr oft aus der Glaubenswelt genommen. Als besonderes Beispiel des Unterrichts ist sicher auch die später ausführlich zu behandelnde Predigt schließlich zu werten – hier werden nicht nur die allgemeinen Moralvorstellungen vermittelt, sondern durchaus auch die sehr realistischen Normen mitgeteilt und interpretiert. Texte der Predigten sind aber dann wiederum oft auch „Lektüregegenstand“ geworden.

Allerdings gibt es auch Anzeichen, zum Beispiel bei Konrad von Megenberg, dass man die Kinder auch pädagogisch zu erziehen versuchte. Inwieweit dies aber praktiziert wurde, ist nicht bekannt⁹³. Die meisten erzieherischen und methodischen Maßnahmen zielten vor allem auf Stärkung der Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses ab.

auch einen Kurs für Fortgeschrittene über die Sprachelemente, die Teile der Rede und die Stilistik entworfen (*ars maior*). Damit schuf er das grundlegende Lehrbuch der lateinischen Grammatik. Engelbrecht. Ebd.

⁸⁹ Das Werk des Priscianus von Caesarea hatte die Errungenschaften der griechischen Philologie, sowie die Arbeiten seiner Vorgänger für die lateinische Sprache genützt und in durchdachter Systematik die lateinische Sprache auf eine verlässliche Grundlage gestellt. Es umfasst 18 Bücher: die ersten 16 (*Priscianus maior*) handeln über *litterae* (Lauten), *syllabae* (Silben), *pedes* (Metrik), *toni* (Akzente) und *positurae* (Interpunktionen) sowie von den acht Redeteilen (*nomen*, *verbum*, *participium*, *pronomen*, *praepositio*, *adverbium*, *conjunctio* und *interiectio*), die letzten beiden über Syntax (*Priscianus Minor*). Durch das Einfügen von Zitaten klassischer Autoren wurde zusätzlich ein gewisser Grundstock literarischer Kenntnisse geboten. Vgl. Limmer, 143.

⁹⁰ Vgl. Österreichische Akademie der Wissenschaften (Hg.) Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs (Graz/Wien/Köln 1966-1974).

⁹¹ War eine Sprichwörtersammlung moralischen Inhalts aus dem 4. Jahrhundert unter dem Namen von M. Porcius Cato bestimmt für niedere Schüler. Es behandelte Sinnsprüche über die Verehrung Gottes, der Eltern, Verwandten und Lehrer, über den Umgang mit Guten, über Reinlichkeit und Bescheidenheit, Scham, Fleiß und Gehorsam gegen die Obrigkeit und war. Mayer, 360. Engelbrecht 132.

⁹² Vgl. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 18 ff. Oft kam es vor, dass die Exzerpte aus Werken der Dichter den Volltext ersetzen mussten. Solche Blütenlesen hießen *flores* oder *florilegia*.

⁹³ Siehe unten – Unterkapitel 1.2.1. „St. Stephan in Wien“.

Daher blieb es überraschenderweise bei einer bloß handwerklichen Unterweisung ohne weiterreichende Formungsabsicht⁹⁴. Soviel man bisher sieht, wurde auch niemand, der Grammatik, Rhetorik und Dialektik lehrte, auf die Fähigkeit diese zu vermitteln, geprüft. Trotzdem gedieh das Trivium im Allgemeinen des schulischen Unterrichtes, welche Form er auch hatte, recht gut und muss intensiv gepflegt worden sein. Sonst wäre die selbstständige Verwertung des Erlernten in Proben eigener Stilkunst und Poesie nicht erklärlich (etwa Viten, Lebensgeschichten, Urkunden usw.)⁹⁵.

Schlecht stand es laut Engelbrecht jedoch um die Fächer des Quadriviums um Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. Die frühere Auffassung – wie im *Decretum Gratiani* – dass diese Lehrgegenstände in sich Wahrheit enthielten, aber für die *scientia pietatis*, für die Heilige Schrift, ohne Wert seien, war auch durch den General des Dominikanerordens Raymund von Penafort wiederum bestätigt worden⁹⁶. Zum Unterrichten dieser Fächer fehlten allerdings auch, wie wir heute sagen würden, qualifizierte Lehrer.

Die christliche Religion bestimmte den Inhalt und die Ziele des Lehrens, das zur Bibelkenntnis führen und die Biblexegese möglich machen sollte. Doch da die Bildungsziele des Lehrprogramms nur ganz grob festgelegt waren, hing der Unterricht maßgeblich vom Buchbestand der klösterlichen Niederlassung⁹⁷, von Lehrintentionen des Ordens und der Lehrgeschicklichkeit des einzelnen Lehrers ab. Auch kannte man weder Schulklassen im heutigen Sinn, noch wurde grundsätzlich ein bestimmter Zeitaufwand für die Studien vorgeschrieben; gewisse Gepflogenheiten bildeten sich allerdings aus, dürfen aber nur vorsichtig verallgemeinert werden. Bezeichnend blieb die enge Koppellung des Elementarunterrichts mit dem Studium der *artes*.

Wie der Tagesablauf eines Schülers im Mittelalter aussah, kann man im Allgemeinen nur sehr schwer aus den Quellen herauslesen – konkrete Beispiele finden sich selten. Aus einem Melker Codex, der um 1160 geschrieben wurde, konnte jedoch eine Schulordnung rekonstruiert werden, wo auch der Tagesablauf der Klosterschüler von Melk geschildert wird. Nach diesem wurden die Schüler beim Tagesanbruch geweckt („*aurora apparente*“) und etwa eine Stunde nachher begann der Unterricht. Zwischen acht und zehn Uhr wurden beim

⁹⁴ Siehe auch Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 363.

⁹⁵ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2.

⁹⁶ Lediglich die Astronomie wurde stillschweigend toleriert, weil sie zur Berechnung des Festkalenders unentbehrlich war. Teile der Quadrivialfächer wurden daher immer gepflegt, vor allem seit dem 12. Jahrhundert. Benutzt wurden die Werke von Beda Venerabilis: „*De natura rerum*“, „*De temporibus*“, und „*De temporum ratione*“, einige komputistische Schriften und astronomische Handbücher, die sich inhaltlich auf die „*Phainomena*“ des Arat (4. Jahrhundert v. Chr.) und auf Hygin (1. Jh. v. Chr.) stützten. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 133.

⁹⁷ Hierzu ausführlich Knapp 20 ff.

Glockenzeichen die Schüler zur Terz in die Kirche geführt; sie sangen beim Chorgebet und bei der folgenden Messe mit. Nach dem anschließenden Mittagessen wurde der Unterricht wieder aufgenommen. Auch beim dritten Tagesgebet – ca. um ein Uhr – wirkten die Schüler mit. Bis zum vierten Tagesgebet (um drei Uhr) wurden sie wieder unterrichtet. Am ersten Tagesgebet, der Prim und am nächtlichen Chorgebet brauchten die Schüler jedoch nicht teilzunehmen. Sie mussten sich allerdings an häufigen Prozessionen beteiligen⁹⁸. Dass diese Ordnung aus dem Rahmen, der durch *consuetudines* und Regel bestimmt wurde, steht natürlich außer Frage.

An den äußeren Schulen trat man von den speziellen liturgischen und musikalischen Verpflichtungen zurück, doch auch hier wurde das Bildungsziel, dass die Menschen für Gott zu leben haben, nicht aus dem Auge verloren.

Was die didaktischen Mittel anbelangt, so verfügten die Schüler als Beschreibstoff nur über zwei aneinandergebundene Täfelchen (*tabulae ceratae*) aus Holz oder Bein mit erhöhtem Rand, die innerhalb der Ränder mit Bienenwachs bestrichen waren. Mit einem Stift (*stilus*), ritzten die Schüler die Schriftzeichen oder Zeichnungen in die Wachsschicht, löschten sie mit dem verkehrten Ende des Stiftes wenn der Text nicht mehr gebraucht wurde, oder korrigiert werden sollte, oder klappten die *tabulae* zusammen, wenn sie das Aufgeschriebene bewahren wollten⁹⁹. Für den Musikunterricht diente das Monochord (einsaitiges Instrument), um die Intervallehre zu verdeutlichen, vor allem aber auch dazu, die Intervalle durchaus zu „üben“. Häufig waren, wie uns zahlreiche Lehrer-Schülerdarstellungen aus Handschriften zeigen, nur wenige Schüler um einen Lehrer geschart, bei vielen Schülern wurden Gruppen von zehn gebildet und von einem *decanus* geleitet¹⁰⁰.

Von den angewendeten Methoden wurde Frage und Antwort weiterhin in pädagogischer Hinsicht für besonders wertvoll gehalten. Man versuchte, die Schüler auch visuell (durch Bilder) anzusprechen und die Einprägungen durch auditive und motorische

⁹⁸ Schüler waren auch vom klösterlichen Fasten befreit und durften leichten Wein trinken. Nach einer Krankheit mussten sie reichlich essen und konnten sich erst nach einer Segnung wieder zu den Gesunden begeben. Willibrord Neumüller, Ein Melker Fragment alter Mönchsgewohnheit (in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 62, Wien 1954) S. 219-237.

⁹⁹ Wie sie auch in anderen Bereichen im Mittelalter benutzt wurden (Produktion von Codices, Urbaren, Verwaltungsbüchern etc.) – siehe z. B. Bernhard Bischoff: Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters (Berlin 1986) 24 ff. Christine Jakobi Mirwald, Buchmalerei (Berlin 1997) 111, oder Vera Trost, „Drei Finger schreiben, aber der ganze Körper arbeitet...“, 112.

¹⁰⁰ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 134.

Verfahrensweisen (Aufsagen, Singen, „singendes Lesen“) zu unterstützen. Der klassische Unterrichtstext war das Interrogatorium, das „Frage/Antwort- Spiel“¹⁰¹.

Die Erziehung in den Schulen blieb streng. Gutes, sittliches Verhalten war eine Selbstverständlichkeit, Verstöße gegen die Schulzucht, waren nach Engelbrecht selten. Den Anordnungen der Lehrer und Vorgesetzten wurde ohne Widerspruch und in unterwürfiger Art nachgekommen. Durchbrach jemand die Ordnung, so wurde die Rute „angewendet“. Sie „unterstützte“ den Lehrer vor allem bei der Dressur des Gedächtnisses, bei rein mechanischem Auswendiglernen des Lehrstoffes. Obgleich Vorschriften und Schulordnungen die Schüler vor zu weit gehender Züchtigung durch den Magister schützten sollten¹⁰², wurden sie durch den Lehrer oft nicht gerade milde behandelt. Schuster schreibt, dass es in den Klosterschulen nicht selten vorkam, dass Schüler auf den Kopf und mit den Fäusten geschlagen wurden¹⁰³.

Im Unterschied zu den Lateinschulen durften die deutschen Schulen sowohl von Knaben als auch von Mädchen besucht werden. Das Unterrichten vollzog sich ähnlich wie in den Pfarrschulen. Der Lehrer saß auf einem erhöhten Sitz in der Mitte des zumeist einzelnen Raumes, der für den Unterricht vorgesehen war und die Kinder hockten entweder längs der Wände des Raumes oder im Kreis um ihn herum. Wegen des unterschiedlichen Bildungsstandes der Schüler bevorzugte der Lehrer den Gruppenunterricht. Er beschäftigte sich immer nur mit wenigen Kindern, während andere die in der Zwischenzeit von ihm gestellten Aufgaben zu lösen hatten. Die Lehrweise war auch hier mechanisch. Der Lehrer sprach vor, diktierte, und die Schüler sprachen nach und schrieben ab. Schließlich lernten sie, Schriftstücke des Alltags und des Geschäftslebens, wie Privatbriefe, Kaufverträge, Schuldscheine zu verfassen. Im Rechenunterricht wurde im 14. und 15. Jahrhundert anstelle der römischen Ziffern bereits das indisch-arabische Zahlensystem benutzt. Als Hilfsmittel

¹⁰¹ Vgl. Laetitia Boehm, Geschichtsdenken, Bildungsgeschichte, Wissenschaftsorganisation. Ausgewählte Aufsätze von Laetitia Boehm anlässlich ihres 65. Geburtstages (Berlin 1996) (Historische Forschungen 56) 310 f.

¹⁰² So steht etwa in der Wormser Schulordnung von 1260: „Doch müssen die Lehrer Sorge tragen, dass sie bei den Strafen das Maß nicht überschreiten, sondern die Quantität der Strafe entspreche der Qualität der Schuld. Hat aber ein Lehrer das Maß durch außerordentliche Verletzungen überschritten, wie Wunden oder Knochenbrüche, dann soll der Scholar das Recht haben, wegzugehen.“ Schoelen, Erziehung und Unterricht im Mittelalter, 135.

¹⁰³ Heinrich Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung. In: Heinrich Zimmermann (Hg.), Geschichte der Stadt Wien, Band 2/1 (Wien 1900) 455. Das Trauma dieser Schläge gehört zu den Schlüsselerlebnissen der erinnerten Kindheit in den autobiographischen Aufzeichnungen von Guibert von Nogent um 1100 bis zu Martin Luther¹⁰³ und Johannes Butzbach um 1500. Soll in den mittelalterlichen Illustrationen ein Lehrer dargestellt werden, so gibt man ihm eine Rute in die Hand (Abb.). Der Hl. Augustinus hat selbst noch als 62-jähriger von sich gesagt, er wolle lieber den Tod erleiden als nochmals in die Schule. In der bildenden Kunst der Romanik und Gotik sind Stock und Peitsche jedenfalls die Wahrzeichen des Lehrerberufs. Schoelen, Erziehung und Unterricht im Mittelalter, 135. Johannes Butzbach (1477-1516) wurde von seinem Lehrer bis aufs Blut verprügelt. Wegen der Anzeige von Butzbachs Mutter wird er jedoch vom Stadtrat (Stadt Miltenberg) entlassen. Ralph Frenken, Kindheit und Autobiographie vom 14. bis 17. Jahrhundert (Kiel 1999), 329.

dienten Rechenbretter, Rechentische und Rechenschnüre. Das Lehrziel war an sich bescheiden und beschränkte sich auf die Anfangsgründe.

1.2 Wien

Manche könnten es vordergründig als eine Form der Diskriminierung anderer Orte sehen, wenn in dieser Arbeit Wien als Stadt bzw. als gesonderte Region bezüglich Schulen im Mittelalter und besonders Spätmittelalter behandelt wird, der Grund dafür ist jedoch ganz simpel. Er besteht darin, dass es sich hier um einen wirklich speziellen Fall gehandelt hat und handelt. In Wien gab es nämlich die womöglich bedeutendste (alle Historiker, die sich mit der Geschichte des Schulwesens in Österreich beschäftigt haben, haben es gesagt) die bedeutendste Stadtschule in Österreich – die Schule von St. Stephan. Sie ist auch eine von sehr wenigen österreichischen Schulen, zu der eine vollständige Schulordnung erhalten geblieben ist – außer über Wien kann man dies nur für den deutschsprachigen Raum des Südostens des Reiches, über Bozen sagen¹⁰⁴. Außerdem ist hier auch die erste Universität auf dem Gebiet des heutigen Österreichs entstanden – und zwar die Universität Wien.

Bevor ich aber mit der Schule bei St. Stephan anfangen, möchte ich noch andere drei Schulen erwähnen, über die es aus dem Mittelalter (besonders aber aus dem Spätmittelalter) obwohl spärliche aber doch existente urkundliche Belege gibt. Dies sind die Schule zu St. Michael, zu den Schotten und die Schule im Spital. Spätestens 1352 muss die Michaelsschule bestanden haben, 1423 ist ein Schulmeister namentlich erwähnt, schon 1376 einer an der Spitalskirche. Die Stadtschule bei den Schotten, die von der (oder den beiden) des Klosters wohl zu unterscheiden ist, könnte noch älter als die beiden andern sein.¹⁰⁵

1.2.2 Schule von St. Stephan

a) Schule

Schuster glaubt, dass eine Vorläuferin der Schule von St. Stephan bereits zur Zeit der Babenberger bestand und dass ihre Schulmeister von den Herzögen eingesetzt wurden¹⁰⁶. Engelbrecht unterstützt diese These noch, indem er meint, dass es zwar aufgrund Quellenmangels so gut wie unmöglich ist, etwas über die frühen Anfänge und dem Lehrbetrieb zu erfahren, doch er glaubt durch ein paar Briefe, einen ihrer ersten Lehrer

¹⁰⁴ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 25.

¹⁰⁵ Ebd. Die Schulmeister waren Geistliche wie die allermeisten an der Stephansschule.

¹⁰⁶ Heinrich Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung. In: Heinrich Zimmermann (Hg.), Geschichte der Stadt Wien, Band 2/1 (Wien 1900) 455.

entdeckt zu haben. Seiner Meinung nach war der erste Leiter der Schule von St. Stephan der französische Frühscholastiker Magister Petrus. Es ist anzunehmen, dass Heinrich II. Jasomirgott, der erste Herzog von Österreich, eine höhere Schule in seiner neuen Residenzstadt einrichten wollte und sich deswegen an seinen Bruder Otto von Freising wandte, der dann diesen Franzosen vermittelte. Die Stephanskirche war 1147 geweiht worden. Es wäre deswegen möglich, dass Magister Petrus die Schule an ihr einzurichten hatte. Es ist auf jeden Fall sicher, dass er in den 1160er in Wien weilte und vermutlich in Zwettl 1183, starb¹⁰⁷.

Jedenfalls dürfte Wien bereits im 12. Jahrhundert über eine einigermaßen bedeutende Schule verfügt haben, die der Hauptpfarre der „Babenbergerresidenz“ zugeordnet war, so Engelbrecht, denn sonst wäre es Kaiser Friedrich II. im Jahre 1237, als er Wien zur Reichsstadt erhob, kaum möglich gewesen, urkundlich für sich und seine Nachfolger zu beanspruchen, den Magister *ad scholarum regimen* aufzunehmen.¹⁰⁸ Dem Rat der Stadt wurde jedoch ebenfalls bereits ein Mitspracherecht zugesichert. Als später der Herzog Friedrich der Streitbare die Stadt wiedergewann, ging das Recht zur Ernennung des Rektors wieder auf den Landesfürsten über¹⁰⁹.

In der Stadtverfassung für Wien im Jahre 1296 hat Herzog Albrecht I. jedoch auf die Ernennung des Schulmeisters von St. Stephan verzichtet und übertrug dieselbe dem Stadtrat¹¹⁰.

Schuster meint dagegen jedoch, dass dies nur während des Interregnums so gewesen war¹¹¹. Die Stadt hat über die Schule jedenfalls behördliche Kompetenz gehabt. Bei kleineren

¹⁰⁷ Magister Petrus kam aus der Schule von Chartres und war Schüler Gilberts von Poitiers, des größten Logikers des 12. Jahrhunderts. In höchst streitbarer Form hat er gesucht, den Lehren seines Meisters Anerkennung zu verschaffen, und seine Gegner klagten, dass er wieder Schüler habe, die auf gilbertinische Thesen eingeschworen seien. Bisher kennen wir von ihm nicht mehr als vier Briefe, wissen aber, dass er Freunde auf dem Kaiserhof hatte. Magister Petrus lehrte Theologie und hatte einen von seinen Lehren überzeugten Schülerkreis. An seinem Beispiel zeigt sich der Einbruch des Neuen: Freiheit von landschaftlichen Bindungen durch Studium, Reisen oder dauerndes Leben in der Fremde, übernationaler Zusammenhalt und Gedankenaustausch, Geistigkeit intellektueller Prägung, nüchternes und rationales Herangehen an theologische Fragen – also eine neue geistige Haltung der Scholastik. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens, 26. Siehe auch Uiblein, Mittelalterliches Studium an der Wiener Artistenfakultät, 10.

¹⁰⁸ *Volentes etiam commode studio provideri, per quod prudentia docetur in populis et rudis etas instruitur puerorum, potestatem damus plenariam magistro, qui Wienne per nos vel successores nostros ad scholarum regimen assumetur, ut alios doctores in facultatibus substituant de consilio virorum prudentium civitatis eiusdem, qui habeantur sufficientes et ydonei circa suorum studium auditorum.* Hier Engelbrecht 382, sowie Peter Csendes, Die Rechtsquellen der Stadt Wien. In: Fontes Rerum Austriacarum, Dritte Abteilung: Fontes Iuris 9 (Wien/Köln/Graz 1986) 43-47. Original, lat. Fassung in Stiftsarchiv Wilhering, Cod. 60, fol. 212v, deutsche Fassung befindet sich im Wiener Stadt- und Landesarchiv, Hs.1/1 („Eisenbuch der Stadt Wien“), fol 37v-38. Zur ersten urkundlichen Erwähnung siehe auch Anton Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan in Wien, 344.

¹⁰⁹ Strakosch-Grassmann, Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens 5.

¹¹⁰ Dies geschah später auch in Krems (1305) und in Wiener Neustadt (1350). Ebd., 5.

¹¹¹ Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung, S. 449.

Fehltritten, wie etwa beim Raufen oder Kameradschaftsdiebstählen dienten als Disziplinarinstrumente die Rutenstrieche, für eine ernsthafte Straftat drohte dem Schuldigen aber ein Ausschluss aus der Schule, der einer Stadtverweisung glich (um 1340)¹¹². Somit wurde aus einer Pfarrschule eine „Bürgerschule“.

Trotzdem sollte die Schule noch als kirchliche Institution angesehen werden, die zunächst an der Nordseite von St. Stephan im alten Pfarrhof („Schulerstraße“) untergebracht war und für die später ein Gebäude auf dem Areal des heutigen Hauses Stephanplatz 3/Singerstraße 5/Churhausstraße 5 errichtet wurde¹¹³.

Das Albertinische Diplom von 1296 bedeutete einen wichtigen Einschnitt in der Geschichte von St. Stephan. In ihr sollten künftig die *artes liberales* vom „Meister“ öffentlich gelehrt werden. Dieser soll, zusammen mit seinen Gehilfen regelmäßig vom Rat der Stadt bestimmten Lohn erhalten. Nach Mayer war dies zum ersten Mal, als Regelungen bezüglich Entlohnung der Schullehrer urkundlich festgelegt wurden¹¹⁴.

Außerdem hat der Rektor von St. Stephan das Recht erhalten, den Schulmeister von St. Michael und im Spital (später auch zu den Schotten¹¹⁵) zu bestellen, in soweit dadurch dem Ansehen der Schule kein Abbruch geschieht. Ohne dessen Wissen und Willen durften keine neuen Schulen in Wien errichtet werden. Selbst nach der Gründung der Universität Wien, wurde ihm dieses Recht nicht abgenommen¹¹⁶. Er musste allerdings schauen, dass er bei der Besetzung der Lehrerstellen an den drei anderen Stadtschulen, das Beste der Universität nicht aus dem Auge lässt.

¹¹² Unter ernsthafte Straftat meinte man, wenn ein Schüler bei sich Schwert oder Messer trug, oder in einer Schenke spielte. Dann musste er das dunkle Scholarenkleid ablegen. Mayer schreibt, dass es einem Ausschluss aus einer Zunft glich. Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 366.

¹¹³ Die Bürgerschule von St. Stephan soll sich nach Mayer im heute nicht mehr existenten Gebäude auf der Südseite des Stephansdomes befinden haben. Mayer vermutet, dass das ganze Gebäude wie ein geistliches Haus zellenartig eingerichtet war und neben den Lehrzimmern gab es noch andere Gemächer, wo das Lehrpersonal, Magister und Lokaten, auch mehrere fremde Schüler wohnen konnten. Ob der Schulmeister bzw. Rektor ebenfalls hier wohnte, konnte nicht nachgewiesen werden. Zum Beispiel von Meister Ulrich und Koloman von Neustadt ist urkundlich erwiesen, dass sie in der Stadt eigene Häuser besaßen, was aber wiederum nicht ausschließt, dass sie in der Schule wohnten. In der Schulordnung von 1446 wird ein großes Lehrzimmer erwähnt, in welchem alle Schüler untergebracht waren und dessen Fenster auf die Kirche und auf den Friedhof hinausgingen. Zur Bürgerschule von St. Stephan gehörte allerdings auch das Studentenhaus in der Kärntnerstraße, das nach Mayer vom Meister Albert von Sachsen im Jahr 1370 gestiftet wurde. Ich persönlich halte es aber für weniger wahrscheinlich, da zu der Zeit Albert von Sachsen längst Bischof von Halberstadt war. Theoretisch ist es zwar möglich, aber im Jahr 1370 kann er meiner Meinung nach nicht mehr als „Meister“ bezeichnet werden. Nur wenn Mayer dabei an den ehemaligen „Schulmeister“ gedacht hat. Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 344.

¹¹⁴ Ebd. 348.

¹¹⁵ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 25. Damit die Schüler zwischen den Schulen nicht nach ihrem Belieben wechselten, hat man die Vorschrift geschaffen, dass sich der Schüler nicht auf eine andere Schule anmelden kann, ein Fortgangszeugnis von der bisherigen Anstalt zu haben. Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung, 452.

¹¹⁶ Mayer 348. Erst während der Herrschaft Maximilians I. begann man die Rechte der Schule von St. Stephan einzudämmen.

Die Schule blieb die oberste Bildungsstätte Wiens bis zur Gründung der Wiener Universität im Jahr 1365 – dies soll aber nicht heißen, dass sie nachher ihre Bedeutung verlieren würde. Seither wurde sie zu einer Mittelschule, die in mancherlei Hinsicht mit der Universität eng verbunden war. Unter Anderem auch dadurch, dass viele Lehrer Absolventen derselben waren. Bis zum Eintreffen der Jesuiten behauptete sie den ersten Rang unter den Stadtschulen¹¹⁷.

Die gegenseitigen Beziehungen der beiden Lehranstalten schildert auch die Schulordnung der Stephansschule, die aus dem Jahr 1446 überliefert ist. Dieselbe wurde vom Rat der Stadt und dem Bürgermeister Haringseer und dem Richter Jörg Schuchler mit Beiziehung des gelehrten Meisters Dr. Hanns Polzmacher erlassen, weil schon *grossen unordnung* an der Schule herrschte¹¹⁸. Diese regelt in einem Vorwort, einem Nachwort und 33 Artikeln Rechte und Pflichten der Lehrer, Schüler, Ort und Zeit von Unterricht, Spiel und Mahlzeiten, Schulgeld und Besoldung, Form und Inhalt des Unterrichts, sowie die Verpflichtung zur Teilnahme am Gottesdienst, am Chorgesang und an der Fronleichnamprozession. Sie ist im Eisenbuch der Stadt Wien überliefert¹¹⁹ und man kann in ihr laut Knapp einige Parallelen zur Bozner Schulordnung sehen¹²⁰.

Die Bürgerschule von St. Stephan hat aber nicht nur zum Stadtrat und zur Universität, sondern automatisch auch zur Kirche enge Verbindungen gehegt. Nach der goldenen Bulle von 1237 war sie in erster Linie, wie alle damaligen Schulen auch, zur Heranbildung von Geistlichen bestimmt. Aber seit der Gründung anderer Schulen und besonders dann der Universität hat sich die Situation geändert und das weltliche Element trat auch hier im Lehrinhalt in den Vordergrund. Trotzdem sind die Rektoren und Magister der Stephansschule bis zum Ende des 15. Jahrhunderts fast alle geistlichen Standes gewesen und ihre Stellen wurden mit kirchlichen Benefizien dotiert. Die Schule erzog auch dann noch zu kirchlicher Frömmigkeit – die Schüler mussten sich verpflichtend auf Prozessionen, Kirchengängen und an gottesdienstlichen Handlungen beteiligen. Eines der Kennzeichen nach Mayer war auch, dass, sowie der jeweilige Dompropst der Allerheiligenkirche Kanzler der Universität gewesen, dessen Vikar in ähnlicher Stellung zur Stephansschule stand; beide

¹¹⁷ Strakosch-Grassmann, Geschichte des österreichischen Unterrichtwesens, 4.

¹¹⁸ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 437.

¹¹⁹ Weiter in der Arbeit zitiert nach dem Abdruck im Engelbrecht S. 437-441. Weitere Abdrucke befinden sich etwa bei Csendes, Die Rechtsquellen der Stadt Wien, S. 223-231. Das Original ist im „Eisenbuch der Stadt Wien“ f. 147-149.

¹²⁰ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 24.

repräsentierten die kirchliche Gewalt gegenüber den weltlichen Patronen: Landesfürst und Magistrat¹²¹.

b) Lehrer

Die Schule von St. Stephan wurde vom Rektor, öfter aber *obrist schulmaister* oder nur Schulmeister genannt, geleitet. Dieser hatte aber nicht nur, wie oben erwähnt *gewalt (...) über die andern schul der stat ze Wienn*, sondern musste sie auch vier Stunden im Jahr besuchen und sich darüber informieren, ob der Unterricht der Lehrer und die Disziplin der Schüler der zufrieden stellend ist oder nicht. Der Schulmeister von St. Stephan hatte auch als einziger die Schlüssel von der Schulbibliothek – nur mit seinem Wissen durften die Bücher ausgeliehen werden¹²².

Der Schulmeister wurde auch, was auf anderen Pfarr- oder Stadtschulen nicht vorkam (Löhne der Schulmeister in anderen Orten waren eher karg) regelmäßig entlohnt¹²³. Der genau normierte, und wie die Kammerrechnungen bezeugen, regelmäßig ausbezahlte Sold, dürfte auch eine wirksame Garantie für die Tauglichkeit der Lehrer und die Stetigkeit und Qualität des Unterrichts gewesen sein¹²⁴. Ob es schon durch den regelmäßigen Sold verursacht war, oder eben nicht – die Schule von St. Stephan kann sich vieler bedeutender Persönlichkeiten rühmen, die auf dem Rektorsstuhl gesessen haben, welche auch zu ihrem Ruf viel beigetragen haben.

Außer dem bereits schon oben genannten Magister Petrus gehört gewiss auch Meister Ulrich, Pfarrer zu Valchenstein und Arzt des Herzogs Albrecht und von Leopold von Sachsen, Pfarrer zu St. Stephan dazu. Dieser durch Wissen und scharfen Verstand hervorragende Mann stand im Briefwechsel mit dem berühmten Engelbert von Admont. Meister Ulrich war nicht nur Gelehrter, sondern auch Arzt, Maler und Dichter. Nach Schuster soll er sogar den Schulcodex zusammengestellt haben. Gestorben ist er im Jahre 1326¹²⁵. Als Rektor der Schule von St. Stephan erscheint er zum ersten Mal im Jahr 1287. Während seiner

¹²¹ Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 352.

¹²² Mayer, Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 370. diese Bibliothek wird zum ersten Mal in der Schulordnung von 1446 erwähnt, und zwar als *lectorium*. Und da dort die Rede von einem Neubau ist, musste sie auch schon vorher existiert haben.

¹²³ Interessanterweise wurden die Einkünfte der obersten Lokaten anders geregelt. Diese haben ihr Geld von ihren Schülern bezogen – jedoch mit Ausnahme derer, die bereits *eigen schulmaister oder pedigogen haben*. Engelbrecht 438.

¹²⁴ Nach der Urkunde von Albrecht III. und Leopold III. aus dem Jahre 1384 erhielt der Rektor vom Rat der Stadt 32 Pfund Pfennig. Außer diese Lohn hatte er noch außerordentliche Zuflüsse an Messstiftungen und Jahresbenefizien, auch für die Mitwirkung bei gottesdienstlichen Verrichtungen. Nachlässigkeit und Unzukömmlichkeiten bei dem Schuldienst sollten am Sold gebüßt werden - Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 348 und 373.

¹²⁵ Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung, 454.

Amtszeit vollzog sich auch die wichtige Änderung verursacht durch die Bestimmungen von Albrecht I. aus 1296¹²⁶.

Allerdings erscheint ein gewisser Meister Ulrich auch in einer Urkunde vom 29. September 1342, wo er als *maister ulreichen (...) schulmaister dacz sant Stephan ze Wienne* genannt wird¹²⁷. Entweder handelt es sich um den selben oben erwähnten Meister Ulrich und Schuster irrt sich in seinen Angaben – da müsste Ulrich allerdings sehr, wirklich sehr alt geworden sein - oder handelt es sich um einen Anderen Ulrich, der bloß das Glück oder den Pech hatte, denselben Namen zu besitzen.

Auf jeden Fall ist für die erste Hälfte des 14. Jahrhundert als Rektor der Schule von St. Stephan Johannes Ebernant zu nennen, der nach Ubl von Albrecht II. selbst berufen wurde. Er stammte aus Konstanz und erwarb sein Magisterium auf der Pariser Sorbonne. Danach hatte er noch zwei Jahre Theologie studiert. Nach dem Ende seiner Tätigkeit an der Stephansschule trat er in die Dienste Albrechts und wurde Botschafter an der päpstlichen Kurie. Noch bei der Gründung der Universität Wien vermittelte er zwischen Rudolf IV. und Papst Urban V. und wurde im Jahr 1369 zum päpstlichen Ehrenkaplan genannt. Leider nennt hier Ubl keine exakten Daten, wann Ebernant genau an der Schule von St. Stephan gelehrt hat¹²⁸.

Als den Nachfolger Ebernants kann wohl den berühmten Konrad von Megenberg¹²⁹ bezeichnen. Sein Rektorat kann man zwischen die Jahre 1342 und 1348 datieren. Er ist gewiss als ein vielseitig orientierter Mann zu charakterisieren. Die erhalten gebliebenen und erschließbaren deutsche und lateinische Werke, weisen ihn als Theologen, Kirchenrechtler, Staatstheoretiker, Moralphilosophen, politischen Schriftsteller, Hagiographen,

¹²⁶ Allerdings ist nach Engelbrecht aus anderen Quellen zu erfahren, das Meister Ulrich einen ziemlich unbeliebten Vorgänger gehabt hat, gegen dem die Schüler in den Jahren 1277 und 1284 heftig revoltierten. Dieser hieß Nikolaus und wurde der *ignorantia* und *imperitia* beschuldigt und als *neglector* gebrandmarkt. In seinem Amt konnte er sich länger, so Engelbrecht, nur deswegen halten, weil er ein Günstling Albrechts I. gewesen ist. Engelbrecht 165.

¹²⁷ Karl Uhlirz, Quellen zur Geschichte der Stadt Wien, I. Abtheilung, 4 Band (Wien 1901). Vgl. Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 374.

¹²⁸ Ubl, Anspruch und Wirklichkeit: Die Anfänge der Universität Wien im 14. Jahrhundert, 69 f.

¹²⁹ Konrad von Megenberg wurde 1309 in Mäbenberg geboren und in Erfurt erzogen. Hier genoss er auch seine Schulbildung. Den Lebensunterhalt verdiente er sich, indem er seine Mitschüler unterrichtete. Ein Studium in Paris wurde ihm ermöglicht durch eine Stelle als Lektor im zisterziensischen Kollegium St. Bernhard. Er hat zwar den *magister artium* erworben, jedoch kein Doktorat. 1334 bis 1342 lehrte er an der Universität. Zwischen 1337 und 1341 ist er, im Auftrag der englischen Nation, an der päpstlichen Kurie in Avignon gewesen, die er später noch im Auftrag der Stadt Regensburg (1357) und des Kaisers (1361) aufsuchte. Wegen dem Streit mit Magister Christian, der wahrscheinlich die Thesen Wilhlem Ockhams vertrat, wurde er zeitweise mit Vorlesungs- und Prüfungsgebot belegt. Damit er auch weiterhin, wie bisher, wirtschaftlich abgesichert bleiben konnte, hat er die Stelle des Rektors von St. Stephan angenommen. Hier lehrte er sechs Jahre lang (1342-1348) und knüpfte dabei gute Beziehungen zum herzoglichen Hof an. Im Jahre 1348 begab er sich nach Regensburg. Dort wurde er im Jahr 1359 Dompfarrer von St. Ulrich, gab dieses Amt allerdings vier Jahre später wieder auf und lebte bis zum Tod im Jahre 1374 als Domherr weiter in Regensburg. Begraben wurde er in der dortigen Dompfarrkirche Niedermünster. Georg Steer, „Konrad von Megenberg“. In: Verfasserlexikon, Band 5 (1985) 221-236. Vgl. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 39.

Naturwissenschaftler und sogar als Dichter aus¹³⁰. Wie es scheint, hat er sich jedoch auch mit der Pädagogik befasst. In seiner „Yconomica“ spricht er nicht sogar darüber, wie, wo und womit das Kind spielen soll, damit nicht nur sein Verstand sondern auch sein Körper sinnvoll „trainiert“ wird. Er erwähnt auch, dass das Kind in Hinsicht auf seine Eignung bzw. auf sein Talent erzogen werden soll – ob er sich schon besser für einen Priester, einen Ritter oder einen Geschäftsmann eignet. Die Seele des Kindes vergleicht Megenberg mit der Pflanze oder einem Baum¹³¹. Wie sich jedoch seine Ansätze in seiner Art des Lehrens auf der Schule von St. Stephan widerspiegelt haben, wissen wir leider nicht.

Es ist jedoch bekannt, dass er während seines Aufenthalts in Wien gute Beziehungen zum Wiener Hof angeknüpft hat. Die deutsche Fassung seines „Buchs der Natur“ interessierte, seine deutschen Werke möglicherweise für die Stephansschule oder für Mitglieder des Wiener Hofes verfasst hat.

Der Schulmeister hat der Schulordnung aus 1446 nach auch das Recht gehabt, drei *obristen locaten* – heute würde man sie als Lehrer bezeichnen - einzusetzen, die immer in der Schule anwesend sind, und die *gewalt habn nach ainem schulmaister uber all schuler* – der eine über die ältesten, anderer über die mittleren und der dritte über die jüngsten. Es soll sich um *drey waccalarii aus dem studentenhaus in der Kaernerstrass* handeln, die dem Probst von St. Stephan unterstehen¹³².

Alle Lokaten und die fortgeschrittenen Schüler der Grundstufe sind zudem verpflichtet, den täglichen Lektionen¹³³ bzw. *letzen* und Disputationen der Oberstufe beizuwohnen. Gehalten werden diese *auf der schuol* oder in dem *lectorii* (Lesezimmer) von dem Schulmeister und drei weiteren Lehrern, die auch weiterhin die Universität besuchten, namentlich waren sie auch zur Teilnahme an den wöchentlichen Disputation am Freitag *in der hohen schuol* verpflichtet¹³⁴. Der Lehrstoff jener *lectiones et disputationes* bleibt undefiniert, muss aber in etwa dem entsprochen haben, was von einem Baccalaren an der Universität verlangt wurde; also vor allem Logik und die Anfangsgründe der Naturwissenschaften. Ja, die 1365 neugegründete Universität Wien scheint in ihrer schwierigen Anfangsphase nicht nur in der Stephansschule untergebracht, sondern auch personell aufs engste mit ihr verknüpft

¹³⁰ Ebd. 221 f., siehe auch Konrad von Megenberg, Ökonomik (Hg.: Sabine Krüger, Monumenta Germaniae Historica III/5/1, Stuttgart 1973) 78 ff. Vgl. Ubl, Anspruch und Wirklichkeit: Die Anfänge der Universität Wien im 14. Jahrhundert, 70.

¹³¹ Klaus Arnold, Kind und Gesellschaft im Mittelalter und der Renaissance (Paderborn 1980) 136 ff.

¹³² Abdruck bei Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 438.

¹³³ Siehe ebd.

¹³⁴ Siehe auch Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung, S. 455.

gewesen zu sein, bis die „zweite Gründung“ 1384/85 eine Trennung ermöglichte, die jedoch nur zögernd erfolgte¹³⁵.

Der Rektor der Universität dürfte auch darüber hinaus des Öfteren das Amt des Leiters der Stephansschule innegehabt haben, sei es zur gleichen Zeit, sei es nacheinander. Bereits der erste Rektor der Wiener Universität Albert von Sachsen (Albert von Rickmansdorf), Schüler des berühmten Pariser Nominalisten Johannes Buridanus wird als Schulmeister von St. Stephan genannt¹³⁶. Als solcher figuriert in den Quellen auch sein vermutlicher Nachfolger, Magister Luderus de Palude von Braunschweig, der an der Artistenfakultät lehrte und auf der juristischen Fakultät studierte¹³⁷. Von ihm wissen wir aber nicht, wann genau er zum Rektor bzw. zum Schulmeister von St. Stephan geworden ist¹³⁸. Über ihn, habe ich in den Quellen auch keine weiteren Vermerke gefunden.

Gerhard Vischpekch von Osnabrück der in Prag studiert und gelehrt hatte, ehe er 1376 Lehrer (*lector ordinarius*) an der Stephansschule, 1380/81, deren Leiter, 1382 Vizerektor und 1388 Rektor der Wiener Universität wurde (gest. 1419).

Als weitere berühmte Persönlichkeiten auf dem Sitz des Rektors dürfen ebenfalls Wilhelm von England, Koloman von Neustadt, Peter Deckinger oder Nikolaus von Dinkelsbühl genannt.

c) Lehrprogramm, didaktische Hilfen und Erziehungsmittel

Was den höheren Unterricht angeht, stand St. Stephan in einem subordinierten Verhältnis zur Universität Wien, wie etwa später das Gymnasium zur hohen Schule, wenngleich nach damaligem Usus auch an der Universität Gegenstände gelehrt wurden, welche als Vorstudium zu den eigentlichen Universitätsstudien anzusehen sind. Insbesondere hatte die Artistenfakultät den vorbereitenden Charakter durchaus lange als Bildungsaufgabe inne. Es konnte daher jeder Schüler nach Ablegung einer Prüfung durchaus von St. Stephan an die

¹³⁵ Karl Schrauf, es ist sehr interessant, was Schrauf über das alte Universitätssiegel geschrieben hat.

¹³⁶ In der Urkunde von Landmarschall Leutold von Stadteck vom 19. 11. 1365 heißt er *schulmaister ze Wienn*, in jener des Bürgermeisters der Stadt Wien vom 20.12.1365 *ze den zeiten obrister schulmaister ze Wienn* bzw. *obrister maister der hohen schuel ze Wienn*. Paul Uiblein, Mittelalterliches Studium an der Wiener Artistenfakultät, S. 13.

¹³⁷ Paul Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 17. Siehe auch Uiblein, Mittelalterliches Studium an der Wiener Artistenfakultät, S. 14. In der Urkunde vom 31. Okt. 1369 wird er als Meister „*Luders schulmaister dacz sant Stephan ze Wienn*“ genannt, ausdrücklich aber in einer anderen vom 18. Januar 1368 als *rector universitatis et studii Wiennensis* tituliert wird. Schrauf meint jedoch, dass der Original dieser Urkunde bereits vom 17. Juli 1366 stammt. Karl Schrauf, Aufsätze zur Universitäts- und Bildungsgeschichte (Wien 2007) neu ediert, 970.

¹³⁸ Schrauf, Aufsätze zur Universitäts- und Bildungsgeschichte, 970.

Universität übertreten: Unter Einhaltung bestimmter Voraussetzungen war die „Bürgerschule“ von St. Stephan nur als ein Abzweig der Artistenfakultät anzusehen.

Die Verbindung zwischen der Bürgerschule von St. Stephan und der Artistenfakultät der Wiener Universität beruhte aber nicht allein auf dem vorbereitenden Unterricht, sondern auch in einigen höheren Disziplinen. Wie schon aus der albertinischen Urkunde von 1296 hervorgeht, wurden an der obersten Klasse der Stephansschule solche Gegenstände gelehrt, welche später einen Teil des artistischen Studiums an der Universität bildeten¹³⁹.

Die Schule war laut der Schulordnung in zwei so genannte Kurse geteilt - man könnte sie aber durchaus mit „Schulstufen“ vergleichen; in einen niederen und einen höheren. Der letztere bestand aus drei Klassen, deren jede von einem obersten Lokaten geleitet wurde¹⁴⁰. Alle Schüler dieser drei Klassen waren, wie es im Mittelalter generell üblich war, zu derselben Zeit in einem einzigen großen Raum versammelt¹⁴¹.

Jede dieser Klassen war in drei Abteilungen bzw. Leistungsgruppen gegliedert, wobei wieder die in der Auffassung und im Fortschritt ziemlich gleichen Schüler zusammengefügt waren, so dass jeder *obriste locat*¹⁴² oder Klassenlehrer drei Arten von Schülern unter sich hatte, die er dadurch um so leichter und nützlicher unterrichten mochte. Den einzelnen Abteilungen standen Lokaten bereits Baccalaren, oder fortgeschrittene Schüler vor.

Im niederen Kurs, bzw. der ersten Altersstufe stand das Lesen und Schreiben der Buchstaben¹⁴³, dann der Wörter, dann die Anfänge der lateinischen Grammatik nach Donatus auf dem Programm. Daneben mussten von den Schülern ständig neue Vokabeln und erste Verse gelernt werden. Dies setzte sich in der zweiten Stufe in größerem Umfang fort ebenso wie das Auswendiglernen des Donats. Als Anfangslektüre sind die *Disticha Catonis* und *andrew klainew puchl nach schikhung ains schulmaisters* vorgesehen. Später kamen der zweite und dritte Teil der Donat-Grammatik, dazu täglich zwei Verse zu lernen um daran Formenlehre und einfache Satzlehre zu üben, Rhetorik (*rhetorica Tullii*) und Dialektik soweit

¹³⁹ Mayer, Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 350.

¹⁴⁰ *Item darnach sol man tailn all schuler in gleicher tail drew. Also daz die eltern und begreiflichten bei einander sitzen sullen, darnach die mittern und darnach die jungisten.* Hier zitiert aus dem Abdruck bei Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 438.

¹⁴¹ *Under denselben drein tailn der erst sol siczen bey dem grossen venster gegen der kirichen uncz and en ofen, der ander tail, die mittern, bey dem andern venster auf die tenkch hant uncz and en stul, der drit tail der jungisten von dem stul uncz and n hindristen winkl.* Ebd.

¹⁴² ...die dem Kreis der Baccalaren aus dem Studentenhaus in der Kärntnerstraße entstammen müssen und als Universitätsangehörige dem Propst von St. Stephan unterstehen¹⁴². Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung, 454. Der Schulmeister setzt die „Unterlehrer“ ein – keine Verantwortlichkeit des Lehrers für die Schule gegen dritte Personen.

¹⁴³ Allerdings lernte man zuerst schreiben und erst dann lesen. Man zeichnete zuerst die Buchstaben nach, erst dann lernte man sie lesen. Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 362. (Abb.)

die Lektürevorschrift dies zuließ – also Peter Helie, Priscianus (*Institutiones Grammaticae*), Florista und Boethius¹⁴⁴.

Im höheren Kurs, welcher auf die neun Abteilungen folgte, lasen und disputierten der Rektor und die drei Magister der Artistenfakultät, entweder in einem eigenen Schulzimmer oder auch in der Bibliothek und zwar in der Art, wie es auf der hohen Schule Gewohnheit war. Gegenstände waren die Fortsetzung der Dialektik und das Quadrivium, das heißt Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Zuhörer waren die obersten Lokaten, die neun Lokaten der neun Abteilungen und die vorgeschrittensten Schüler, welche aus der neunten Abteilung bereits ausgetreten waren. Dem Unterricht wurden Bücher nach Vorschrift zu Grunde gelegt, aber auch nach der Wahl der Lehrer – für die Lehrer bestand also eine gewisse Lehrfreiheit¹⁴⁵.

Erfolgreiche Schüler sollte der Schulmeister *alle quoteroder in einer fuoglichen zeit* in feierlicher Versammlung nach öffentlicher Prüfung in eine höhere Leistungsgruppe versetzen (*hoher seczen*), *also so werden sie dann begirig auf lernung und pringt den lessigern ein grosse schem, so ir gesellen erhebt werden über seu; dieselbig schem übet seu dann vast zu lernungen.*¹⁴⁶ In je höhere „Klasse“ der Schüler gelangte, desto näher durfte er seinen Sitzplatz im Klassenzimmer zum großen Fenster gegenüber der Stephanskirche vorrücken¹⁴⁷.

Über die Anzahl der Schüler in einer Klasse oder sogar in der ganzen Schule sind keinerlei Quellen erhalten geblieben.

Den katechetischen Unterricht pflegte man in der Schule von St. Stephan nicht. Die Religion war nämlich im Leben des mittelalterlichen Menschen etwas so Selbstverständliches, dass die Lehrer automatisch damit rechneten, dass die Kinder bei dem Eintritt in die Schule bereits die Grundsätze der christliche Religion bereits von zu Hause aus beherrschten, die wichtigsten Gebete aufsagen konnten usw.¹⁴⁸ Der katechetische Unterricht war daher nicht

¹⁴⁴ Übersetzung der Einführung des Porphyrios zu den logischen Schriften des Aristoteles. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 24. Siehe auch Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung, 453. In den meisten Schulen wurde wie hier nur das Trivium gelehrt.

¹⁴⁵ Ebd. 454., Mayer, Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 357. Vgl. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 17 ff.

¹⁴⁶ zitiert nach Abdruck bei Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 439, Siehe auch Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung, 454.

¹⁴⁷ Die Schulmeister nehmen nur die Endprüfung und die Versetzung in die höhere „Klasse“ vor. Vgl. Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 344.

¹⁴⁸ Mayer schreibt, dass nur das apostolische Symbolum gelehrt wurde. Dagegen legte man angeblich viel Gewicht auf die Kenntnis des Kirchengesanges, der Kirchenfeste und deren Reihenfolge und auf die biblische Geschichte. Ebd., 358.

mehr eigens nötig. Allerdings war die Kenntnis der Dinge Voraussetzung für das Verstehen der Ordnung der Dinge - und wurde auch so gesehen.

Die Muttersprache war bekanntlich nicht Gegenstand des Unterrichtes, weil die mittelalterliche Schule es zum obersten Ziel bestimmte, dass *die schuoler vertig werden in der latein zu reden*. Schüler, *die dewtsch reden oder sust unczuchtig sein*, werden bestraft.¹⁴⁹ Latein zu sprechen war strengstens verboten und eigene Kustoden, *custodes* oder *advertentes* waren in den einzelnen Abteilungen aufgestellt, welche darüber zu wachen hatten, dass nur Latein gesprochen wurde¹⁵⁰.

Der Unterricht wurde an Wochentagen dem Ideal nach von fünf am Morgen bis zur Non und von Mittag bis zur Komplette erteilt, desgleichen am Vorabend eines Sonntags oder Feiertags, wo der Kalender, geistliche Gesänge und Gebete gelehrt werden¹⁵¹. Der Tagesablauf sah folgend aus: am Morgen und Vormittag wurde „gepaukt“ und nachmittags wurden die Regeln angewendet wobei deutsche Texte sogleich ins Lateinische niedergeschrieben wurden¹⁵² - am Feierabend wurden dann biblische Texte verlesen. Der „Schultag“ glich in seinem Ablauf der Ordnung einer monastischen Gemeinschaft, der soziale Hintergrund des Unterrichtes war damit auch eindeutig festgelegt.

An schulfreien Tagen sollen die Schüler nach dem Essen zumindest unter Aufsicht miteinander spielen, um auch dabei das Lateinsprechen zu üben. Jedenfalls dürfen sie jedoch kein Unfug oder Geschrei machen, sonst werden sie vom Kustos bestraft. Den Söhnen reicher Bürger werden allerdings manche Privilegien zugestanden. Aber auch sie müssen nach der oben genannten Ordnung einen zugewiesenen Platz im Klassenzimmer einnehmen, können jedoch eigene Privatlehrer – *pedigogen* d.h. ältere Schüler zum Unterricht mitbringen, die ihnen dann auch Nachhilfe erteilen¹⁵³.

1.2.2 Universität Wien – Gründung und Entwicklung

¹⁴⁹ Wie dies auch in den meisten Schulen der Zeit im deutschsprachigen Bereich so gewesen ist. Das Gebot, nur Latein zu sprechen, findet man zum Beispiel auch in Prager oder Landshuter Schulordnung. Eugen Schoelen, (Hg.), *Erziehung und Unterricht im Mittelalter. Ausgewählte pädagogische Quellentexte*. (Paderborn 1965) 129-134. Deutsch wurde laut Schoelen nur in „deutschen Schulen“ oder den Privatschulen den so genannten „Klipp oder Winkelschulen“.

¹⁵⁰ Jeder, der sich vergaß und deutsch redete wurde mit 6 bis 8 *gertenslegen* bestraft. Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 357.

¹⁵¹ Allerdings waren die jüngsten Schüler, die noch nicht ein Jahr in die Schule gegangen sind, von dem frühen Unterricht ausgenommen. Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 367. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 439.

¹⁵² Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 363.

¹⁵³ Engelbrecht Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 439. Siehe Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung, 454.

Die Geschichte von St. Stephan in Wien und die der Wiener Universität lassen sich nur schwer voneinander trennen. Der Grund dafür ist ganz simpel: fast zwanzig Jahre lang teilten sie nicht nur ihre Lehrer, sondern auch Räumlichkeiten, in denen Schüler bzw. Studenten beider Schulen unterrichtet wurden. Aber um nicht vorzugreifen:

Die Ausstattung der Universitäten mit Freiheiten und Privilegien durch weltliche oder geistliche Autoritäten verstärkten zunehmend die Autonomie der neuen Bildungsintentionen, führte aber weder zu deren völligen Unabhängigkeit, noch zur Meinungsfreiheit. Bei Verdacht der Ketzerei schritten Bischof und Inquisition ein – andere Missstände wurden ebenfalls geahndet. Das Papsttum machte seine Autorität nicht nur an den von Anfang an kirchlich geprägten Universitäten von Paris und Oxford, sondern auch an den ursprünglich von Laien dominierten Universitäten von Bologna oder Montpellier geltend, nicht zuletzt durch die Verallgemeinerung päpstlicher Lehrerlaubnis. Die *licentia ubique docendi* hatte nun an jeder Universität der Christenheit Geltung, ebenso wie die Prüfungen und die akademischen Grade¹⁵⁴. Sie standen allen Studenten, gleich welcher regionalen oder sozialen Herkunft offen. So fanden Studenten aus Mitteleuropa problemlos Aufnahme an den benachbarten Universitäten West- und Südeuropas, namentlich in Paris und Bologna, die bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts ihren Höchststand von tausenden Immatrikulierten erreichten¹⁵⁵.

Aber die Landesfürsten und Städte Mitteleuropas wurden sich immer mehr des politischen Prestiges und des Nutzens gewahr, welche mit der Einrichtung einer Universität auf eigenem Territorium verbunden waren. Als „Pionier“ kann man in dieser Hinsicht wohl Karl IV., König von Böhmen (1347-1378), römischen König ab 1346 bzw. 1349, Kaiser ab 1355, nennen¹⁵⁶. Der landesfürstlichen Institution der Universität Prag (heute Karlsuniversität)¹⁵⁷ folgten rasch die weiteren von Krakau (1364), durch den König von Polen, in Wien (1365) durch den Herzog von Österreich, in Heidelberg (1385/86) durch den Pfälzer Kurfürsten¹⁵⁸, Köln (1388), wo bereits 1248 Generalstudien der Dominikaner eingerichtet worden waren, in Erfurt (1392) Leipzig (1409) und Rostock (1419)¹⁵⁹.

¹⁵⁴ Umso bedeutender war es für jede Universität, diese *licentia* zu erlangen. Damit aber war die Hoheit des Papstes eine ungeheuer wichtige Angelegenheit, die im Konziliarismus schließlich zu enormen Problemen führte.

¹⁵⁵ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 26. Siehe auch Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten.

¹⁵⁶ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 204.

¹⁵⁷ Zu den Anfängen siehe auch Wagner, Universitätsstift und Kollegium in Prag, Wien und Heidelberg und Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten, 407 ff.

¹⁵⁸ Zur Geschichte der Universität von Heidelberg im Mittelalter siehe auch Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten und Wagner, Universitätsstift und Kollegium in Prag, Wien und Heidelberg.

¹⁵⁹ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 26. Vgl. Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, S. 17.

Die ersten mitteleuropäischen Universitäten hatten am Anfang ihres Bestehens wegen des Mangels an ausreichenden eigenen geistigen Ressourcen mit beträchtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Insbesondere den theologischen Fakultäten fehlte es an Lehrkräften, da die päpstliche Kurie von diesen anfangs eine Promotion an der Universität Paris verlangte¹⁶⁰. Die theologische Fakultät der Prager Universität bestand am Beginn nur aus den am Ort vorhandenen Dom- und Ordensschulen. Der Universität Wien wurde vom Papst vorläufig die theologische Fakultät überhaupt verwehrt, ebenso wie der Universität Krakau und der Universität Fünfkirchen (Pécs) in Ungarn (einer nur kurzlebigen bischöflichen Gründung von 1367), die allerdings ohnehin vornehmlich auf die Jurisprudenz ausgerichtet waren. Ob im Fall Wiens für die Weigerung des Papstes noch andere Gründe als der Lehrmangel ausschlaggebend war, etwa das Fehlen eines Bischofsitzes am Ort oder der Einspruch Karls IV., kann man mit Sicherheit nicht sagen¹⁶¹.

In einem Konkurrenzverhältnis standen die Prager und die Wiener Universität freilich von Anfang an. Der Gründer der letzteren, der junge und ehrgeizige österreichische Herzog Rudolph IV. (1358-65), hatte zuvor versucht, die kirchenpolitischen Voraussetzungen zu schaffen. Als Ersatz für das fehlende Landesbistum gelang es ihm immerhin, eine von der Gewalt des Passauer Bischofs gefürstete Propstei von Allerheiligen zunächst an der Burgkapelle, dann 1365 als Kollegiatsstift mit Bewilligung des Papstes an der Kirche zu St. Stephan in Wien zu errichten. Die Pfarrkirche und nunmehrige Propsteikirche wollte er entsprechend dem gotischen Prager Veitsdom (den Karl IV. ab 1344 bauen ließ) zur Kathedrale erweitern und legte 1359 den Grundstein zu einem neuen Langhaus, worin auch sein Hochgrab Platz finden sollte¹⁶². Die Krönung sollte die Gründung der Universität Wien bilden. Als Grundlage dafür war ja schon die Schule von St. Stephan da. Ohne ausreichende Lehrkapazität in den höheren Fakultäten vor allem aber ohne weitere Förderung durch den Gründer, der im Gründungsjahr unerwartet verstarb, konnte aber freilich diesem ambiziösen Projekt vorerst keine glänzende Zukunft versprochen werden¹⁶³.

¹⁶⁰ Es ging dabei der Kurie sicher nicht nur darum, die Zahl der theologischen Fakultäten an sich zu regulieren, sondern auch darum, die Lehrhoheit sicher in Händen zu halten und damit die Qualität der Lehre zu garantieren.

¹⁶¹ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 27. Siehe auch Uiblein, Mittelalterliches Studium an der Wiener Artistenfakultät, S.28 f. und Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 17. Vgl. Walter Rüegg, Geschichte der Universität in Europa (München 1993-2004).

¹⁶² Die Pläne Rudolfs IV. für St. Stephan sind sehr vielfältig – gleichfalls wurde darüber sehr viel in der Literatur geschrieben - jedenfalls sollte St. Stephan als Grablege dienen. Vgl. Hans Tietze, M. Engelhart, Geschichte und Beschreibung des St. Stephansdomes in Wien (Wien 1931), 12 ff. Siehe auch Günter Brucher, Architektur von 1300 bis 1430. In: Günter Brucher (Hg.) ,Geschichte der bildenden Kunst in Österreich. Band 2: Gotik, Nr. 56: Wien, Pfarrkirche St. Stephan (Wien/ München/ London/ New York 2000) 281-284 .

¹⁶³ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 27.

Dabei waren die Privilegien, die der *universitas magistrorum et scholarium* gewährt wurden, damals ganz einmalig. Rudolph IV. und seine mitunterzeichneten jüngeren Brüder Albrecht III. und Leopold III., damals nur sechzehn und vierzehn Jahre alt, bekunden in dem vom herzoglichen Kanzler Johann Ribl aus Lenzburg in Aargau, Bischof von Brixen, lateinisch und deutsch ausgefertigten Stiftsbrief von 1365 ihre Absicht, nach den Vorbild anderer hohen Schulen von Athen, Rom und Paris nun in Wien *ain hohe, gemaine, wirdige und gefreyete schule* zu errichten, an der Theologie, die freien Künste, die Rechte, die Medizin, sowie „andere erlaubten Wissenschaften“ gelehrt und gelernt werden sollen. Damit das Studium mit *ruowen und mit fride an gesundern, ausgenommen stetten wirdiklich und schone unbeschalket und unverirret* von allen leuten erfolgen könne, soll eine eigene *phaffenstat*, ein geistliches Universitätsviertel zwischen Hofburg, Schottenkoster, Herrengasse und Stadtmauer rund um das Minoritenkloster ausgegliedert und ummauert werden¹⁶⁴.

Es sollen die Universitätsangehörigen besonderen landesfürstlichen Schutz und Steuerfreiheit genießen und einer eigenen, nicht der städtischen Gerichtsbarkeit unterworfen sein, des weiteren in vier Nationen (jeweils unter der Leitung eines Prokurators) eingeteilt werden - die österreichische, bairische, ungarische und böhmische. Die Fakultäten sollen von Dekanen geleitet werden – bis auf die Artistenfakultät, welche dem von den Prokuratoren aus dem Kreis der *magistri artium liberalium* zu wählenden Rektor unterstehen soll. Die Investitur des Rektors, des Hauptes der Universität, hat der Kanzler, der Propst von Allerheiligen, vorzunehmen¹⁶⁵.

In diesem Stiftsbrief macht sich das Vorbild der Pariser Universitätsverfassung bemerkbar, hatte Rudolf doch den Pariser Magister und Rektor Albert von Sachsen (Albert von Rickmersdorf) beauftragt, die Genehmigung der Wiener Universität durch die päpstliche Kurie in Avignon zu erwirken¹⁶⁶. Albert, eben zum ersten Rektor der neuen Universität gewählt, verließ jedoch Wien bereits nach einem Jahr und nahm den Bischofsstuhl in Halberstadt ein. Statt in einem eigenen Stadtteil musste sich die Universität in den Räumlichkeiten der Stephansschule einrichten, mit der sie auch so manchen Lehrer teilte¹⁶⁷. Den Lehrbetrieb an der Artistenfakultät konnte man noch irgendwie „über Wasser“ halten,

¹⁶⁴ Ebd., Vgl. Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 17. Vgl. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 27 und Ubl, Anspruch und Wirklichkeit: Die Anfänge der Universität Wien im 14. Jahrhundert, 63 ff.

¹⁶⁵ Ebd. Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 204.

¹⁶⁶ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 27. Uiblein, Mittelalterliches Studium an der Artistenfakultät, 13.

¹⁶⁷ Ebd. 14 ff.

dagegen lief er aber an der juristischen mehr schlecht als recht und an der medizinischen offenbar gar nicht¹⁶⁸.

Außer den schon im Unterkapitel über die Schule von St. Stephan in Wien erwähnten Albert von Sachsen und Magister Luderus sind vor dem Einsetzen der Universitätsmatrikel (1377)¹⁶⁹ keine weiteren Universitätsrektoren genannt. Uiblein erwähnt aber, dass Berthold von Wehingen, angeblich der erste in Wien promovierter Magister, später herzoglicher Kanzler und Propst von St. Stephan und somit auch Kanzler der Universität, auch einmal das Rektorat der Universität bekleidet haben soll. Seiner Meinung nach sind auch einige in dieser Zeit in Wien promovierte Baccalare, sowie die Stiftung eines Hauses in der Kärntner Straße für drei Sublektoren und einen Studenten des Stiftes St. Pölten (1370) nachweisbar.¹⁷⁰

In der Folge wurden Bestimmungen des rudolfinischen Stiftbriefes über den Rektor nicht mehr eingehalten, da in den Jahren 1377 bis 1384 drei Adelige und der Wiener Schottenabt, die offenbar nicht graduierte Studenten der juristischen Fakultät waren, aufgrund ihrer angesehenen Stellung in der Studentenkorporation, ähnlich wie etwa auch juristische Studenten in Bologna und Padua, das Rektorat in Wien erlangten¹⁷¹. Es war aber sicher nicht nur das Ansehen, sondern wohl auch die eventuell zu erwartende „Zuwendung“ in finanzieller und vielleicht in räumlicher Hinsicht ein Argument. Denn das Schotenkloster verfügte sicher auch damals über entsprechenden Raum¹⁷².

Für eine Dotation der Universität konnte Rudolf IV., der bekanntlich bereits am 27. Juli 1365 in Mailand starb¹⁷³, nicht mehr sorgen können, doch lässt wohl die Bestimmung im großen Privileg für das Kollegiatkapitel von St. Stephan vom 16. 3. 1365, darauf schließen, dass einige Kanonikate mit Magistern der Universität besetzt werden sollten. Sonst bildete aber wohl die 1366 der Universität übergebene Pfarre Laa an der Thaya nun wohl die ganze bescheidene Dotation der Universität¹⁷⁴. Boßhafte Zungen bemerkten damals, dass die finanzielle Lage der Universität zum Teil so schlecht war, dass nicht einmal ein Tintenfass vorhanden gewesen ist.

Das akademische Klima in Europa änderte sich allerdings mit dem Ausbruch des abendländischen Schismas 1378. Seither gab es zwei, 1409 – 1415 sogar drei Päpste, bis durch den Konstanzer Konzil 1417 die Einheit wiederhergestellt wurde. Das Doppelpapstum

¹⁶⁸ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 28.

¹⁶⁹ Siehe Uiblein, Die Matrikel der Universität Wien, Band I. (1377-1450) (Graz/Köln 1954), XVI.

¹⁷⁰ Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert. S. 18.

¹⁷¹ Ebd.

¹⁷² Freundlicher Hinweis von Professor Niederkorn.

¹⁷³ Vgl. auch Othmar Hageneder, „Rudolf IV.“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 7, (1995) Sp. 1079.

¹⁷⁴ Ebd.

spaltete die ganze Christenheit in zwei Öbodienzen. Die westeuropäischen Länder schlossen sich mit Ausnahme Englands und Portugals dem Papst in Avignon an, Italien, Mittel- Ost- und Nordeuropa dagegen dem römischen Papst, die habsburgischen Länder jedoch erst 1386. die Spaltung erfasste auch die Orden und die Universitäten. Die Pariser Universität musste unter dem Druck des französischen Königs Partei ergreifen und verlor damit ihre Autorität in den Ländern römischer Obödienz und zugleich viele Pariser Magister an die neuen Universitäten Mitteleuropas, wo nun auch die theologischen Studien aufblühen konnten. Unter diesen neuen Umständen hatte der römische Papst Urban VI. auch einen objektiven Grund, dem Wunsch des österreichischen Herzogs, den er natürlich an Rom binden wollte, zu entsprechen und für Wien eine theologische Fakultät zu bewilligen¹⁷⁵.

Im selben Jahr 1384 (wohl in September oder Anfang Oktober) ließ Herzog Albrecht III. einen neuen undatierten Stiftsbrief ausfertigen, eine Bestätigung und Erweiterung des rudolphinischen Stiftsbriefes, den er selber seinerzeit mitunterzeichnet hatte. Hier wurde unter Anderem die Änderung der geographischen Einteilung der Universitätsangehörigen nach Nationen vorgenommen. Die österreichische Nation sollte sich nunmehr auf die Bewohner der habsburgischen Länder und Italiens beschränken, die übrigen süd-, west- und nordwestdeutschen Gebiete wurden der neuen rheinischen Nation zugewiesen. Die böhmischen Länder wurden der ungarischen Nation zugeteilt, von der sächsischen Nation aber nordwestdeutsche Gebiete zur rheinischen Nation geschlagen, während Skandinavien und die britischen Inseln zur sächsischen Nation gerechnet wurden. An der Spitze der Nationen sollten Prokuratoren stehen, die in jedem Semester den Rektor zu wählen hatten, wobei das Rektorat nun allen Fakultäten zugänglich gemacht wurde. Auch sollten alle vier Fakultäten von gewählten Dekanen geleitet werden¹⁷⁶.

Für räumliches Zentrum wurde das Herzogskolleg (*collegium ducale*) in nächster Nähe der Dominikanerkirche vorgesehen, wo ein bis zwei Theologen und zwölf Magister der Artistenfakultät wohnen und lehren sollten. Mit der Publikation der Statuten der Universität am Anfang des Jahres 1385¹⁷⁷ waren alle rechtlichen Voraussetzungen für einen geregelten

¹⁷⁵ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 28. Siehe auch Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 205.

¹⁷⁶ Siehe auch Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 205.

¹⁷⁷ Die Statuten wurden vermutlich unter der Mitwirkung Heinrichs von Langensteins und Heinrichs von Oyta formuliert. Es finden sich darin Anordnungen über die klerikale Kleidung der Universitätsangehörigen, verschiedene Disziplinarvorschriften, die einmal im Jahr, am 14. Oktober, vor der ganzen Universität verlesen werden mussten, über die Inspektion der Studentenhäuser und Bursen durch die betroffenen Dekane, über die feierliche Begehung der fünf wichtigsten Marienfeste und von Allerseelen in den verschiedenen Kirchen der Stadt, wobei die theologische Fakultät für die Predigten sorgen sollte. Weiters finden sich Bestimmungen über die Wahl der Prokuratoren der vier Nationen und des Rektors, sowie über des letzteren Amtspflichten. Der Universitätsnotar, die Pedelle, sowie die Buchhändler vor dem Rektor den Amtseid leisten. Die Statuten wurden

Lehrbetrieb an allen vier Fakultäten geschaffen, nicht jedoch alle nötigen materiellen Grundlagen¹⁷⁸.

Am 30. August 1384 wies Albrecht III. der Universität Wien jährliche Einkünfte von 680 Pfund Pfennigen aus Zoll und Maut zu Emmersdorf zur Bezahlung der *lectores stipendiati* zu und zwar für die Theologen Heinrich Heinbuche von Langenstein und Heinrich Totting von Oyta und zwölf Artistenmagister im Herzogskolleg sowie für drei Kanonisten und einen Mediziner¹⁷⁹.

Die im Herzogskolleg, im Kanonikerstift zu St. Stephan und in niederösterreichischen Pfarren zur Verfügung stehenden Pfründen reichten für die Bezahlung der Lehrer nicht aus, so dass bis ins 16. Jahrhundert die Kolleggelder, Prüfungs- und Immatrikulationstaxen unverzichtbare Einnahmequellen darstellten. Gleichwohl nahm die Hörerzahl rasch zu. Zwischen 1375 und 1400 betrug sie schon mehr als 3600. etwa 30 bis 40 Vorlesungen wurden angeboten¹⁸⁰.

1385 kaufte der Herzog vom Stift Lilienfeld dessen Haus an der Schönlaterngasse für das Herzogskolleg. In demselben befanden sich neben Wohnungen für die Kollegiaten drei Hörsäle für Artisten, je ein Hörsaal für Theologen und Mediziner, ein Saal für Beratungen, Examina und feierliche Universitätsakte, sowie die Benediktkapelle; das Haus war von einem Turm bekrönt. Im selben Jahre noch wurde auch ein Haus in der Schulerstraße für die juridische Fakultät gekauft, wozu ihr am 1. Juli 1397 der damalige Rektor Koloman Cholb sein an diese Juristenschule anstoßendes Haus schenkte, so dass nun den Komplex Schulerstraße 14, Grünangergasse 2 und Domgasse 9 umfasste. Nur die kleine medizinische Fakultät musste lange ein eigenes Haus entbehren, sie verfügte nur über einen Hörsaal im Herzogskolleg. Zu weiteren Einkäufen bezüglich der Theologen wenden wir uns später noch im Kapitel 4¹⁸¹.

1385 kaufte Herzog Albrecht auch ein Haus für die juridische Fakultät in der Schulerstraße, wozu ihr am 1. Juli 1397 der damalige Rektor Koloman Cholb sein an diese

1387 noch ergänzt. Nach Wagner haben die Statuten Ähnlichkeiten mit denen von der Prager Universität. Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 21. Siehe auch Wagner, Universitätsstift und Kollegium in Prag, Wien und Heidelberg, 119.

¹⁷⁸ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 28.

¹⁷⁹ Den höchsten Sold bekam Langenstein (150 Pfund), während die Artistenmagister nur je 20. Siehe auch Wagner, Universitätsstift und Kollegium in Prag, Wien und Heidelberg, 130 ff.

¹⁸⁰ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 28. Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 205.

¹⁸¹ Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 23.

Juristenschule anstoßendes Haus schenkte, so dass künftig diese nun den Komplex Schulerstraße 14, Grünangergasse 2 und Domgasse 9 umfasste¹⁸².

Nur die kleine medizinische Fakultät musste lange ein eigenes Haus entbehren und daher verfügte sie nur über einen Hörsaal im Herzogskolleg.

Am 21. Dezember 1388 wurden die Deputierten für die Approbation der Fakultätsstatuten durch die Universität bestellt, welche vom 29. Dezember 1388 an alle Fakultätsstatuten überprüften und korrigierten und schließlich am 1.4.1389 approbierten, worüber Magister Heinrich Odendorp drei Tage später in der vom Rektor Gerhard Vischpeckch einberufenen Universitätsversammlung berichtete¹⁸³. Die Statuten enthielten die Studienordnungen sowie die Prüfungs- und Promotionsordnungen mit den Bestimmungen für die Ablegung der Baccalariats und Lizentiatsprüfungen und der Graduierung zum Magister an der Artistenfakultät und zum Doktor an den drei oberen Fakultäten. Die Verwaltungsgeschäfte traten hingegen zurück. Die Statuten galten im Wesentlichen bis zu den Ferdinandeischen Reformen im 16. Jahrhundert¹⁸⁴.

Bereits am 26. 4. 1385 hatten die Mitglieder des *Collegium ducale* als eine eigene Körperschaft neben der Universität¹⁸⁵ dem Kolleg Statuten gegeben. Danach sollte einer der Artistenmagister jeweils auf ein halbes Jahr oder auch ein einziges Jahr zum Prior des Kollegs gewählt werden. Dieser hatte unter Anderem die Vermögensverwaltung des Kollegs zu führen¹⁸⁶. Gewisse Aufsicht sollte auch der älteste Doktor der Theologie des Kollegs ausüben – zunächst also Heinrich von Langenstein. Das Kolleg sollte ebenfalls jedes Jahr von

¹⁸² Ebd.

¹⁸³ Ebd. 23 ff. Die Statuten der juridischen Fakultät wurden jedoch knapp zehn Jahre später noch nicht beobachtet und in Gebrauch genommen, so dass sie auf Bitte der juridischen Fakultät am 11. 8. 1398 vom Rektor zum zweiten Mal bestätigt wurden.

¹⁸⁴ Ebd. 24. Siehe auch Kurt Mühlberger, Ferdinand I. als Neugestalter der Universität Wien. „[...] das Generalstudium, gleichsam eine hervorragende Pflanzstätte zur Verbreitung der Religion und zur richtigen Führung des Staates [...]“. In: Wilfried Seipel (Hg.), Kaiser Ferdinand I. 1503-1564. Das Werden der Habsburgermonarchie, Wien 2003, 265-275.

¹⁸⁵ Damals waren entgegen dem Privileg Herzog Albrechts III. nicht zwei, sondern drei Doktoren der Theologie Mitglieder desselben (Heinrich von Langenstein, Heinrich von Oyta und Gerhard von Kalkar). Siehe auch Wagner, Universitätsstift und Kollegium in Prag, Wien und Heidelberg, 121.

¹⁸⁶ Der Prior wurde auch *pater familias* bzw. *magister regens* bezeichnet, wurde von den Kollegiaten gewählt und unterlag ebenfalls deren Kontrolle. Außer der Verwaltung der Einkünfte des Kollegiums, musste er auch Magister in Kollegiumsangelegenheiten zusammenrufen, die dort wohnenden beaufsichtigen, ermahnen, dass jeder seinen Stand einhalte und verhindern, dass Fremde in den Stuben sind. Ebd. 116. Siehe auch Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 24.

einem Prälaten visitiert werden, wofür am Anfang Bischof von Freising, Berthold von Wehingen, bestellt wurde¹⁸⁷.

Die Magister sollten wöchentlich abwechselnd die Tischlesung halten, in der Kapelle an Sonntagen und Festtagen Messe lesen, an Samstagen und bestimmten Sonntagen und Festtagen predigen, mindestens einmal pro Woche private Disputationen und in den Sommerferien öffentliche Disputationen in der Aula oder einem Hörsaal des Kollegs abhalten. Im Kolleg wohnten auch Familiaren, Diener und Scholaren der Magister, auch durften Zimmer an einige ehrenwerte Personen vermietet werden¹⁸⁸.

Die Statuten des *Collegium ducale* besitzen Ähnlichkeiten mit denen vom *Collegium Sorbonicum*. Wagner meint, dass sich darum vor allem Heinrich von Langenstein und Heinrich von Oyta verdient gemacht haben, weil beide ja in Paris studiert haben und im Kolleg genug Autorität besaßen, um in die Statuten eingreifen zu können. Die Übereinstimmungen finden sich laut Wagner vor allem darin, dass beide Häuser (das heißt *Collegium ducale* sowie *Collegium Sorbonicum*) vom Propst bzw. Prior geleitet wurden und eigene Kapelle besaßen. Ebenfalls hatten sie sehr ähnliche Bestimmungen betreffend Predigten, Einnahme von Speisen außerhalb des Kollegs, der Kleidung und des Pförtneramtes.¹⁸⁹

Drei Jahre später (1388) hat Heinrich von Langenstein ein Schreiben an Herzog Albrecht III., in dem er diesen zur Vollendung des Kollegiatkapitels und des Herzogskollegs aufforderte, das so genannte *Informacio serenissimi principis ducis Alberti de stabiliendo studio Wiennensi*. Er betonte darin, dass der Nutzen des Studiums der Wissenschaften weit jenen der Gründung von Klöstern übertreffe und verlangte Abschluss der Bauarbeiten am Gebäude, besonders dann der Bibliothek und der Kapelle, die Erneuerungen der kaputten Dächer, Umwandlung von unnützen Räumen in gute Zimmer (z. B. für Gäste), Dotierung des Kollegs mit dauernden, sicheren Einkünften, etwa Schenkung von Häusern, die dann vermietet werden können, wie dies in Paris geschehe – dies würde nämlich auch andere Widmungen nach sich ziehen. Langensteins Meinung nach sollten Maßnahmen auch gegen das schlechte Stadtreghiment, das Mangel an Teuerung sowie Missstände im Gerichtswesen bewirkte, getroffen werden. Ebenfalls sollte die den Magistern und Scholaren verliehenen

¹⁸⁷ Ebd., 117. Laut Wagner haben die Doktoren der Theologie einen größeren persönlichen Freiraum gehabt. An erster Stelle mussten sie qualifiziert sein und einen vorbildlichen Lebenswandel führen. Der Visitor hatte die Einhaltung der Regeln im Kolleg zu überprüfen.

¹⁸⁸ Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 24.

¹⁸⁹ Wagner, Universitätsstift und Kollegium in Prag, Wien und Heidelberg 1 21.

Privilegien besser verteidigt und die richterliche Gewalt des Rektors durch den Bischof von Passau oder den apostolischen Stuhl zur besseren Disziplinierung von Universitätsangehörigen begründet werden. Heinrich von Langenstein wendet sich hier scharf gegen die feindselige Haltung besonders der niederen Stände Wiens gegen die Studenten¹⁹⁰.

Wie weit wenigstens einige dieser Anforderungen Langensteins erfüllt wurden, kann man jedoch mit Sicherheit nicht beantworten. Jedenfalls verfügte Herzog Albrecht in seinem Testament, dass seine Erben der Universität auf der Maut zu Ybbs 800 Pfund jährliche ewige Gült verschreiben sollten. Auf Bitte der Universität erließen die österreichischen Herzöge im April 1396 schließlich eine im Sinne der Bestimmungen des Testaments Albrechts III. gefasste Dotationsurkunde, die ihre endgültige Formulierung in der am 4. 7. 1405 von Herzog Wilhelm auch als Vormund Herzog Albrechts V. ausgestellten Urkunde fand. Danach behielten sich die Herzöge die freie Wahl und Aufnahme von Professoren der Theologie, der Rechte und der Medizin ausdrücklich vor, nur die zwölf Artisten des *Collegium ducale* sollten von dessen Mitgliedern, frei gewählt werden. Mindestens sechs mussten jedoch aus den österreichischen Erblanden stammen. Für die Verteilung der Gelder an die Professoren sollten der Herzog und die Universität je einen Vertreter, die späteren Superintendents, bestimmen, was noch vor Jahresende erfolgte¹⁹¹.

Da diese Dotation jedoch nicht aus der Universität zu Eigentum überwiesenem Kapital, sondern aus der landesfürstlichen Maut stammte, kam es später zu einigen Problemen. So klagte die Universität bereits im September 1406 über Zahlungsrückstände, doch hören wir von ihnen erst unter Kaiser Friedrich III. häufiger, denn zu seiner Herrschaftsperiode wurden oft jahrelang keine Zahlungen an die Universität geleistet, obwohl die Ybbser Maut viel mehr als das Doppelte der Universitätsdotations eintrug.

Die Anzahl der Studenten ist aufgrund der vom Jahr 1377 erhaltenen Matrikel der Universität festzustellen. Seit dem Wintersemester 1385/86 erfolgte die Einteilung der Studenten nach den vier bereits erwähnten akademischen Nationen, sodass auch ihre Herkunft leichter bestimmt werden kann. In den 120 Jahren von 1385 bis 1505 erfolgten an allen Universitäten des Deutschen Reiches (ohne die Universität Prag, wo eine vollständige Matrikel nicht erhalten geblieben ist) zusammen 204 832 Immatrikulationen erfolgten, dabei entfallen die meisten auf Wien – und zwar 40 683, was ungefähr 20% von der Gesamtzahl ergibt. Danach folgen Erfurt mit 31 471, Leipzig mit 29 099, Köln mit 27 467 und Löwen mit

¹⁹⁰ Uiblein, Universität im 14. und 15. Jahrhundert, 25. Siehe auch Wagner, Universitätsstift und Kollegium in Prag, Wien und Heidelberg, 132 ff.

¹⁹¹ Ebd. 55 ff.

27 315, die zum Teil viel später als die Universität Wien gegründet wurden. Die Anzahl der Prager Studenten dürfte allerdings jene der Universität Wien im 14. Jahrhundert übertroffen haben. Nur 1461-1470 wurde Wien von Erfurt und Leipzig, in der Zeit des Ungarnkrieges und der ungarischen Besetzung (1481-1490) auch von Köln und der jungen bayerischen Universität Ingolstadt übertroffen¹⁹².

Von den vier akademischen Nationen nahm die österreichische Nation, also Bewohner der habsburgischen Länder, in der Anzahl der Studenten meistens nur den zweiten Platz ein, 1410-1435 wurde sie darin noch von der ungarischen Nation übertroffen. Nur in der Krisenphase zwischen 1470 und 1490 konnte sich die österreichische Nation auf die erste Stelle bei den Immatrikulationen aufschwingen. Ansonsten aber, vor allem bis 1460, dominierte die rheinische Nation, die aber eher eine bayerisch-fränkisch-schwäbische genannt werden sollte, zumal die oberrheinischen Besitzungen der Habsburger zur österreichischen Nation gezählt wurden. Die ungarische Nation, zu der auch Böhmen, Mähren, Schlesien und Siebenbürgen (das stark vertreten wurde) gerechnet wurden, stellte nach dem Rückgang der Prager Universität (etwa zwischen 1410 bis 1435), ein Viertel bis Drittel der Wiener Studenten, ging aber wieder auf ihren früheren Anteil von ungefähr 15% zurück. Den kleinsten Anteil hatte die sächsische Nation, die meistens nur 4 bis 6% der ganzen Studentenschaft ausmachte¹⁹³.

Später haben die Fakultäten angefangen, sich die Nationen als Körperschaften zu konstituieren, eigene Nationsmatrikeln zu führen, eine Aufnahmegebühr einzuheben und dafür gewisse Verpflichtungen zu übernehmen.

Der Beitritt zu den Nationen war aber keineswegs von Anfang an pflichtig. Erst am 22. 3. 1515 erließ das Konsistorium ein Statut, das die Promotion von der nachgewiesenen Inskription in die Nationsmatrikel abhängig machte, doch war diese Verordnung schon bald vergessen. Die Nationen traten nur selten zusammen: zweimal im Jahr zur Wahl der Prokuratoren und denen auch *Consiliarii* beigegeben waren, einmal, meist in Aula der Universität, zur Anhörung der Nationsstatuten. Die kirchlichen Feiern, wie das Anniversar mit Abhaltung von Totenmessen und die Feste der Patrone¹⁹⁴ der vier Nationen. Genauer sind wir nur über die rheinische und ungarische Nation informiert, von denen sich die Matrikeln erhalten haben: von der rheinischen Nation ab 1415 in Abschrift, ab 1461 im Original, von

¹⁹² Uiblein, Universität im 14. und 15. Jahrhundert, 26 f.

¹⁹³ Ebd. 27. Siehe auch Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 207.

¹⁹⁴ Hl. Koloman, 11000 Jungfrauen bzw. Hl. Ursula, Hl. Ladislaus und Hl. Mauritius) mit Predigt wurden im Mittelalter meist in der Dominikanerkirche begangen.

der ungarischen Nation die Originalmatrikel ab 1453. Die Bedeutung der Nationen lag in Wien ausschließlich im inneruniversitären Bereich¹⁹⁵.

Die meisten Studenten wohnten in Bursen. Privathäuser durften sie nur mit der Bewilligung des Rektors und des zuständigen Dekans einmieten. Die Armen konnten in den so genannten Codrien oder Koderien, die seit 1413/14 genannt werden, wohnen¹⁹⁶. Die Bursen sollten in jedem Semester vom Dekan visitiert werden. Zunächst waren es gewöhnliche Studentenhäuser unter einem Magister, in den ersten Jahren der Universität manchmal auch einem Baccalar, (wobei der Titel des Vorstehers der Burse Konventor hieß) nach dem die Burse oft genannt wurde (z. B. Bursa Haydenhaim, Pruck, Scherding, Harrer, Sprenger usw.). Der wöchentlich zu erlegende Betrag (*bursa*), betrug 2 oder 3 Silber-Groschen. Dazu kam noch ein Betrag für die Beheizung. Die Konvertoren wechselten oft und mit ihnen auch die Namen der Bursen. Die Konventoren mussten auch die Übungen, Resumptionen und Disputationen leiten und erhielten für den Privatunterricht, zu dem sie aber verpflichtet waren, eine Entlohnung (*pastus*). Anscheinend gab es in Wien nur Artistenbursen. Die ersten zwei Bursen werden im Jahre 1399 genannt. 1413 gab es außer den Kollegien 29 Häuser, in denen Studenten wohnten¹⁹⁷. Im Jahre 1449 bestanden 11 Bursen und 6 Codrien. 1413 und 1414 erließ die Universität für die Angehörigen der Universität Disziplinarstatuten¹⁹⁸.

Bekannter sind die gestifteten Bursen, von denen auch die Statuten bzw. Hausordnungen überliefert sind. An ihrer Spitze standen (gemäß den verschiedenen Stiftbriefen) die Superintendenten, die dem zuständigen Dekan den Konventor zu präsentieren hatten.

Die gestifteten Bursen erwarben aus dem Stiftungskapital für ihre Zwecke eigene Häuser oder mieteten Räumlichkeiten in fremden Häusern (wie etwa die Ramungsburse). Die älteste gestiftete Burse an der Wiener Universität war die Rosenburse. Doktor der Medizin Ulrich Grünwalder von Korneuburg (gest. 1419) hatte seine Stiftung für vier Scholaren bestimmt. Seine Testamentsvollstrecker, die Doktoren Peter Czech von Pulkau, Dietrich von

¹⁹⁵ Uiblein, Universität im 14. und 15. Jahrhundert, 28.

¹⁹⁶ Der offenbar nur in Wien und Krakau belegte und von der Forschung bisher unerklärte Ausdruck *codria* könnte aber eine Erinnerung an die Vagantenpoesie darstellen, hieß der arme Schlucker dort (z. B. Carmina Burana 19, 5, 8) Codrus im Anschluss an Juvenal, Satiren 3, 203. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 29.

¹⁹⁷ Siehe auch Karl Schrauf, Geschichte der Studentenhäuser, 6.

¹⁹⁸ Uiblein, Universität im 14. und 15. Jahrhundert, 35.

Hammelburg und Thomas Ebendorfer¹⁹⁹, kauften das Haus des weiland Wagendrüssel nahe dem Friedhof der Dominikaner (um 365 Pfund). Der Kauf erfolgte am 25. 2. 1423. Weitere zwei Bursen stifteten der Münzmeister Nikolaus Underhimmel (sodass die Burse schließlich zwölf Studenten aufnehmen konnte) und der Pfarrer von Hütteldorf Niklas Leitgeb von Korneuburg für einen Schüler aus Korneuburg. Am 19. 2. 1432 wurden die Statuten für die Rosenburse erlassen (vermutlich waren sie von Thomas Ebendorfer selbst verfasst)²⁰⁰. Der normale „Stiftgenuss“, wie es Paul Uiblein nannte, dauerte fünf Jahre. Der Besuch von theologischen Vorlesungen nach dem Magisterium war obligat. Thomas Ebendorfer hat als einer der drei Superintendenden der Rosenburse dieser etwa die Hälfte seiner Bibliothek hinterlassen. Auch die gestifteten Bursen wurden von Magistern der Artistenfakultät als Konvertoren geleitet²⁰¹.

Laut Knapp wurden die Bursen ähnlich wie Ordenshäuser geführt. Die auferlegte strenge Disziplin, die auch kaum Freizeit vorsah, wurde freilich, nach den statutarischen Verboten und vorgesehenen Strafen zu schließen, keineswegs immer eingehalten. Das galt auch für die vorgeschriebene klerikale Kleidung, den langen schwarzen Habit mit Kapuze und Gürtel, und die Tonsur²⁰².

Alle Bursen lagen im Universitätsviertel.

2. Die Welt der Schüler und ihrer Lehrer auf der Universität Wien

In dem vorherigen Kapitel habe ich ziemlich breit die Möglichkeiten der Schulbildung im Mittelalter, konzentriert auf den österreichischen Raum, beschrieben und erklärt, wie ungefähr eine Kloster-, Dom- oder Pfarrschule funktioniert haben. Nun ist aber zu fragen, inwiefern wir daraus auch Nachrichten zur Ausbildung des Thomas Peuntner gewinnen könnten, der der Hauptgegenstand dieser Arbeit sein soll.

2.1 Vermutungen zum Studium von Thomas Peuntner

Nun, zugegeben, die Orte, wo Thomas Peuntner seine ersten Lebensjahre verbracht und seine Bildung erlangt hat, sind uns bis heute unbekannt. Zwar gibt es Hinweise darauf, dass er

¹⁹⁹ Zum Thomas Ebendorfer Alphons Lhotsky, Thomas Ebendorfer: ein österreichischer Geschichtsschreiber, Theologe und Diplomat des 15. Jahrhunderts (Stuttgart 1957), Johannes Seidl, Thomas Ebendorfer von Haselbach: (1388 - 1464) ; Gelehrter, Diplomat, Pfarrer von Perchtoldsdorf (Ausstellung anlässlich der 600. Wiederkehr des Geburtstages von Thomas Ebendorfer in der Burg zu Perchtoldsdorf, 18. September - 16. Oktober 1988) (Perchtoldsdorf 1988).

²⁰⁰ Schrauf, Geschichte der Studentenhäuser, 41.

²⁰¹ Ebd.

²⁰² Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 29.

die höhere Ausbildung an der Universität Wien erhalten haben mag, über sein Studium bis zum Zeitpunkt seiner Immatrikulation auf dieser Schule, wissen wir aber so gut wie nichts. Wir können uns nicht einmal sicher sein, ob der in der Matrikel der Universität Wien verzeichnete *Thomas Carnificis de Gundramstorf* (was laut Knapp allerdings soviel wie Fleischer bedeutet, nicht Peuntner, das zu mittelhochdeutsch *biunde* „Grundstück“, gehört) tatsächlich „unser“ Thomas Peuntner ist²⁰³. Daher habe ich mich entschieden, alle Arten von schulischen Institutionen, die es zu der Zeit der Jugend Peuntners (vermutlich Anfang des 15. Jahrhunderts) gegeben hat, zu nennen und zu beschreiben, um zu zeigen, welche Bildungsmöglichkeiten sich einem jungen Menschen damals eröffneten.

Außerdem möchte ich auf dieser Stelle auch versuchen, meine Schlüsse, die ich aus der allgemeinen Beschreibung der schulischen Situation für die Ausbildung Thomas Peuntners gewonnen habe, vorzustellen:

Zu Beginn erlaube ich mir zu sagen, dass wenn schon Peuntner in eine niedere Schule gegangen ist, so war es mit größter Wahrscheinlichkeit nicht die Pfarrschule in seinem angeblichen Geburtsort Guntramsdorf, denn diese ist, wenn man den Angaben von Knapp glauben kann, erst im Jahre 1429 entstanden²⁰⁴. Sein Studium an einer Kloster- oder Domschule kann man weder beweisen noch widerlegen. (Übrigens könnte es sich auch um eine „Schule“ in einem Augustiner-Chorherren-Stift handeln; die Nähe zu den Chorfrauen könnte damals schon hergestellt worden sein; dies allerdings muss im Bereich der Vermutungen stehen bleiben.)

Haberkerns Meinung nach geringe Lateinkenntnisse Peuntners, die sich nicht mit denen der theologischen Magister der Wiener Universität messen können, ließen auf eine Pfarrschule bzw. eine deutsche Schule schließen, in der wenig Latein gelehrt wurde. Texte Thomas Peuntners, seien laut Haberkern außerdem mit Germanismen durchsetzt und seine lateinischen Ausdrücke haben oft deutsche Endungen. Insgesamt ist aber sicher auch ins Kalkül zu ziehen, dass viele Autoren dieser Zeit lateinische Germanismen aufweisen. Scholastische Termine fehlen in seinen lateinischen Texten völlig, auch ist der Stil seiner lateinischen Texte nicht so stilistisch hochstehend, wie bei seinen deutschen Texten und manches scheint darauf hinzudeuten, dass Peuntners lateinischer Wortschatz begrenzt war.²⁰⁵ Meiner Ansicht nach durfte es jedoch immerhin nicht so schlimm gewesen sein, wenn er

²⁰³ Paul Uiblein, *Die Matrikel der Universität Wien (1377-1450)*, 89. Siehe auch Knapp, *Geschichte der Literatur in Österreich*, 240 f.

²⁰⁴ Ebd. 23.

²⁰⁵ Haberkern, *Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner*, 43.

Nikolaus von Dinkelsbühls *Tractatus octo* und Gersons *Ars bene moriendi* nicht nur verstanden, sondern viele ihrer Gedanken in seine Schriften eingearbeitet hat²⁰⁶.

Eine weitere Tatsache ist – und diese ist nicht nur für diesen Absatz, sondern für die ganze Arbeit von hoher Wichtigkeit – dass Thomas Peuntner als seinen Lehrer, seinen Wiener *meister*²⁰⁷, Nikolaus von Dinkelsbühl nennt (dass er von ihm wirklich sehr beeinflusst wurde, kann man anhand des Vergleichs seiner Werke mit denen Dinkelsbühls leicht beweisen – dazu aber später). Nun, wenn man zu sehr mit Worten spielen möchte, könnte man auch sagen, dass *meister* bzw. *schulmaister* am Anfang des 15. Jahrhunderts in der Regel die Benennung des Vorstehenden einer Pfarrschule bzw. deutschen Schule war, mitunter auch die des Rektors der Schule von St. Stephan²⁰⁸. Wir wissen auch, dass im Mittelalter die Rektoren der Wiener Universität in der Regel auch gleichzeitig die Funktion des Rektors der Schule von St. Stephan ausgeübt haben. Schlussfolgerung? Nikolaus von Dinkelsbühl war zeitweilens auch Rektor der Wiener Universität also musste er zur selben Zeit auch Rektor der Stephansschule sein. Daher auch *schulmaister*. Es wäre also möglich, dass, falls Peuntner die Schule von St. Stephan besuchte, Nikolaus von Dinkelsbühl sein *schulmaister* gewesen sein könnte. Und falls er wirklich in den Jahren 1405 und 1406 Rektor der Universität Wien gewesen ist²⁰⁹ dann würde es auch, wenn man sich die angeblichen Geburtsdaten Peuntners ansieht (um 1390), über einstimmen.

Aber zurück zu den Akten der Artistenfakultät. Wie gesagt kommt hier auf dem Folio 60 ein gewisser *Thomas Carnificis de Gundramstorf* vor²¹⁰, den die meisten Geschichtswissenschaftler bis heute für DEN Thomas Peuntner hielten. Interessanterweise tauchen aber vor und nach ihm (er selbst soll im Jahr 1412 immatrikuliert haben²¹¹) andere zwei Studenten, die einen sehr ähnlichen, wenn nicht identischen Namen haben. *Thomas Pewntner de Libera Civitas* erscheint im Jahr 1411 und *Thomas de Gundorsdorf* im Jahr 1414 – allerdings als Baccalar. Das Geheimnis des ersteren wurde bereits enthüllt (zumindest wollen wir es glauben). Hedwig Rumppler hat ihn als den Kaplan in Gmunden und Ried identifiziert²¹². Zum letzteren können wir leider so gut wie nichts sagen. Was wir aber sagen

²⁰⁶ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 246.

²⁰⁷ Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 42. Hierzu müsste man aber detaillierter den Codex Cgm 5911 untersuchen. Vgl. Rudolf, Thomas Peuntners Betrachtungen über das Vater unser und das Ave Maria, 66.

²⁰⁸ Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, 350. Siehe auch Heinrich Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung, 455 und Paul Uiblein, Mittelalterliches Studium an der Wiener Artistenfakultät, 13.

²⁰⁹ Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 16.

²¹⁰ Uiblein, Die Matrikel der Universität Wien, Bd. 1, 89.

²¹¹ Ebd.

²¹² Hedwig Rumppler, Thomas Peuntner und sein Büchlein von der Liebhabung Gottes, 11.

können ist, dass bisher keine Quelle gefunden wurde, in der man über Thomas Peuntner als über einem Baccalar gesprochen hätte. Auch in der *Acta facultatis artium* kommt er nicht als solcher vor²¹³. Wir können uns also zwar nicht sicher sein, ob *Thomas Carnificis de Gundramstorf* wirklich „unser“ Thomas Peuntner ist, man kann es aber auch nicht widerlegen.

Auf der anderen Seite – wie hätte Peuntner ein Mitglied des Kollegiatstiftes von St. Stephan, ja selbst Beichtvater der Gemahlin Albrechts V. werden können, ohne irgendwann auf der Universität studiert zu haben?

Auch wenn Thomas Peuntner es tatsächlich nicht mehr dazu gebracht hätte, ein *baccalarius artium* zu werden, wäre er ja nicht der einzige gewesen. Nach Uibleins Angaben dürften von 1390 bis 1500 etwa 10 000 Studenten den Grad eines Bakkalarius erlangt haben, also nur etwa ein Viertel der Immatrikulierten. Davon wurden in dem genannten Zeitraum über 2000 die *Licentia in artibus* erteilt, worauf fast immer die Promotion erfolgte. So konnten etwa 5% aller Immatrikulierten den Magistergrad erlangen.²¹⁴ Vielen Studenten hat es also offenbar gereicht, nur ein oder zwei Jahre auf der Universität zu verbringen, damit sie Arbeit finden konnten²¹⁵.

2.2. Nikolaus von Dinkelsbühl

Die Universität Wien ist außerdem der zweite mögliche Ort, wo Thomas Peuntner Nikolaus von Dinkelsbühl getroffen haben könnte. Die Chance ist gewiss größer als bei der Schule von St. Stephan, denn es ist viel weniger möglich, dass er dort zu seinen Werken, die er später bearbeitet und teilweise übersetzt hat, wie zum Beispiel dem *Tractatus octo* gekommen wäre²¹⁶.

Ganz außer Frage kann man auch die Predigt nicht stellen. Nikolaus von Dinkelsbühl war ja allgemein nicht nur als Lehrer an der Wiener Universität, sondern auch als Prediger bekannt. Und Predigten besaßen ja im Mittelalter einen starken pädagogischen, erzieherischen Charakter – außerdem vermittelten sie auch den Inhalt der Bibel und lehrten Gottes Wort. Durch die Predigten konnte man auch verschiedene Lehrmeinungen an die Leute weitergeben

²¹³ Bemerkenswert ist, dass die beiden Träger desselben Namen, wie „unser“ Thomas am denselben Tag ihr Baccalariat abgeschlossen haben. Und zwar am 13. Oktober 1414. Zumindest laut der Eintragung des Dekans Konrad von Rotenburg. Uiblein, *Die Matrikel der Universität Wien*, Bd. 3, 433.

²¹⁴ Uiblein, *Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert*, S. 28.

²¹⁵ Es ist auch nicht nur in Wien so gewesen. An der artistischen Fakultät der Universität Erfurt ließen sich im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts überhaupt nur knapp 10% der Inskribierten auf den alleruntersten akademischen Grad, eines *baccalarius artium* ein, ein Anteil, der jedoch im 15. Jahrhundert steigt – bis zu 1450 sind es dann fast 20 %. Ebd.

²¹⁶ Siehe auch Rupprich, *Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters*, 165.

– dies hing aber natürlich von dem jenigen Prediger ab²¹⁷. Sie selber dürften von den mittelalterlichen Menschen in gewisser Hinsicht durchaus auch als Lehrer gesehen werden. Dieser Weg des „Kennenlernens“ zwischen Peuntner und Nikolaus von Dinkelsbühl ist aber weniger wahrscheinlich.

Aber jetzt genug von hypothetischen Aussagen und zurück zu belegten Tatsachen.²¹⁸

Wie wir sehen, gibt es also mehrere Möglichkeiten, wie Thomas Peuntner seinen Lehrer bzw. *maister*, wie er ihn nennt, kennen gelernt haben mag. Nikolaus von Dinkelsbühl war ja auch eine vielseitige Persönlichkeit. Und damit er hier nicht nur als ein Name stehen bleibt, und der Leser sich von ihm ein Bild machen kann, (nicht jeder muss ihn ja kennen, obwohl ich mir in der Zwischenzeit das 15. Jahrhundert ohne ihn nicht vorstellen kann) möchte ich ihn im folgenden Kapitel vorstellen. Da wir bei Peuntner leider jegliche Informationen über sein Studium vermissen (wenn wir schon annehmen, dass er an der Wiener Universität tatsächlich studiert hat), halte ich es für ganz passend, den Studiengang eines Studenten der Wiener Universität im Spätmittelalter, bevor ich wirklich zu seinen Werken und ihrer Wirkung auf seinen zukünftigen Schüler Thomas Peuntner übergehe, am Beispiel Nikolaus' von Dinkelsbühl zu beschreiben. Dabei werde ich natürlich auch seine Lehrtätigkeit zu berücksichtigen versuchen, da sich das Studieren und das Lehren an der Universität zu der Zeit nur schwer voneinander trennen ließ.

Obwohl es nicht die Aufgabe dieser Arbeit ist, das Leben und Werk des berühmten Wiener Theologen und Lehrers zu beschreiben, darf man ihn dennoch nicht auslassen, da unser „Objekt der Forschung“ Thomas Peuntner von ihm stark beeinflusst wurde. So wie dieser vorher von seinen beiden Lehrern.

2.2.1 Nikolaus von Dinkelsbühl und die Wiener Universität

Nikolaus von Dinkelsbühl (eigentlich Nikolaus Prunczlein, manchmal als Brünzler in den Quellen vorkommend), geboren um 1360 in der schwäbischen Reichsstadt Dinkelsbühl, studierte an der Universität Wien seit 1385 unter Heinrich von Langenstein (1325-1397) und Heinrich Totting von Oyta (1330-1397) zuerst die *artes* und dann seit 1390 Theologie.²¹⁹

²¹⁷ Vgl. J. Longère, „Predigt“. In: Lexikon des Mittelalters, Band VII (1995), 171-174

²¹⁸ Obwohl bei manchen von ihnen doch nicht alles hundertprozentig stimmen muss.

²¹⁹ Alois Madre, „Nikolaus von Dinkelsbühl“. In: Verfasserlexikon, Band 6 (1989) 1048-1058. Vgl. Ernst Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert. Entstehung, Konstituenten und literarische Wirkung (Göppingen 2003), 436 ff und Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 147.

Seine universitäre Laufbahn verlief nach einem, für den damaligen Studenten bekannten Schema. Nikolaus begann mit dem Studium der *artes* im Jahr 1385²²⁰ und bereits im Herbst des Jahres 1386 erwarb er das Bakkalaureat. Nikolaus betrieb das gewöhnlich zweijährige Studium, wohl aufgrund seiner Vorkenntnisse, höchstens drei Wiener Semester hindurch²²¹.

Nach einem weiteren, mindestens ein Jahr langen Studium auf der Artistischen Fakultät konnte die nächste Stufe, das Lizentiat *in artibus*, erworben werden. Die Kandidaten mussten die Zulassung zu dem hierfür vorgeschriebenen Examen ausdrücklich von der Fakultät erbitten. Für Nikolaus von Dinkelsbühl ist dies nach Madre für den 6. 6. 1389 bezeugt²²².

An der Artistenfakultät pflegte man im Gegensatz zu den übrigen Fakultäten mit dem Grad des Lizentiats den des Magisters zu verbinden. So finden wir seit etwa Mitte Juni 1389 in den Akten der Artistenfakultät Nikolaus von Dinkelsbühl als Magister und Doktor. Die *Alma Universitas Viennensis*, die ihn vier Jahre zuvor in ihren Schoß aufgenommen hatte, verlieh dem nunmehr 29jährigen die *venia legendi als magister artium*²²³.

Für den jungen Artistenmagister ergaben sich drei Möglichkeiten. Er konnte als Lehrer zeitlebens an der Artistenfakultät bleiben. Es stand ihm aber auch frei, nach zumindest einem Jahr des Lehrens einen Staats- oder Kirchenamt zu übernehmen. Die dritte Möglichkeit wäre, sich neben der Lehrtätigkeit auf den Eintritt in die höhere Fakultät vorzubereiten. Und für diese hat sich Nikolaus auch schließlich entschlossen.

Seit 1390 folgte das Studium der Theologie. Nach intensiver Lehrtätigkeit an der Artistenfakultät²²⁴, die wie auch bei vielen anderen mit dem Theologiestudium und einer Tätigkeit als *cursor biblicus* einherging, wurde Nikolaus Bakkalarius der Theologen (1398).

Ein *magister artium* schied jedoch nie mehr aus seiner Fakultät aus, mochte er auch in eine höhere übertreten. So blieb Nikolaus trotz seiner theologischen Studien der Artistenfakultät verbunden. Im Wintersemester 1402/03 nahm er dort nach einer vier Jahre

²²⁰ In der Matrikel ist er als *Nycolaus Prunczlein* eingeschrieben, der die Gebühr von 2 *gr.* bezahlte. Zu seinem Namen wurde jedoch der Vermerk *hic est Mag. Nicolaus de Dinkelspuehel* dazugeschrieben, damit man auch nicht vergisst, um welche Persönlichkeit es sich eigentlich handelt. Uiblein, Die Matrikel der Universität Wien, Bd. 1, 18.

²²¹ Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 8.

²²² Laut den Statuten erfolgte vor der eigentlichen Prüfung eine Vorstellung vor dem Universitätskanzler, der als jeweiliger Dompropst von St. Stephan diese beiden Ämter in Personalunion innehatte. Ebd. 9.

²²³ Ebd. 9.

²²⁴ Spätestens 1390 gehört er zu den *magistri actu regentes*. Bei der am Semesterbeginn üblichen Verteilung der Lehrbücher wählte er die Schrift *Vetus ars*. Durch einen Los traf auf Nikolaus im Jahr 1391 die Vorlesung über *Latitudines formarum*, 1392/93 über *Libri Posteriorum*, 1393/94 über die fünf Bücher Euklids, 1394/95 über *Sphaera materialis*, 1395/96 über *Perspectiva comunis*, 1396/97 über aristotelische Ethik und schließlich 1397/98 über Metaphysik. Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 10.

andauernden Pause seine akademische Tätigkeit mit Vorlesungen über Metaphysik wieder auf.).²²⁵

Der Grund dafür dürfte seine problematische wirtschaftliche Lage gewesen sein. Wegen der hohen Lebenserhaltungs- und Studienkosten, denen keinerlei Einnahmen gegenüberstanden, wurde er vor die Notwendigkeit gestellt, eine Verdienstmöglichkeit zu suchen. Erst durch die Erhaltung der Pfründe bei St. Stephan schien sich Nikolaus' Lage verbessert zu haben²²⁶.

In den Jahren 1403/04 hielt Nikolaus von Dinkelsbühl Vorlesungen über die Ethik, 1404/05 über *Libri Meteorum* und 1405/06 wahrscheinlich über *Theoria planetarum*. Mit dem Ende des Sommersemesters 1406 fand seine Lehrtätigkeit an der Artistenfakultät ihren Abschluss.²²⁷

Die Vorlesungen von Nikolaus von Dinkelsbühl mussten wohl zu den am meisten besuchten gehören, denn die Anzahl der Vorlesungsmanuskripte aus seinen Vorlesungen ist neben denen seines Schülers Thomas Ebendorfer von Haselbach einer der höchsten, die aus dieser Zeit erhalten geblieben sind²²⁸.

Nach der Lesung der Sentenzen als *sententiarius*, etwa 1400 / 01 erwarb Nikolaus den *Baccalarius formatus in theologia*, dann das Lizentiat (1408) und ein Jahr später konnte er sich als *magister theologiae* etablieren²²⁹.

Als Nikolaus von Dinkelsbühl die theologische Magisterwürde erlangt hat, war er also bereits seit 24 Jahren an der Universität tätig und musste um diese Zeit etwa 48 Jahre alt gewesen sein. Trotzdem war er, als er 1410 erstmals Dekan der Theologischen Fakultät wurde, das jüngste Mitglied der Fakultät. Als *magister sacrae paginae* war er für Exegese, Dogmatik und Moraltheologie gleichermaßen zuständig, da diese Disziplinen damals noch nicht streng getrennt waren²³⁰.

Eine derart lange Ausbildungszeit war für Theologen zu jener Zeit durchaus nicht ungewöhnlich, denn es war für die Theologie eine Studienzeit von mindestens 6 Jahren vorgeschrieben, wozu dann noch die Zeit zu rechnen ist, in welcher der Kandidat als *cursor biblicus* die Bücher des Alten und des Neuen Testaments zu lesen hatte, meist etwa zwei Jahre, und nach einer weiteren Lehrtätigkeit von zwei bis drei Jahren als *sententiarius* wurde

²²⁵ Voller Stolz sprachen die Wiener Artisten noch während des Konstanzer Konzils von „*noster magister Nicolaus*. Ernst Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 438.

²²⁶ Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 11.

²²⁷ Nach Madre ist dies aber nicht so sicher, denn am 1. 9. 1405 scheint er noch nicht von seiner ersten Romreise zurückgekehrt zu sein. Ebd.

²²⁸ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 602.

²²⁹ Ebd., 439.

²³⁰ Ebd. Vgl. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 237.

er *baccalarius formatus in theologia*. Auch musste er sich eifrig an Disputationen und Predigten beteiligen. Erst nach weiteren zwei bis drei Jahren konnte er sich als Lizentiat bewerben und dann erlangte er gewöhnlich nach einem weiteren Jahr die höchste Würde, welche die Universität zu vergeben hatte: Magister der Theologie. Neben diesen aufwendigen Studien- und Lehrverpflichtungen betätigte sich Nikolaus schon sehr früh in universitäts- und kirchenpolitischen Angelegenheiten (in beratender Funktion und sozusagen in gutachterlicher Tätigkeit) und er bekleidete wichtige Hochschulämter²³¹.

Zum Examinator wurde Nikolaus von Dinkelsbühl zum ersten Mal im Jahr 1391 gewählt (als Vertreter der rheinischen Nation), nachher in den Jahren 1393, 1394, 1396 (als Vertreter der Ungarn) und 1405 (wiederum als Vertreter der rheinischen Nation)²³². Im Januar 1405 war er einer der vier Senioren der Prüfungskommission für die Lizentiaten. Deren Vorstellung vor dem Kanzler fand am folgenden Tag durch die Examinatoren statt. Schon zweimal vorher 1396²³³ und 1403 hatte er das Amt eines Präsentators inne, das wegen der gespannten Beziehungen zwischen Universität und Kanzler besonders schwierig war.

Zwei mal, im Sommersemester 1392 und im Wintersemester 1394/95 wurde Nikolaus von Dinkelsbühl für ein Halbjahr mit dem Amt und der Verantwortung des Thesaurarius bzw. Rezeptors (der Verwaltung der Finanzen) der Artistenfakultät betraut²³⁴.

1392 und 1397 übte Nikolaus das Amt des Dekans²³⁵ der Artisten- und 1410 und 1427 das Amt des Dekans der Theologischen Fakultät aus. Zwischen 1394-1396 war er als

²³¹ Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 439. Siehe auch Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 17.

²³² Die vier Examinatoren sollten laut Uiblein den vier akademischen Nationen entnommen werden und wenigstens schon zwei Jahre das Magisterium bekleiden, doch durften, wenn eine Nation nicht über mehrere Magister verfügte, die das Amt des Examinators ausüben konnten, auch jüngere Magister zu Examinatoren gewählt werden. Meistens war nur die österreichische und rheinische Nation in der Lage, Examinatoren aus ihren eigenen Reihen zu bestellen. Nicht vorgeschrieben war, ob die Examinatoren *magistri regentes* sein mussten, doch bevorzugte die Fakultät stets *regentes* für dieses Amt. Ursprünglich fand zuerst die Wahl der Examinatoren statt, erst danach berief der Dekan die Scholaren, die sich der Prüfung unterziehen wollten, vor sich. Im Dezember 1395 hat die Fakultät jedoch beschlossen, dass sich umgekehrt zuerst die Kandidaten zu stellen hatten und erst danach die Wahl der Examinatoren erfolgen sollte – um die Möglichkeit der Beeinflussung der Examinatoren durch die Kandidaten auszuschalten. Uiblein, Mittelalterliches Studium an der Wiener Artistenfakultät, 68-70.

²³³ Madre hat diesbezüglich zwar das Jahr 1397 angeführt (Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 12), aber Uiblein korrigiert ihn später in seinem Werk „Die Universität Wien im Mittelalter“. Paul Uiblein, Die Universität Wien im Mittelalter (Wien 1999), 319.

²³⁴ Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 12.

²³⁵ Aschbach und Madre haben zwar gemeint, dass Dinkelsbühl im Jahre 1392 nur das Vizedekanat bekleidet hat, Haberkerns und Uibleins Argument, dass in den Akten der Artistenfakultät Dinkelsbühl als „*eligendum novum decanum*“ (fol. 56r) aufscheint, hielt ich aber für überzeugender. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, 431. Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 12 f., Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert. Vgl. Paul Uiblein, Die Universität Wien im Mittelalter, 319.

Vertreter der rheinischen Nation dem Dekan als Consiliarius oder Coadjutor²³⁶ beigegeben: dieselbe Funktion nahm er für die sächsische Nation im Jahre 1402 ein. In den Jahren 1405 und 1406 bekleidete er das Amt des Rektors. Wegen der Unannehmlichkeiten, die mit diesem Amt verbunden waren, weigerte er sich, die ihm angebotene Wahl für eine neue Amtszeit anzunehmen, obwohl er dazu gemäß den Statuten verpflichtet gewesen wäre und die Nichtannahme der Wahl mit einer ziemlich hohen Geldbuße geahndet wurde – Nikolaus bezahlte dann tatsächlich 10 Gulden²³⁷.

2.2.2 Nikolaus von Dinkelsbühl, die Angelegenheiten der Kirche und der Hof

Seine fruchtbare Tätigkeit beschränkte sich bekanntlich jedoch nicht auf die unmittelbaren Angelegenheiten der Universität, sondern er befasste sich auch intensiv mit kirchenpolitischen Problemen und er vertrat als Gesandter seines Landesherren die Interessen des Herzogtums Österreichs bei der römischen Kurie. Am 15. April 1405 wurde er als Kanonikus Mitglied des Kollegiatkapitels von St. Stephan – so wie Heinrich von Langenstein vor und Ulrich von Pottenstein und sein Schüler Thomas Peuntner nach ihm.

Als Gesandter seines Landesherrn bzw. der Universität hielt er sich mehrmals in Rom auf (1399/1400 für die Artisten; 1405 für die Universität, ebenso 1428; 1423/1424 im Auftrag seines Landesherrn, Herzog Albrechts V.). Er trat, besonders in den hussitischen Wirren mit den Auseinandersetzungen um den Laienkelch, als Wächter über die Reinheit des Glaubens hervor²³⁸.

Als Gutachter war Nikolaus zum Beispiel in der Streitsache um die Schriften und Lehren des Dominikaners tätig Johannes Falkenberg tätig, der, von der Universität Prag hergekommen ist und im selben Jahr in Wien immatrikulierte wie Nikolaus.

Außerdem bildete sich zwischen Nikolaus von Dinkelsbühl und Albrecht V. ein Vertrauensverhältnis, das für den weiteren Verlauf seines Lebens an Bedeutung zunahm. Dieses Verhältnis spiegelte sich in Nikolaus' Berufung zum offiziellen Berater des Herzogs für die Angelegenheiten der Universität, sowie für theologische Fragen, nicht zuletzt auch für die stets problematischen Beziehungen des Herzogs zu den österreichischen Bischöfen und

²³⁶ Die vier *consilarii*, vier Magister sollten am gleichen Tag wie der Dekan und der Rektor aus den vier Nationen, jedoch von der ganzen Fakultätsversammlung gewählt werden. Sie mussten den Magistergrad schon mindestens durch vier Jahre bekleiden und entsprechende Eigenschaften besitzen. Auch dieses Amt wurde häufig von einem Magister in mehreren Semestern versehen, wenn auch in der Österreichischen und Rheinischen Nation die Wiederwahl eines Magisters im unmittelbar folgenden Semester nicht vorkam, doch verfügten laut Uiblein selbst diese Nationen nicht über so viele ältere Magister, dass mehrmalige Amtsführung durch einen Magister unterbleiben konnte. Uiblein, *Mittelalterliches Studium an der Wiener Artistenfakultät*, 48.

²³⁷ Haberkern, *Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert*, 440.

²³⁸ Madre, „Nikolaus von Dinkelsbühl“, 1048.

zur Kurie in Rom und schließlich in seiner Tätigkeit als Beichtvater des Herzogs, etwa ab 1425 (So, wie später Peuntner der Beichtvater der Herzogin Elisabeth, seiner Frau). Dank seiner Stellung als Beichtvater und Berater des regierenden Herzogs hatte er großen Einfluss auf dessen kirchenpolitische Entscheidungen, und so konnte er den Bemühungen um die Reform der Klöster Nachdruck verleihen.²³⁹

Der Höhepunkt der Nikolaus von Dinkelsbühls Karriere war gewiss die Gesandtschaft als offizieller Delegierter des Herzogs auf dem Konstanzer Konzil (1414-1418), wo er Ansprachen vor König Sigismund und den Päpsten Johannes XXIII. und Martin V. hielt. Hier war er auch Mitglied der Glaubenskommission und als Beauftragter der deutschen Nation Mitglied des Wahlkollegiums, das am 11. November 1417 Kardinal Oddo Colonna zum Papst – Martin V. – wählte²⁴⁰.

Zum Schwerpunkt nach dem Konzil wurde *causa reformationis*, die religiöse Erneuerung von Klerus und Volk, besonders der Klöster. Als Initiator und treibende Kraft der Melker Reformbewegung hatte er konkrete Reformvorschläge gemacht, die besonders von den aus Subiaco gerufenen Reformmönchen Nikolaus Seyringer von Matzen (seit Juni 1418 erster Reformabt von Melk) und Petrus von Rosenheim (ca. zwischen 1380 – 1433; Prior von Melk) von Melk aus erfolgreich realisiert wurden.²⁴¹ In diese Zeit fällt der Höhepunkt seines Schaffens als akademischer Lehrer (Matthäuskommentar; mehr noch die so genannte *Lectura Mellicensis*), als Prediger (Jahrespredigten, Fest- und Heiligenpredigten, Eucharistiepredigten, *Tractatus octo*) und als Organisator der Reformbewegung. Hervorzuheben ist schließlich seine Stellung im Streit um die Besetzung der Passauer Bischofskathedra nach dem Tode Georgs von Hohenlohe (1423). Nikolaus von Dinkelsbühl starb 1433 in Wien²⁴².

In der Tätigkeit des Nikolaus von Dinkelsbühl, ja in seinem ganzen Lebenslauf und besonders in der engen Verbindung dieses Gelehrten zum Konvent des Klosters Melk ist der deutlichste Beleg für das Zusammenwirken von Universität, Hof und Kloster.²⁴³

2.2.3 Schriften des Nikolaus von Dinkelsbühl im Überblick

²³⁹ Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 442. Allerdings musste sich Nikolaus von Dinkelsbühl aber auch dem Willen des Herzogs fügen (oder hat er es ohne Bedenken getan?). Zum Beispiel beteiligte er sich an dem Vorgehen Albrechts V. gegen die Juden als Prediger für Zwangsbekehrte. Solche, die nicht bekehrt werden konnten, wurden verbrannt. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 150.

²⁴⁰ Vgl. Alois Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, Leben und Schriften,

²⁴¹ Vgl. Meta Niederkorn-Bruck, Ein Briefbuch als Quelle für die Geschichte der ersten Melker Reform (in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Band 100, Wien/München 1992) 268 – 282, 268 ff. Siehe auch Ulrich Faust, Germania Benedictina 3/3 (St. Ottilien 2002). Teil über Melk

²⁴² Alois Madre, „Nikolaus von Dinkelsbühl“, 1049.

²⁴³ Ebd. 443.

Nikolaus von Dinkelsbühl kann man zur zweiten Generation der theologisch literarischen Bewegung der Wiener Schule einordnen. Es handelt sich um die Generation von Gelehrten, die zwar ihren Lehrern und Vorbildern, den eigentlichen Gründervätern der Universität in vielerlei Hinsicht verpflichtet ist und auf deren innovativen Leistungen aufbaut, die aber die Wiener theologische Traktatliteratur, was Umfang und Qualität ihres literarischen Schaffens.

Das literarische Werk, das Nikolaus von Dinkelsbühl hinterlassen hat, ist nicht nur beachtlich hinsichtlich seines enorm breiten Umfanges (es umfasst ungefähr 62 Schriften, die in mehr als 1000 Handschriften erhalten geblieben sind), sondern auch wegen der Vielfältigkeit der von ihm behandelten Themen. Vor allem seine Predigten erfreuten sich einer ungeheuren Beliebtheit. Äneas Silvius Piccolomini, der spätere Papst Pius II., berichtete, dass dessen Predigten *hodie avide a doctis leguntur*²⁴⁴.

Seine Schriften erstrecken sich auf nahezu alle damals üblichen theologischen Literaturgattungen über Kommentare, Quaestionen, Predigten, kirchenpolitische Programmschriften, Gutachten, Reformschriften, Traktate und Predigtsammlungen, bis hin zu erbaulichen Schriften pastoralen Charakters, die nach Form und Inhalt zu schließen, für ein breites Publikum von Laien bestimmt waren, denen entsprechend der neuen, frömmigkeitstheologischen Ausrichtung der Wiener Theologie besondere Zuwendung und Fürsorge der Autoren dieser literarischen Schule galt²⁴⁵.

Dinkelsbühl war laut Madre als Wissenschaftler geprägt von nüchterner Sachlichkeit und unermüdlicher Schaffensfreude. Seine Arbeiten zur Bibel und zu den Sentenzen zeigen ihn als ausgezeichneten Kenner der Heiligen Schrift, der Väter – besonders Augustinus – aber auch der großen Vertreter der Scholastik (Bonaventura, Thomas von Aquin). Zumal lassen seine frühen Sentenzenkommentare noch einen von der Augustinerschule (Gregor von Rimini, gestorben 1358 in Wien) beeinflussten und auch von seinem Lehrer Heinrich von Langenstein vertretenen gemäßigten Pariser Nominalismus erkennen. Dinkelsbühl kennt viele Autoren und stützt sich auf sie alle – damit ganz Kind seiner Zeit, das, überwiegend aus den Autoritäten schöpfend, nicht so sehr eigene Spekulation beizubringen willens und in der Lage ist²⁴⁶.

Nach seiner Auffassung erhöht es den Wert theologischer und homiletischer Aussage, wenn sie mehr an der Bibel und an der Autorität großer Lehrer orientiert als nach eigenem

²⁴⁴ Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 450.

²⁴⁵ Ebd.

²⁴⁶ Alois Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl. In: Verfasserlexikon, Band 6, (1989) 1048-1059, 1057.

Sinn spekulativ gestaltet ist. So fehlt das Unmittelbare, Persönliche, Originelle in seinen Werken zwar nicht ganz, doch Dinkelsbühl ist nach Madre kein schöpferisch tätiger oder spekulativ begabter Denker. Diese Eigenschaft teilt er mit den meisten theologischen Autoren des ausgehenden Mittelalters. Immer zeigt er sich als ein Mann behutsamen, abwägenden Ausgleichs, der in theologischen Kontroversen wie in kirchen- und universitätspolitischen Konfliktsituationen den Weg der Mitte geht. Etwa bei Thomas und Duns Scotus kontrovers vertretenen Auffassung über Vereinbarkeit von Marias Jungfäulichkeitsgelübde mit ihrer Vermählung²⁴⁷. Er wägt gegeneinander ab, stellt die „Bezüge“ her, aber entscheidet letztlich nicht.

Einen großen Raum innerhalb seines Werkes nehmen seine Kommentare und Quaestiones ein, mit denen er zu mehreren Büchern der Bibel, sowohl des Alten, wie des Neuen Testaments (des ersteren weniger als des zweiten), und zu den theologischen, exegetischen und dogmatischen Problemen mit großer Sachkunde Stellung genommen hat, die sich daraus ergaben. Er stützte sich dabei auf eine ungewöhnlich gründliche Schriftkenntnis. Aus diesen Texten hatte er zum Teil auch während seiner Zeit als *cursor biblicus* an der Universität vorgetragen.²⁴⁸

Was die Texte des alten Testaments angeht, so hat er sich vorwiegend mit den Psalmen beschäftigt. Viel häufiger beziehen sich seine Schriftauslegungen jedoch auf Bücher des Neuen Testaments. So wird sowohl das Matthäus-Evangelium als auch die Paulusbriefe²⁴⁹ kommentiert und detailliert erschlossen. Mit den *quaestiones* zum zweiten Korintherbrief setzte Nikolaus von Dinkelsbühl die Vorlesungen des am 24. April 1425 verstorbenen Peter von Pulkau fort²⁵⁰.

Während die jeweiligen Kommentierungen dem Text der kommentierten Briefe folgen, werden in den *quaestiones* die theologischen Lehrfragen besprochen, die sich aus dem Text ergeben. Wer sich über den komplizierten Gang einer *quaestio* informieren möchte, wird nirgends eindrucklichere Darlegungen finden, als bei Nikolaus von Dinkelsbühl, der es in dieser Kunst zu einer nach Haberkern unerreichten Meisterschaft gebracht hat. In einem vorbildlich übersichtlichen und logischen Ablauf werden an die eigentliche Frage die mögliche Einwände und dann die Antwort des Fragestellers angeschlossen, der dann nach

²⁴⁷ Ebd. Siehe auch Alois Madre, „Nikolaus von Dinkelsbühl“ (in: Lexikon des Mittelalters, Band VI, München/Zürich 1990) 1178.

²⁴⁸ Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 450.

²⁴⁹ Z. B. der zweite Korintherbrief, der Galaterbrief und die Epheserbriefe. Ebd. 451.

²⁵⁰ Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten, 75.

vorbereitenden Erklärungen die Thesen der *conclusio* folgen²⁵¹. Die scholastische *quaestio*, so Miethke, ist das Herzstück scholastischen Wissenschaftsbetriebes - in sich selbst eine literarische und didaktische Form, die noch stärker als die *lectio* jenes starke Moment an mündlicher Rede bewahrt. Die *quaestio*, eine freie, eingeschobene Erörterung eines an der Textlektüre sich entzündenden Problems, war im Unterrichtsbetrieb von der *lectio* aber schon früh unterschieden: „wenn in einem Text eine *quaestio* auftaucht“, so schreibt am Ende des 12. Jahrhunderts der französische Theologe Petrus Cantor, „so schreibe man sich das auf und verschiebe die Behandlung bis zur Stunde der Disputation.“

Auch die *quaestiones* zu den Sentenzen des Petrus Lombardus gingen zunächst aus dem Vorlesungsbetrieb hervor. Sie sind allerdings in der Zeit entstanden, als Nikolaus schon *sententiarius* war. In diesem Zusammenhang sind sowohl die für die Studienanfänger bestimmten *Quaestiones communes* zum dritten Buch der Sentenzen entstanden, als auch die für fortgeschrittene Studenten bestimmten *Quaestiones magistrales* (hierfür soll Nikolaus Gedanken bezüglich verschiedener theologischer Probleme von seinen Lehrern Heinrich von Langenstein und Heinrich von Oyta übernommen haben)²⁵² aber auch die auf den Sentenzen basierende Abhandlung „*De sacramentis*“ und die *Lectura Mellicensis* über das IV. Sentenzenbuch, die einen besonders engen Bezug zu den Reformbemühungen hat und die von Nikolaus im Reformkloster Melk vorgetragen wurde. Mit den 200 erhalten gebliebenen Handschriften gehört sie zu seinen am meisten verbreiteten Werken. Dessen Vorrede ist vor allem deshalb interessant, weil sie über die Intentionen des Autors erzählt. Die *Lectura* ist ein schönes Beispiel für die Hinwendung der lateinischen Texte zur Pastoraltheologie und zu einer positiv gemeinten „Popularisierung“ der Texte. Sein Stil ist demgemäß eher einfach und er vermeidet subtile Spekulation. Er will ja die Zuhörer nicht nur belehren, sondern vor allem erbauen. Hiermit wendet er sich von den traditionellen scholastischen Argumentationsmethoden zur Pastoraltheologie hin²⁵³.

Mit seinen Predigten in Melk und für dieses Kloster verfassten Schriften hat Nikolaus von Dinkelsbühl wichtige Voraussetzungen für die Reformarbeit geschaffen und den Grundstein für eine lang andauernde Zusammenarbeit der Wiener Universität mit diesem Kloster gelegt. Es entstand eine intensive Verbindung, die noch nach Nikolaus' Tod andauerte.²⁵⁴

²⁵¹ Ebd., 453.

²⁵² Madre, „Nikolaus von Dinkelsbühl“, 1051.

²⁵³ Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 455. Vgl. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 150.

²⁵⁴ Ebd.

Einen weiteren umfangreichen Teil des Werkes von Nikolaus von Dinkelsbühl nimmt die Predigt ein. Nach Haberkern gibt es keinen Autor, der die Entwicklung der auf Laienpastorale ausgerichteten Frömmigkeitstheologie und den ihr zugehörigen neuen literarischen Stil theologischer Werke, Bildung von religiösen Laienbewegungen (*Devotio moderna*) deutlicher wahrgenommen haben konnte als Nikolaus von Dinkelsbühl. Seine Predigten sind durch eine außerordentliche Wortgewalt des Autors gekennzeichnet, der nicht nur die kräftigen und mahnenden Worte, sondern auch die milden, zu Herzen gehenden souverän beherrscht und den Nerv seiner Hörer offenbar so gut zu treffen weiß, dass von seinem gesamten Werk die Predigten wohl die größte Wertschätzung und Zustimmung sowohl des Volkes, als auch des Klerus gefunden haben, was auch die üppige Überlieferung und weite Verbreitung seiner Predigten beweist. Was die Predigt angeht, so verlangt er ausdrücklich, dass geschminkte Redeweise, unnötige logische Begründungen und philosophische Spekulationen zu vermeiden und dafür Schlichtheit des Ausdrucks anzustreben sei. Seine Predigten, in denen man die beginnende Wandlung im theologischen Grundverständnis spüren kann, sind von allen seinen Schriften am stärksten auf den Glauben gerichtet, auf das Vertrauen auf einen barmherzigen Gott. Sie sprechen den sündigen Menschen an, nicht den gerechten. Nach Haberkern ist es offensichtlich, dass sich hier auch bereits eine neue Rechtfertigungslehre (Rechtfertigung allein durch die Gnade) abzuzeichnen beginnt, welche später für die „große“ Reformation zu einem wesentlichen Element ihrer Stoßkraft werden sollte²⁵⁵.

Je nach dem Anlass, für den die Predigten konzipiert wurden, lassen sie sich in Gruppen, in Zyklen einteilen. Wir wissen dabei aber leider nicht, ob es sich um Konzepte handelt oder ob sie der Autor tatsächlich vorgetragen hat. Überliefert sind zum Beispiel die Adventspredigten, 54 so genannte Jahrespredigten, deren Inhalt der Einteilung des Kirchenjahres folgt, 7 Passionspredigten, Feiertagspredigten und Eucharistiepredigten. Alle diese Predigten sind wahrscheinlich aus der Tätigkeit Nikolaus von Dinkelsbühls auf der theologischen Lehrkanzel der Universität Wien, aus seinen Predigten in der St. Stephanskirche und in anderen Kirchen hervorgegangen und dann schriftlich fixiert worden²⁵⁶.

Einen anderen Charakter haben dann Ansprachen, welche Nikolaus von Dinkelsbühl bei bestimmten Anlässen und meist vor einem ausgewählten Personenkreis, überwiegend

²⁵⁵ Ebd., 457.

²⁵⁶ Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 459.

einflussreicher Persönlichkeiten der kirchlichen oder politischen Szene, gehalten hat. Im Unterschied zu den oben erwähnten Predigten, wissen wir von diesen Ansprachen meist aus anderen Quellen, dass sie tatsächlich gehalten wurden²⁵⁷. Hierher gehören etwa eine nach einem Psalmwort orientierte Ansprache aus 1414 an den umstrittenen Papst Johannes XXIII., und schließlich zwei Reden/Predigten vor Papst Martin V. Zwei Reden wurden vor König Sigismund vorgetragen. Alle diese Reden (außer der zweiten vor Papst Martin V.) fallen in die Zeit des Konstanzer Konzils und wurden dort auch gehalten²⁵⁸.

In die Zeit nach dem Konzil fallen einige weitere Predigtzyklen, welche vor allem dazu bestimmt waren, die Reformbestrebungen zu fördern und deren Notwendigkeit Klerus und Volk klarzumachen (*Tractatus octo*)²⁵⁹, sowie 8 Predigten, die Nikolaus während des Konzils vorgetragen hat.

Die kirchenpolitischen Schriften, mit denen er zu aktuellen Zeitfragen Stellung bezieht, oder zu einzelnen Problemen der Glaubenslegung und zu den die Kirche bedrängenden Häresien, sind nicht so weit verbreitet, zumal sie teilweise in Briefform an bestimmte Persönlichkeiten gerichtet sind. Hervorzuheben ist hier vor allem der an Jan Hus gerichteter Brief. Dieser handelt von der Kommunion unter beiderlei Gestalten, aber auch vom Papstum und vom Ablasshandel. Mit der *communio sub utraque* greift er auch den Streitgegenstand auf, der es der katholischen Kirche besonders schwer machte, einen tragbaren Kompromiß mit den Hussiten zu finden. Weitere Schriften, die noch mit dem Konstanzer Konzil verbunden sind, sind die *Barones regni Bohemiae* und eine Schrift gegen die Auffassungen des oben erwähnten Johannes Falkenberg²⁶⁰.

Die letzte Schrift zu Glaubensfragen hat den Titel XXIV. *Senioribus* und ist vermutlich 1420 erschienen. Die Ursache dieser Schrift war die Verehrung der „24 Ältesten“, die mit abergläubischen Vorstellungen verbunden war, so dass diese Strömung von der Kirche als den rechten Glauben gefährdend angesehen wurde²⁶¹.

In die Liste der Werke von Nikolaus von Dinkelsbühl gehören gewiss auch die Reformschriften, d. h. Texte, mit denen er zu Fragen der Reform, insbesondere dann der Klosterreform Stellung bezogen hat und zwar allgemein durch die Herausarbeitung der Methoden, welche für eine erfolgreiche Reform anzuwenden sind, aber auch zu einzelnen

²⁵⁷ Allerdings müssen wir auch hier die Möglichkeit erwägen, dass sie später überarbeitet wurden und uns in einer veränderten Form überliefert sind. Ebd.

²⁵⁸ Ebd., 461.

²⁵⁹ Zum *Tractatus octo* siehe weiter unten im Kap. 2.3.

²⁶⁰ Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 463 f.

²⁶¹ Ebd. 464.

Problemen, die mit der Reformarbeit irgendwie im Zusammenhang stehen²⁶². Die wichtigsten von ihnen sind wohl *Reformationis methodus*²⁶³ (entstanden vermutlich Herbst 1414), *Tractatus de esu carniū*²⁶⁴ (entstanden um 1431) und *Sermo ad capitulum Cartusiensium*.²⁶⁵

Einige Schriften wurden Nikolaus von Dinkelsbühl auch zu Unrecht zugeschrieben. Zu nennen sind vor allem „Die Erkenntnis der Sünde“, die von Heinrich von Langenstein stammt, *De quinque sensibus*, den letzten Zyklus aus dem *Tractatus octo*, den Madre Thomas Ebendorfer zuschreibt sowie *Speculum mortis*.²⁶⁶

Bei allen seinen Werken dienen Nikolaus neben der Heiligen Schrift als Gewährsmänner die Kirchenväter, besonders Augustinus, die großen Lehrer der Scholastik, die Schule von Oxford, die stark mystisch beeinflussten Texte des Bernhard von Clairvaux, die Viktoriner, Thomas von Aquin, insbesondere dessen Sentenzenkommentar, dem Nikolaus wie Gerson wichtige Definitionen entnommen hat, aber auch die ältere und neuere Franziskanerschule, Heinrich von Gent, Aegidius Romanus und schließlich seine eigenen Lehrer, insbesondere Heinrich von Langenstein²⁶⁷.

2.3 Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor und die Frage seiner Identität

Die in den Handschriften Nikolaus von Dinkelsbühl zugeschriebenen deutschen Texte dürften, soweit die Überlieferung überblickbar ist, alle von einem Redaktor bearbeitet sein. Sicher trifft dies für diejenigen Predigten zu, die in zwei großen Sammlungen als „Buch“ überliefert sind. Dies sind:

- a) Jahrespredigten, ergänzt durch weitere Festtagspredigten
- b) Predigten, deren lateinische Vorlagen unter dem Titel *Tractatus octo* gesammelt sind.

In diesem deutschen Predigtkorpus wird auch die Predigt über den Eigenbesitz im Kloster überliefert²⁶⁸.

²⁶² Als größtes Problem wird wohl das Privateigentum gesehen, das wie kein anderes Übel die Klosterdisziplin zerstören kann. Ebd. 465.

²⁶³ Der Text enthält Vorschläge zur Durchführung der Klosterreform und befasst sich vor allem mit dem Verfahren, das zur Berufung von Reformmönchen in andere Klöster angewendet werden soll. Ebd. 466.

²⁶⁴ Schrift über Fleischgenuss. Nikolaus behauptet, dass der Fleischgenuss für Mönche allgemein unerlaubt sei, zumindest jedoch für Benediktinermönche. Das „*esu carniū*“-Problem ist ebenso wie das des Privateigentums im Kloster eines der Themen, das man durch die Bestimmungen der in den Reformklöstern neu eingeführten strengeren Observanzen beseitigen wollte. Ebd. 466.

²⁶⁵ Nikolaus betont hier, dass eine äußere Reform der Kirche und der Klöster nicht ohne eine vorhergehende innere Erneuerung erfolgreich sein kann. Damit kann man ihn als einen frühen Vorläufer derjenigen Reformen betrachten, die statt an disziplinierende und reglementierende Maßnahmen auf eine innere Erneuerung des Menschen zu setzen. Ebd. 467.

²⁶⁶ Ebd. Vgl. Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, Seite nennen.

²⁶⁷ Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 470.

²⁶⁸ Thomas Hohmann, „Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor“. In: Verfasserlexikon, Band 6 (1987) 1059-1062. 1060. Vgl. Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 475.

Beide Sammlungen sind etwa aus 500 Großfolioblättern zusammengebunden. Weil Nikolaus von Dinkelsbühl seine lateinischen Predigten ständig korrigierte und mehrfach überarbeitete, sind die Vorlagen des Redaktors und seine Arbeitsweise nur mit Schwierigkeiten zu bestimmen. Man kann jedoch trotzdem erkennen, dass der Redaktor manchmal die Reihenfolge verändert, Predigten weglässt und neue in seine Sammlung aufnimmt, auch solche anderer Autoren (zum Beispiel Konrad Ülin von Rottenburg).²⁶⁹ Hohmann glaubt, dass ihm bei den Jahrespredigten die Erstfassung der lateinischen Predigten des Nikolaus zugrundelag, was auf eine Entstehungszeit um 1420 hinweisen würde. Knapp meint jedoch, dass der Redaktor das für ihn erforderliche „Material“ den 20er und 30er Jahren des 15. Jahrhundert gesammelt wurde, wobei selbstständige Auswahl getroffen wurde²⁷⁰.

Die beiden ältesten Handschriften vom Jahr 1439 bzw. 1444 sind in der Königlichen Bibliothek in Stockholm aufbewahrt.²⁷¹ Obwohl sich der Verfasser der lateinischen Predigten mit Sicherheit als sein eigener Übersetzer ausschließen lässt, hat er den Übersetzer offenbar persönlich beraten und ihm die jeweilige Fassung der Vorlagen selbst zur Verfügung gestellt, meist eine frühe, gelegentlich aber eine spätere überarbeitete Version²⁷².

Zuerst hat sich der Redaktor die thematischen Reihenpredigten des Zyklus der so genannten *Tractatus Octo* vorgenommen, da er sich hier auf Querverweise innerhalb der Sammlung beschränkt, in der Jahrespredigtsammlung dagegen Rückverweise auf das bereits fertige *ander püch* anbringt²⁷³.

Um zu erklären: *Tractatus octo* ist eigentlich eine aus acht Zyklen mit meist zehn bis fünfzehn Einzelpredigten bestehende Sammlung.²⁷⁴ Sie behandelt Themen des christlichen Glaubens und Lebens, die vor allem der Vertiefung der Volksfrömmigkeit dienen sollten. Im Dienste der von Wien und Melk ausgehenden Reformbewegung hatten sie außerordentliche Verbreitung gefunden und wurden auch im 16. Jahrhundert hoch geschätzt. Wenige Werke des 15. Jahrhunderts, vielleicht des ganzen Mittelalters, wurden so oft abgeschrieben und in der praktischen Seelsorge verwendet wie diese Predigten. Als Abfassungszeit der hier vorliegenden endgültigen Redaktion mit einiger Genauigkeit die Zeitspanne nach dem

²⁶⁹ Hohmann, „Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor“, 1060.

²⁷⁰ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 234. Siehe auch Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 476.

²⁷¹ Konkret Cod. 190, Sh 1 und Cod. 191 Sh 2. Ebd.

²⁷² Ebd.

²⁷³ Thomas Hohmann, „Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor“. In: Verfasserlexikon, Band 6 (1987) 1059-1062. 1060. Vgl. Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 475.

²⁷⁴ Alois Madre, „Nikolaus von Dinkelsbühl“. In: Verfasserlexikon, Band 6 (1987), 1053.

Konstanzer Konzil angegeben werden, also etwa zehn Jahre, die einen letzten Höhepunkt im fruchtbaren Schaffen des Wiener Magisters brachten²⁷⁵.

Der Reihe nach möchte ich hier die einzelnen Predigtzyklen nennen, wie sie in dem von Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor verfassten Werk zu finden sind, gleichzeitig aber auch sagen, aus wie vielen Predigten sie zusammengestellt sind und wann sie – als lateinische Originale – entstanden sind:

Das ältere Buch stellt die Fastenpredigten aus dem Zyklusteil *De tribus partibus poenitentiae* (15 Fastenpredigten, entstanden etwa 1420-21) an den Anfang. Es folgen Predigten über die sieben Hauptsünden aus *De vitiis virtutibus* (10 Predigten zu einem der Generalthemen der Theologie, entstanden etwa 1421) und über die Seligkeiten aus dem Teil *De octo beatitudinibus* (10 Predigten, entstanden etwa 1420). Den Schluss bildet *De dilectione Dei et proximi*²⁷⁶ (vermutlich für das Kloster Melk bestimmte 12 Predigten), *De decem praeceptis* (12 Predigten zum Dekalog, entstanden etwa 1423), *De septem peccatis cardinalibus*, (7 Predigten zu den sieben Todsünden, entstanden um 1421) und *De oratione dominica* (12 Predigten, entstanden etwa 1420). Die Predigten über das Herrengebet sind in das andere Buch, das der Jahrespredigten, hinübergenommen.²⁷⁷

Die einzelnen Zyklen sind in jeweils mehr als 200 Handschriften separat überliefert. Alle genannten Texte dienen zumindest auch der Seelsorge des Laienpublikums. Die Reihenpredigtsammlung bildet in der deutschen Fassung praktisch ein Handbuch christlicher Moraltheologie, in erster Linie wohl für den Seelsorger gedacht, der darin alle wichtigen Themen für die Unterweisung der Laien nachschlagen können sollte, was ihm durch das beigefügte Register, vergleichbar mit Pottensteins „Vielfacher Auslegung“, erleichtert wurde²⁷⁸.

Das Buch gelangte auch in Frauenklöster und an den Hof und stellt die Hauptquelle zu Michel Beheims religiöse Geschichte.²⁷⁹

Interessant nach Haberkern ist auch, dass die in deutscher Sprache überlieferten Texte meist einfacher konzipiert sind, verzichten auf scholastische Definitionen und philosophische Deduktionen, sind klarer und durchsichtiger, mit einem Wort volkstümlicher. Es sieht fast danach aus, dass der in lateinischer Sprache konzipierte Originaltext für sachkundiges

²⁷⁵ Alois Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, Münster 1965. 162.

²⁷⁶ Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 165.

²⁷⁷ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 234. Siehe auch Madre, „Nikolaus von Dinkelsbühl“, 1054.

²⁷⁸ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 234..

²⁷⁹ Hohmann, „Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor“, 1061.

Publikum, wohingegen die deutsche Fassung für ein viel weniger anspruchsvolles Publikum bestimmt war. Auffallend sei ferner, dass Passagen sexuellen Inhalts in der deutschen Fassung meist ausgelassen sind. Dafür werden mehr Beispiele und Vergleiche eingefügt, die im lateinischen Original fehlen²⁸⁰. Wie sich dieses Bestreben nach authentischen Autortexten damit vereinbart, dass der Redaktor die lateinischen Vorgaben nicht wörtlich genau übersetzt, sondern sachkundig bearbeitet, war für diesen wohl kein Problem.

Für zwei Predigten hat man bisher noch keine lateinischen Originale bzw. Vorlagen namhaft machen können. Beide sind nach Knapp auch inhaltlich von besonderem Interesse, da sie sich teilweise auf spezielle, lokale Verhältnisse beziehen. Bei der einen, der Predigt zum ersten Sonntag nach Weihnachten im Jahreszyklus vermerkt der Schreiber: *Nescitur quis sit expositor huius ewangelii*.²⁸¹ Warum der Schreiber dieser Handschrift²⁸², der allenthalben die von Nikolaus abweichenden Quellen am gewissenhaftesten notiert, ausgerechnet hier mit dem Ausleger des Evangeliums, den er nicht kennt, wie er sagt, nicht den Autor der lateinischen Vorlage meinen soll, wäre nicht einzusehen. Daher besteht auch kein Anlass, gerade diese Predigt dem Redaktor abzusprechen. Vielmehr könnte es sich sogar um ein Originalwerk von ihm handeln, welches er in beiden Sprachen oder nur auf Deutsch verfasst hat²⁸³. Ein vergleichbarer Hinweis auf die Verfasserschaft fehlt dagegen in der Überlieferung der deutschen Predigt über den Eigenbesitz im Kloster am Ende des Abschnitts *De dilectione Dei et proximi* im thematischen Zyklus, obwohl dieser mit acht Vollhandschriften und zehn teilweise ziemlich umfangreichen Teilhandschriften ziemlich weit verbreitet gewesen ist. Knapp geht also von der Verfasserschaft Dinkelsbühls aus, auch wenn von ihm kein so betitelter Text erhalten geblieben ist – im Gegensatz etwa zu Heinrich von Langenstein – dem zwei Traktate *De proprietate* zugeschrieben werden. Menhardt, der die Predigt nach fünf Handschriften herausgegeben hat, hält sie für ein deutsches Originalwerk Dinkelsbühls, glaubt aber ohnehin in allen *Tractatus octo*-Predigten nur die leicht glättende Hand eines Redaktors am Werke zu sehen, der schriftliche deutsche Entwürfe des Wiener Theologen unter dessen Überwachung herausgegeben habe²⁸⁴. Aber unter dieser Annahme sind die ständigen Bezüge auf den *maister* in der dritten Person wie *hye will der maister nün sagen* (...) oder ähnliche nicht zu verstehen, schon gar nicht, wenn sie sich auf Äußerungen des Meisters außerhalb des vorliegenden Ausgangstextes beziehen, wie etwa: *das der maister sust*

²⁸⁰ Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 476 f.

²⁸¹ Ebd.

²⁸² Ebd.

²⁸³ Vgl. Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 476.

²⁸⁴ Ebd. 236.

geredt und nicht an der predigt. Dies impliziert natürlich auch das Hören von anderen Vorträgen.

Dinkelsbühls Predigten und ihre deutschen Bearbeitungen sind also ebenso zwei unabhängige Größen wie ihre Verfasser. Das schließt selbstverständlich nicht aus, dass Nikolaus viele seiner Predigten tatsächlich auf Deutsch gehalten hat und auch manches von dem Wortlaut in die erhaltenen deutschen Redaktionen eingeflossen ist. Wie viel und was, läßt sich im Einzelnen nicht sagen. Das gilt dann auch für die Predigt vom Eigenbesitz im Kloster, welche Nikolaus vor Herbst 1414 im Zisterzienserinnenkloster St. Niklas vor dem Stubentor in Wien gehalten haben soll. Falls sie wirklich von Dinkelsbühl stammt, wäre sie einer seiner frühesten. Seine intensivste Phase als Kanzelredner lag in den frühen zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts²⁸⁵. Für die deutschen Übersetzungen lässt sich vermuten, dass sie in großer zeitlicher Nähe zu den lateinischen Fassungen verfertigt wurden. Nach Knapp ist es sicher, dass die Jahrespredigten 1439 dem Schreiber²⁸⁶ vorlagen.

Der Bedeutung seiner Tätigkeit war sich der Redaktor wohl bewusst, auch wenn er das größte Verdienst den großen Universitätstheologen zuschreibt und sich selbst in Demut weit von ihnen abrückt:

Der ander nucz ist, das die schül hie geit den lewten recht zu erchennen Got den herrn und sein volchömenchait, an das man Got nicht lieb chan haben wann so die recht gelerten maister und die gotleichen mann zu schuel lesent oder dem volkch predigent, so sagent sy den lewten grüntleich di heilig geschrift und chünnen sy auslegen aigenleich und di trewleich lernen, aus wie man Got erchennen schol und wie man in sol liebhaben und was ze tün und ze lassen sey, des wir ainvoltig priester nicht chünnen noch slehtleich in den püchern soliche ding chünnen süchen und noch mynner versten chunnen. (...) und darumb, von der schül wegen, habent die frawn und mann in einer chürzen czeit aufgenamen an der gotleichen erchantnuss und an der lieb Gotes und irs nachsten und in andern tugenten, die vor gar wenig verstuenden von Got und gotleicher volchomenhait und von geistleichen dingen²⁸⁷.

Wenn sich der Redaktor hier zu den einfältigen Priestern zählt, so ist dies zwar Ausdruck, wie Knapp sagt, topischer Bescheidenheit²⁸⁸, zugleich doch wohl auch des tatsächlich emfundenen Respekts des Schülers. Dass er seine Grundlagen nicht gründlich

²⁸⁵ Die Eucharistiepredigten sind allerdings ein Spätwerk, welches (zumindest in seiner endgültigen lateinischen Version) erst 1431 entstand, aber durchaus ältere Vorstufen gehabt haben könnte. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 236.

²⁸⁶ Von Sh 1.

²⁸⁷ Nach dem Abdruck bei Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 237 – in Knapp abgedruckt von U. Williams.

²⁸⁸ Die bei der Wiener Schule gang und gäbe ist. Ein weiteres Beispiel gibt etwa Ulrich von Pottenstein, wenn er sagt, er habe sein Riesenwerk mit *chrankem sinne zusammen geclaubt aus der heiligen lerer (...) sprüchen*. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 287.

verstanden hätte, lässt er aber nirgends erkennen. Er verfügt sogar recht souverän über sie, ist sich aber der Schwierigkeit der Vermittlung komplizierter theologischer Aussagen an Laien bewusst, wofür etwa die Bemerkung zur Frage der Prädestination zeugt: *Nota illa verba non sunt exponenda laicis quia sunt satis obscura dicere in vlgari* (Beachte: Jene Worte sollen für Laien nicht ausgelegt werden, weil sie zur Formulierung in der Volkssprache zu dunkel sind). Dann kann sich wohl ausschließlich an einen klerikalen Katecheten richten. Das schließt eine Bestimmung anderer Partien oder Fassungen für die selbstständige Lektüre nicht aus. Ohne gewisse Lateinkenntnisse wären diese dabei schwerlich ausgekommen, denn die Autoritätsangaben werden auf Latein beibehalten. Wo Autoritäten erst vom Redaktor herangezogen werden, erscheinen die Zitate zuerst sogar im Original, vor allem die Bibelzitate, werden allerdings anschließend übersetzt. Eigene Zusätze sind oft durch den Vermerk *extra sermonem* (außerhalb der Predigt – Dinkelsbühls) ausgewiesen. Echte Vereinfachungen scheinen weit seltener als zusätzliche Erläuterungen, sodass die Predigten auch in dieser Gestalt meist ziemlich gelehrt wirken²⁸⁹.

Beim Redaktor glaubt die bisherige Forschung die Tendenz zu einem Ausgleich mit der augustinisch-franziskanischen Theologie, also zu einem schulübergreifenden Standpunkt feststellen zu können. Auch wenn die Abweichungen von Nikolaus etwas überbewertet sein sollten, spricht Störmer-Caysa hier von „bester deutscher Scholastik“, die zwar im Detail aufgrund des Strebens nach Eindeutigkeit ein wenig vergrößert, den nicht lateinkundigen Christen aber als vernünftigen und selbstständig sittlich urteilenden Menschen ganz ernst nimmt, ihm komplizierte Normableitungen zumutet und zutraut und ihn zum gedanklichen und tätigen Nachvollzug auffordert²⁹⁰.

Nikolaus von Dinkelsbühls Redaktor war, so scheint es, ein extrem fleißiger und gewaltig produktiver Übersetzer. Mehr als 1000 Manuskriptseiten mit von ihm redigierten Übersetzungen sind überliefert. Dieser Mann hat anscheinend aus eigenem Antrieb und wohl nicht aufgrund eines ausdrücklichen Magisterauftrags seine Texte erarbeitet, denn nirgendwo beruft er sich auf solchen Anlass. Es ist bisher den Wissenschaftlern gelungen, die Persönlichkeit, die sich hinter diesem Kunstnamen verbirgt, aufzudecken. Trotz der Tatsache, dass es schon viele versucht haben. Manche haben Ulrich von Pottenstein für den Redaktor gehalten – dies bleibt aber vor allem aus chronologischen Gründen weiterhin höchst

²⁸⁹ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 237.

²⁹⁰ Ebd.

unwahrscheinlich²⁹¹. Haberkern behauptet zwar in den Texten des Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktors und Ulrich von Pottensteins Übereinstimmungen gefunden zu haben und meint, dass Ulrich für seinen Zweck die Predigten des Nikolaus übersetzt hat, die genau wie seine eigenen ausdrücklich auch als Mustersammlungen und Predigtanleitung intendiert war²⁹². Er übersieht aber dabei eine sehr wichtige Tatsache: und zwar, dass Ulrich von Pottenstein zur Zeit der Entstehung der Verarbeitung der *Tractatus octo* (die die meisten Wissenschaftler in die erste Hälfte der 1420er datieren²⁹³) schon längst tot war – zumindest nach den Angaben von Gabriele Baptist-Hlawatsch und Ulrike Bodemann²⁹⁴.

Nikolaus Kempf, ein weiterer Schuler von Nikolaus von Dinkelsbühl, der auch als sein Redaktor theoretisch in Frage käme (weil er auch etliche Werke aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzte)²⁹⁵, können wir auch ausschließen, denn dieser war kein *priester*, sondern Zuerst ein Universitätslehrer und dann ein Kartäusermönch.

Haberkerns Ansicht ist umso verblüffender, als er so viele Hinweise auf den, meiner Ansicht wirklichen Bearbeiter Nikolaus von Dinkelsbühls *Tractatus octo* selbst vor Augen gehabt haben muss. Er ist nämlich einer der wenigen Wissenschaftler, der sich detailliert mit dem Werk des Schülers und „unseres Haupthelden“ Thomas Peuntner befasst hat – von demselben Thomas Peuntner, von dessen Werken ich glaube, dass sie eine nahezu ins Auge stechende Ähnlichkeit mit denen von Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktors haben.

Allerdings schlussfolgert er meiner Meinung aber nach ganz richtig, dass es sich bei diesem Redaktor um einen Geistlichen handeln könnte, der vermutlich kein direkter Schüler des Nikolaus war, aber in irgendeiner sehr engen Beziehung zur Universität und zu Nikolaus gestanden haben durfte. Dass er nicht selbst zum Personal der Universität gehörte, können wir laut Haberkern den Anmerkungen des Redaktors entnehmen, wo er sich als *slechter einvoltiger Priester* bezeichnet. Weiter meint Haberkern, dass der Redaktor im engen Umkreis des Domkapitels von St. Stephan zu suchen ist, also einem Umfeld, in dem man auch ein intensives Interesse gerade an Predigttexten voraussetzen darf²⁹⁶.

²⁹¹ Jürgen Miethke, Rückblick eines Historikers. In: Schriften im Umkreis mitteleuropäischer Universitäten um 1400 (2004), 291.

²⁹² Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 478 f.

²⁹³ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 234. Madre, „Nikolaus von Dinkelsbühl“, 1054. Selbst Hohmann, auf den sich Haberkern beruft, schreibt, dass das Werk des Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktors um 1420 entstanden ist. Hohmann, „Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor“, 1060.

²⁹⁴ Gabriele Baptist Hlawatsch/Ulrike Bodemann, „Ulrich von Pottenstein“. In: Verfasserlexikon, Band 10 (1997) 9-17.

²⁹⁵ Siehe weiter unten im Kapitel 2.5.

²⁹⁶ Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 477.

Bevor ich aber mit meiner eigenen Argumentation anfangen, möchte ich hier zuerst einige andere Meinungen anführen. Knapp bleibt bei der Bestimmung des Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktors eher reserviert und nennt keine wirklich konkreten Namen. Er meint nur, dass es sich möglicherweise um einen Baccalarius der Theologie gehandelt haben könnte²⁹⁷. Er erwähnt allerdings Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor und Thomas Peuntner in einem Satz, da sich beide, so Knapp *ainvaltige priester* nennen – darin kann man ihm nur zustimmen. Dasselbe erwähnt auch Hohmann²⁹⁸. Außerdem reiht Knapp in seiner „Geschichte der Literatur in Österreich“ Thomas Peuntner gleich nach dem Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor²⁹⁹.

Rainer Rudolf geht noch weiter und meint, dass die nähere Untersuchung der deutschen Vaterunserauslegung von Dinkelsbühl die überraschende Tatsache zeitigte, dass sie inhaltlich zwar in enger Gefolgsschaft zu Nikolaus von Dinkelsbühls *Tractatus de oratione Dominica* steht, stilistisch aber derart eindeutig Peuntners Sprachweise verrät, dass wir ihn für deren Bearbeiter halten müssen“.³⁰⁰

Selbst Haberkern meint, dass die Texte von Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor meist einfacher konzipiert sind, auf scholastische Definitionen und philosophische Deduktionen verzichten, klarer und durchsichtiger - einfach volkstümlicher und für wenig anspruchsvolles Publikum bestimmt sind. Er erwähnt auch, dass der Redaktor viele Beispiele und Vergleiche einfügt, die im lateinischen Original fehlen³⁰¹.

Peuntners Texte sind in dieser Hinsicht sehr ähnlich. Er hat nämlich versucht, wie ich weiter unten noch ausführlicher schildern werde, für den einfachen Menschen zu schreiben und wollte allzu komplizierte Konstruktionen vermeiden. Auf der anderen Seite ist seine Sprache sehr wortreich und er benutzt viele Vergleiche und Synonyme. Außerdem hat er eine Angewohnheit, aus ein paar lateinischen Zeilen, eine ganze Seite auf Deutsch zu zaubern. Gersons Text über *ars moriendi* hat er zum Beispiel auf ein Mehrfaches erweitert, als er aus seinem Satz: „Man zeige ihm (dem Kranken) das Bild des Gekreuzigten oder eines Heiligen, den er als Gesunder ganz besonders zu verehren pflegte“, hundert Zeilen gemacht hat³⁰².

²⁹⁷ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 237.

²⁹⁸ Hohmann, „Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor, 1061.

²⁹⁹ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 240.

³⁰⁰ Rudolf, Thomas Peuntners Betrachtungen über das Vaterunser und Ave Maria, 66.

³⁰¹ Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 476 f.

³⁰² Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 246.

2.4 Einwirkung der Werke Nikolaus von Dinkelsbühls auf die Werke und Karriere Thomas Peuntners

Die meisten Hinweise darauf (und möglicherweise auch Beweise dafür), dass sich bei Thomas Peuntner gleichzeitig um den Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor handelt, finden sich bei dem Vergleich der Werke Peuntners mit den Predigtzyklen des ins deutsche übersetzten *Tractatus octo*, des Werkes des Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor. Zudem sind Peuntners Werke nur ein Jahrzehnt, nach der Entstehung des Originals der *Tractatus octo* entstanden

Am markantesten sieht man es beim Predigtzyklus *De dilectione Dei et proximi*. Im *incipit* der Übersetzung heißt es: *warumb man schol Got lieb haben und was ist lieb haben und das hat maister Nicklas gepredigt an sand Jacobs tag*³⁰³. Weiter finden wir dort auch den Satz: *Als geschriben stet Mathei am XXII capitulo: was da sey got lieb haben und was da sey in lieb haben ueber alle ding und wie man das tuen schol*. Etwas sehr Ähnliches findet sich dann in Peuntners Büchlein über die Liebhabung Gottes: *...das ich diemütichleichen von den andern lernet und wnderweiset ward wie ich Got, meinen hymelischen vater solt lieb haben [...] Und auch: „...wie ir Got, das da ist daz höchste guet, schullt lieb haben wber alle ding...*³⁰⁴“

Weiter wird bei *Dilectione Dei et proximi* auch über die Nächstenliebe berichtet. Dort heißt es: *was da (sey) seinen naegsten lieb haben oder wie ains seinen nagsten sol lieb haben*³⁰⁵ und wiederum in Büchlein über die Liebhabung Gottes: *...da durich sy Got lieb haben wber alle ding vnd iren nachsten als sich selber*³⁰⁶.

Das Motiv der Gottes- und Nächstenliebe wurde für Thomas Peuntner später zentral und ist ebenfalls für sein weiteres Werk, das Beichtbüchlein, leitend³⁰⁷. Ein Teil hiervon ist den sieben Todsünden gewidmet, also auch der Trägheit. Peuntner schreibt darüber unter Anderem:

Darnach soltu hie peichtten von tragkait und saumikait, die du hast gehabt bey und in der emphanng der sibben sacrament oder der sibben heiligkait [...] Ob du in sund und poshaitt gestatt habst, ob du sy in dem

³⁰³ Hier zitiert aus Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 168. Original befindet sich in der ÖNB, Cod. Pal. Vind. 3054, fol. 254v – 332r.

³⁰⁴ Abgedruckt bei Rumpler, Thomas Peuntner und sein Büchlein von der Liebhabung Gottes, I, II.

³⁰⁵ Hier zitiert aus Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 168.

³⁰⁶ Abgedruckt bei Rumpler, Thomas Peuntner und sein Büchlein von der Liebhabung Gottes, VI.

³⁰⁷ *Das erst ist, du solt liebhabenn Got, deinen herren aus ganzer deiner sel, aus ganzem deinem gemut, aus allen deinen krefftten. Das annder, du solt liebhabenn deinen nachsten als dich selber. Si haissent die gepot der lieb, wann sy gepieten uns die lieb...* ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2957, fol. 1v.

dinst Gots versaumbt habst, ob du sew zu einem tugentlichen leben und zu guten siten nicht geubt habst, wann du must fur sew wider raittung tun Got dem almechtigen an deinen³⁰⁸.

Von der trachait an dem dienst Gotes und wie man trachait widersten schol berichtet nach Madre ebenfalls der *Tractatus octo*³⁰⁹.

De oratione dominica wurde bekanntlich Vorbild für Thomas Peuntners Betrachtungen über das Vater Unser und das Ave Maria. (*Von dem patter noster, wie man den auslegen und versten sol.*³¹⁰)

Über *peicht und puess* und ebenfalls von der *rew*³¹¹, über die in *De tribus partibus poenitentiae* die Rede ist, schreibt Peuntner wiederum in seinem Beichtbüchlein. Er spricht ebenfalls darüber, dass *ein mensch genueg thue fuer sein sundt* und dass es *czwayerlay sündt tödlich und läslich* gibt – freilich nicht in identischer Wortfolge, aber doch. Madre erwähnt hier ebenfalls, dass es in der deutschen Version eine Beichtanleitung gibt.³¹² Und was ist schon Peuntners Beichtbüchlein anderes, als eine Beichtanleitung?

Aus *De praeceptis decalogi*, *De vitiis et virtutibus* und dem *De septem peccatis capitalibus* hat Peuntner meiner Meinung nach beim Schreiben des Beichtbüchleins ebenfalls geschöpft. Die zehn Gebote, sowie die sieben Todsünden werden dort besonders ausführlich besprochen. *De praeceptis decalogi* ist außerdem in denselben Codices der Nationalbibliothek enthalten – nämlich CVP 2828³¹³ und CVP 2965³¹⁴ - wie die Abschriften von Peuntners Beichtbüchlein.

³⁰⁸ Ebd., fol. 4r.

³⁰⁹ Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 168.

³¹⁰ Ebd. 179. Hierzu mehr bei Rainer Rudolf, Thomas Peuntners Betrachtungen über das „Vater Unser“ und das „Ave Maria“. Siehe auch Haberkern, Die „Wiener Schule“ der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 461.

³¹¹ ... *durch ain ware rew küne ordenlich bringen zu der peicht*. ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2957, fol. 1r. Die Transkription des ganzen Beichtbüchleins ist dann weiter unten im Unterkapitel 5.3.2 zu finden.

³¹² Ebd. 186 und 187. Über die lässliche Sünde schreibt Peuntner in seinem Beichtbüchlein: ...*es mag wol geschehen, das ain sund von ainer posen maynung wegen wirt ain todsund, die doch an ir selbs allain ein leßliche sund ist als ein schimpflug, so die geschiecht, an posew maynung, so ist sy an ir selbs leslichew sund tett aber ettwer ain schimpflug in solher maynung, das er sich damit wolt zu lieben ainer junckfrawen oder frawen und sey darnach pringen umb ir ere so wer die schimpflug ain grosse todsund von der maynung wegen...* ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2957, fol. 16v.

³¹³ ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2828 (*Inc.: das puechlein ist geschriben in lieb durch etleiche ungelerten und ainvaltiger person und die materi des gegenwuertigen puechleins ist genommen worden aus etleichen predigen maister Niclasen Dynckelspühel*). Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 175. Die Abschrift des Beichtbüchleins aus diesem Codex hat Haberkern für eine „Leithandschrift“ bei seiner Transkription des Beichtbüchleins erwähnt – zumindest was die sich in der Nationalbibliothek befindenden Abschriften des Beichtbüchleins angeht. Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 95 und 143-187.

³¹⁴ ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2965. *Inc.: du solt glauben und anpietten ainen gott*. Es werden behandelt die zehn Gebote, das Gebet, die acht Seligkeiten, die sieben Todsünden, die neun fremden Sünden, die fünf Sinne, die Buße, das Vater Unser und schließlich mit Berufung auf Gerson auch die Kunst des Sterbens. – *das puechlein hat gemacht und zu samem gelesen der erwirdig lerer maister Niclas von Dinkelspühel... und das hat abgeschriben Jacob Krakchenstengel in dem jar 1453*) Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 175. Nach Rumpler

Jemand könnte einwenden, dass Nikolaus von Dinkelsbühl ja nicht die einzige Kirchenautorität ist, auf die sich Thomas Peuntner stützt und dass er sogar mehrere Kirchenlehrer in seinen Schriften, wie etwa Augustinus, Gregor den Großen³¹⁵ oder Bernhard von Clairvaux³¹⁶ auch zitiert. Dies stimmt schon – es stimmt aber auch, dass die Werke derselben Lehrer auch Nikolaus von Dinkelsbühl als Quellen und Unterstützung bei seinen Werken benutzt hat. Hiermit sind jedoch nur die namentlichen Zitate Peuntners gemeint. Nach Rumpler hat Peuntner sehr wohl manche Lehrerstellen³¹⁷ ohne Namensnennung übernommen. Wir wissen aber nicht welche anderen Quellen Peuntner benutzt hat.³¹⁸ Eine weitere Frage wäre noch, ob Peuntner seine Lehrer nach den Originalwerken zitiert hat, oder nach den so genannten Florilegien. Auch diese Frage lässt sich jedoch nicht eindeutig beantworten. Wohl ist es möglich festzustellen, ob die Zitate dem originalen Wortlaut entsprechen; bei Peuntner tun sie dies laut Rumpler nur zum Teil. Aber auch wörtlich ungenaue Zitate beweisen noch nicht die Benutzung von Florilegien, besonders hier, wo Peuntner keine wissenschaftliche, sondern eine allgemein verständliche aszetische Abhandlung schreiben wollte, denn er kann seine Zitate bewusst umgestellt und verändert haben.³¹⁹

Es ist schon sehr möglich, dass viele Wissenschaftler meine Schlussfolgerung, dass gerade Thomas Peuntner, der Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor gewesen sein könnte, verworfen werden. Aber meiner Meinung nach hatte gerade Peuntner, als Schüler von Nikolaus von Dinkelsbühl die besten Voraussetzungen dafür. Und da sie selbst in derselben Stadt wirkten – nämlich in Wien – und eine zeitlang sogar bei Hof nebeneinander verbracht haben (Nikolaus als Berater von Albrecht V. und Peuntner als Beichtvater seiner Frau), konnte es sehr gut sein, dass Nikolaus Peuntner bei der Übersetzung des *Tractatus octo* sogar beraten hat.

Bei dem Verfassen des Büchleins über die Liebhabung Gottes hat es Nikolaus von Dinkelsbühl nach den Worten Thomas Peuntners auch offenbar getan. Diese Tatsache ergibt

befindet sich im CVP 2965 ebenfalls das Büchlein über die Liebhabung Gottes und die Kunst des Heilsamen Sterbens. Rumpler, Thomas Peuntner und sein Büchlein von der Liebhabung Gottes, 59.

³¹⁵ Beide zum Beispiel im Peuntners Beichtbüchlein zitiert. Augustinus taucht nur ein Mal auf fol. 1r, Gregor der Große hingegen sogar drei Mal auf fol. 9v, 11r und 21v. – hier in Bezug auf ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2957.

³¹⁶ Bernhard von Clairvaux zitiert Peuntner in seinem Büchlein über die Liebhabung Gottes drei mal. Hier zitiert nach Rumpler, Thomas Peuntner und sein Büchlein über die Liebhabung Gottes, XXVII, XXX, XXXVI.

³¹⁷ Gemeint sind natürlich die Kirchenlehrer, die Autoritäten, (die physisch längst tot sind) die Peuntner nur aus den Büchern oder vom Hörensagen kennen konnte.

³¹⁸ Ebd., 20.

³¹⁹ Ebd., 21.

sich nicht nur nach dem Vergleich Nikolaus von Dinkelsbühls und Peuntners Werken, sondern auch aus den Worten Peuntners selbst:

Aber das mich yeman schätz über das, das ich bin, so beschenn ich, das ich die hiennach geschriben ding genomen hab von den lerern und sunderleich aus den worten und aus der ler des vil wirdigen und weysen lerer der heiligen geschrift, maister Niklasen von Dinkelspuhel, zu dem ich mein sundrew zuflucht getan hab, der auch das püchel uber lesen und überschaut hat, in des selben lerer arbeit pin ich gegangen und hab gesnyten mit der sichel meiner bloden verstentichait, was er gar trewleichen und gar weysleichen in den dingen gesätt und gepflanczet hat. Ich hab auch etwann gesezt der lerer wart und etwan allein jr mainung³²⁰.

Aus dieser Stelle geht hervor, dass Thomas mit Nikolaus persönlich gut bekannt war und dass dieser das Büchlein selbst geprüft und korrigiert hat, nicht aber, wie Schnell und Rupprich meinen, dass hier ein richtiges, universitäres oder außeruniversitäres Lehrer-Schüler-Verhältnis bestanden haben muss. Denn *des selben lerer arbeit* heißt hier sicher nur eben dieses Lehrers Arbeitsertrag und meint gemäß dem im Weiteren ausgeführten Bild, das von Nikolaus bestellte (geistliche) Getreidefeld, wo nun auch Thomas ernten kann und darf. Die Worte bezeugen allerdings einen in gleicher Weise auch vom Dinkelsbühl-Redaktor dem gelehrten Theologieprofessor erwiesenen großen Respekt. Der hier beschworenen *bloden verstentichait* entspricht in der Erstfassung der Vorrede die folgende Bescheidenheitsfloskel:

Wye wol mir ainvaltigen briester von meyner grossen unverstandtnüß wegen, vil notdirfftiger wer, das ich dymütikleichen von den andern lernet und underweiset wurd, wye ich Got, meynen hymlichen vater, scholt lieb haben, denn das ich euch und andern verstentiger menschen davon ettbas verkünden oder schreyben sol.

Hinter der Floskel mag wie beim Dinkelsbühl-Redaktor auch echtes Empfinden stecken, das dann vielleicht sogar den Schüler hinderte, von seinem Lehrer zu sprechen.

Wie die Lehrer-Schüler-Beziehung von der Seite des Nikolaus von Dinkelsbühl ausgesehen haben mag, kann man nur raten. Auf jeden Fall aber nicht so innig, wie sie Maschek beschreibt. Bis heute sind auch keine Quellen erhalten geblieben, die es beweisen würden.³²¹ Auch Madre erwähnt in seinem Buch über Nikolaus von Dinkelsbühl diese Beziehung nicht – Thomas Peuntner sogar mit keinem Wort. Es stimmt schon, dass Peuntner schreibt, dass Nikolaus sein Beichtbüchlein überlesen hat – dies muss aber nicht unbedingt auf ein inniges Verhältnis zwischen den beiden hindeuten.³²²

³²⁰ Zitiert nach Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 242.

³²¹ Maschek, „Peuntner, Thomas“ Sp. 864 ff.

³²² Rupprich, 165. Siehe auch Rumpler, Thomas Peuntner und sein Büchlein über die Liebhabung Gottes, 11.

Auf der anderen Seite halte ich es für ziemlich unwahrscheinlich, dass Peuntner die „Stelle“ des Beichtvaters nur so, ohne jegliche Hilfe von jemandem, der auf dem Hof verkehrt, bekommen hätte. Denn er hatte es ja nicht einmal zum Bakkalarius geschafft und es ist nicht bekannt, dass er aus „besseren Verhältnissen“ stammen würde (der Name in der Matrikel, falls es wirklich sein Name ist, deutet eher wie gesagt auf einen Fleischersohn hin). Ich glaube eher, dass ihn jemand empfohlen hat – und der jemand könnte ziemlich wahrscheinlich auch Nikolaus von Dinkelsbühl gewesen sein, da er längere Zeit als der Beichtvater und Berater Albrechts V. gewirkt hat und Thomas Peuntner wahrscheinlich von der Schule kannte.

2.5 Andere Schüler des Nikolaus von Dinkelsbühl

Nikolaus von Dinkelsbühl muss wohl ein guter Lehrer gewesen sein, dem es beschieden war, eine ganze Reihe hervorragender Schüler auszubilden. Darunter war auch Nikolas Kempf (1397-1497) aus Straßburg. Zwischen den Jahren 1437 und 1440 wirkte er als *magister regens* an der Artistenfakultät der Wiener Universität. Unter der Anleitung seines Lehrers begann er früh als geistlicher Schriftsteller. Obwohl er laut Rupprich an der Hochschule Erfolg hatte, gab er mit 43 Jahren die akademische Laufbahn an der Universität Wien auf und trat in das Kartäuserkloster Gaming ein. Das Schrifttum Kempfs beginnt mit dem für den Hochschulunterricht bestimmten *Dialogus de recto studiorum fine et ordine*. Diesem folgen zahlreiche Traktate über Noviziats- und Mönchserziehung sowie lateinische und deutsche Schriften über mystische Themen. Kempfs Bedeutung liegt auf dem pädagogischen und mystischen Gebiet. Das Gespräch über das rechte Ziel des Universitätsstudiums gewährt gute Einblicke in die Gedankenwelt des Studenten an der Wiener Universität und gibt eine ideale und religiöse Zielsetzung (wo er den Leser zu überzeugen versucht, dass die Theologie vor allen anderen Wissenschaften den Vorzug verdiene).³²³ In der Mystik führt Kempf die von Gregor dem Großen begonnene Richtung weiter. Der Aufruf zum mystischen Leben verlangt von der Seele, sich mittels der Gnade zur Gottesliebe aktiv zu erheben. In seinen Forderungen bezog Kempf zusammen mit seinem Lehrer Nikolaus von Dinkelsbühl Positionen, die bald darauf Luther in Konflikt mit der Kirche bringen sollten³²⁴.

Nikolas Kempf hat die Werke von Gerson, Heinrich von Langenstein, Origenes, Augustinus als auch die Verdeutschungen des Vaterunsers, des apostolischen Glaubensbekenntnisses und des Dekalogs. Kempfs Werke wurden von Schriften Cassians,

³²³ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 441.

³²⁴ Rupprich, Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters, 167.

Hieronimus, Gregors des Großen, Bernhards von Clairvaux und Wilhelms von St. Thierry inspiriert³²⁵.

Rudolf nimmt an, dass es sich bei dem Kartäuser um den oben genannten Nikolaus Kempf handelt, den man zeitweise sogar als den Verfasser des Beichtbüchleins gesehen hat. Fest steht aber nur, dass der Kartäuser in Wien studiert hat und Schüler von Nikolaus von Dinkelsbühl war, wie aus dem Schluss des Briefes hervorgeht: *Item den maister Nicklas von Dinckelspuchel, von dem da nachvolgent vorred ist, den hab ich wol bekannt, do ich ein student was zw Wien. Wan under allen maisteren und doctoren der heyligen geschrift was er der aller gelerttest und der fürgengist zw Wien. Und er hat auch ettwen vil predig puecher gemacht wann er was ains heyligen lebens.* Bruder Konrad, an den der Brief eigentlich gerichtet ist, könnte Konrad von Münchingen, seit 1445 Abt der Kartause Güterstein sein.³²⁶

Allem Anschein nach Schüler Nikolaus von Dinkelsbühls und ebenfalls Kartäuser war auch Matthias von Judenburg, der 1464 die *Expositio decalogi* seines Lehrers in die deutsche Sprache übersetzte. Die Handschrift CVP 2828 der Österreichischen Nationalbibliothek, wo sich zufällig (oder eben nicht?) auch die Abschrift von Thomas Peuntners Beichtbüchleins befindet, enthält das Autograph des Übersetzters. Die Übertragung entstand wahrscheinlich in der Kartause Königsfeld bei Brünn³²⁷.

Es stimmt schon, dass es im Mittelalter verschiedene Beziehungen zwischen den Schülern und ihren Lehrern gab, wobei viele Schüler, was vor allem den universitären und kirchlichen Bereich angeht, viele Gedanken übernommen haben. Dies gilt natürlich nicht nur für Lehrer, die sie von der Schule persönlich kannten, sondern auch für Kirchenlehrer, Autoritäten, die selbst Jahrhunderte nach ihrem Tod den jungen studiumbegierigen Menschen etwas zu sagen hatten und deren Lehrmeinungen niemand anzuzweifeln wagte. Die Beziehungen zwischen Nikolaus von Dinkelsbühl waren aber, welcher Natur auch immer sie sein mochte, gewiss einmalig.

3.) Gebildet zu sein...

3.1 Was bedeutete das „Gebildet sein“ im Mittelalter

Bis ins 12. Jahrhundert konsolidierte sich in Europa eine Gesellschaftsstruktur, in der gewöhnlich allein die *clerici* geschulte *litterati* waren, d. h. die lesen und schreiben konnten, denen daher die Herrscher in ihren Kanzleien die Urkundenausfertigungen überließen – die

³²⁵ Martin, „Kempf, Nikolaus von Straßburg“, 1123.

³²⁶ Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntners, 49.

³²⁷ Ebd.

gebildeten *dictatores*³²⁸ in den Kanzleien waren es oft, die in den politischen Herrschermanifesten Stil und Argumentationsweise prägten, wie im Kampf Heinrich IV. oder Friedrich Barbarossas mit den Päpsten. Die *illiterati* umfassten mit wenigen Ausnahmen die *laici* aller Schichten vom Bauern bis hinauf zum Hochadel, deren volkssprachliche Bildungstraditionen noch nicht auf Schriftlichkeit beruhten, zuweilen mit Ausnahme adeliger Frauen, die oft nicht nur lesen und schreiben konnten, sondern auch des Lateinischen mächtig waren. Das kanonische Recht verbot einem *illiteratus* oder *inscius litterarum* den Zugang zum Priesteramt, was allerdings, wie die Quellen aus der Praxis bis ins Spätmittelalter belegen, primär das Lesenkönnen und nicht die technische Fertigkeit der Schreibkunst meinte. Schreiben und Lesen waren bis ins 14. Jahrhundert nicht unbedingt gekoppelt, beides aber war nur schulmäßig im Rahmen kirchlicher Ausbildung an den Kloster- und Domschulen zu erlernen.³²⁹ In seltenen Fällen auch in Schülen, die nicht von Geistlichen getragen wurden.

Dass der *clericus litteratus* jahrhundertlang Hüter der Schriftkultur war, heißt nicht, dass jeder Kleriker im Sinne neuzeitlicher Ansprüche „gebildet“ war. Außerdem brachte es nicht jeder Kleriker bis zur Priesterweihe. *Clericus* bezeichnet zunächst nichts Anderes als die rechtliche Zugehörigkeit (äußeres Zeichen: Tonsur) zum geistlichen Stand und zu seinen Privilegien. Im Bildungs-, Berufs- und Rechtswesen spielte es eine wichtige Rolle, dass auch für die niederen Kleriker der unteren Weihegrade, denen die Rückkehr zum Laienstand noch möglich blieb, im Kirchendienst Versorgung und Ämter (Pfründen), vielleicht auch eine Karriere offenstanden, zum Beispiel auch für zweit- und drittgeborene Adelssöhne, denen das Ältestenerbe entging. Nicht selten findet man unter den „gebildeten“ Grafen, Herzögen oder Regenten solche, die zunächst für die geistliche Laufbahn bestimmt waren. Es ist eine Tatsache der Bildungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, dass im Mittelalter der Eintritt in den Klerikerstand die attraktivste Alternative zu allen anderen städtischen Tätigkeitsbereichen darstellte. Es gab hier nämlich ein sehr breites Spektrum von Berufsmöglichkeiten vom Schreiber und Kanzleibeamten bis zu höheren Chargen in der Stadt aber auch bei Hof³³⁰.

Seit dem 11. Jahrhundert läßt sich, in seltenen Fällen aber doch eine gewisse Auflockerung der Adelskirche und der Aufstieg mancher Leute bürgerlicher Herkunft im höheren Kirchendienst beobachten. Noch im Spätmittelalter, als die Lateinkundigkeit sich in laikalen Schichten ausbreitete, blieb vorerst die Klerikerausbildung wichtige Grundstufe für

³²⁸ Im Sprachgebrauch des Mittelalters hieß *litteras discere* soviel wie Kleriker oder Mönch werden bzw. *litteris dare* für den geistlichen Stand bestimmen oder ins Kloster schicken. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 136.

³²⁹ Laetitia Boehm, Geschichtsdenken, Bildungsgeschichte, Wissenschaftsorganisation, 307-38.

³³⁰ Ebd., 308.

so manche Persönlichkeit, die dann auf politischem Terrain, sei es als Berufsjurist, Diplomat, Kanzler oder Staatsrat eine weltliche Laufbahn einschlug oder als Schreiber, Notar und so weiter in städtische oder fürstliche Dienste trat; oder auch, wie Francesco Petrarca, der die niederen Weihen wohl nicht für ein geistliches Berufsziel erwarb, sondern als freischaffender Dichter von Pfründen und Gönnern lebte.

Im frühen 12. Jahrhundert klagte Rupert von Deutz darüber, dass es üblich geworden sei, jeden sehr gebildeten Mann, gleichgültig welchen Standes oder Habitus er sei, *clericus* zu nennen. Bekannt ist auch das Beispiel des englischen Königs Heinrich I., der seiner auffallenden Bildung wegen – damals noch eine Ausnahme auf dem Königsthron – den Beinamen „*Beauclerc*“ erhielt, also nicht etwa „*Beau – litteré*“. Gleichzeitig begann analog die uns heute geläufige Bedeutungsentwicklung des Laienbegriffs durch Loslösung aus der Bezugssphäre Kleriker – Laie in Richtung des Bildungslaien. Zuerst in Italien bezeichnete man diejenigen Richter, die nicht *iuris periti* im Sinne juristischer Fachausbildung waren und daher vom Richteramt ausgeschlossen wurden als *laici*. In ähnlicher Weise lassen die frühen Universitätsprivilegien und Statuten hier und dort solche Bedeutungsverschiebung erkennen; wenn zum Beispiel häufig der Kreis der Universitätsbediensteten wie Pedelle, Buchhändler etc., welche in den Immunitätsbereich der *universitas* einbezogen werden als *servientes laici* den Scholaren gegenübergestellt werden, so liegt das Schwergewicht auf der Unterscheidung von Studenten- bzw. Gelehrtenstand und Laienstand³³¹. In solchem Auftauchen neuer Inhalte für alte Standesbeziehungen spiegelt sich das werdende Selbstbewusstsein des kommenden gelehrten Berufsstandes: die Bildung, und zwar nicht mehr nur Allgemeinbildung, sondern Fachbildung macht jetzt den Stand aus³³².

Auch sonst lässt sich eine vielseitige Wandlung der Wertung von Bildung und Wissenschaft verfolgen. Die wachsende Kritik an der Ungebildetheit des Laienadels fand ihren schärfsten Ausdruck wohl im Sprichwort des Johannes von Salisbury³³³ vom „*rex*

³³¹ Ebd., 620.

³³² Ebd., 621.

³³³ Johannes von Salisbury bzw. John of Salisbury (1150/1120 – 1180) begann seine Studien 1136 bei Willhelm von Conches, Gilbert von Poitiers, Thierry von Chartres und sogar bei Petrus Abaelard. Im Jahr 1148 schloss er sie (er wurde Magister der Theologie) ab und trat nach der Priesterweihe und einer Arbeit für seinen Freund Abt Petrus von Celle in die Verwaltung des Erzbischofs Theobald von Canterbury ein. Dort arbeitete er als Rechtsberater, Gesandter und Sekretär. Als dieser 1162 starb, setzte John seine Tätigkeiten unter Thomas Becket fort, fiel im Rahmen des Streits mit Heinrich II. aber in Ungnade und musste 1163 ins französische Exil. Erst 1170, nur kurz vor der Ermordung Thomas Becket's am 29. Dezember 1170, deren Augenzeuge er wurde, kehrte er nach Canterbury zurück. Ab 1174 vertrat er in Exeter das Amt des Schatzmeisters, bevor er 1176 auf den Bischofsstuhl von Chartres gewählt wurde. Seine wichtigsten Werke sind: *Entheticus de dogmate philosophorum*, *Metalogicon* (Ausdehnung auf Einsichten in den Lehr- und Studienbetrieb) *Policraticus* (als Fürstenspiegel gedacht; das Werk wird auch als „erste große Staatstheorie des Mittelalters“ bezeichnet, Kritik an der Verkommenheit des Hofes, letzten Endes auch der Ritter), *Historia Pontificalis* (historiographisches Werk,

illiteratus quasi asinus coronatus“ Deutlicher noch wird diese bildungsgeschichtliche Evolution darin, dass nun auch der Gedanke begegnet: Bildung adelt – *litteralis scientia nobilitat*. Das ist ein bezeichnendes Zeugnis für den spürbar werdenden Wetteifer einer aufsteigenden geistigen Nobilität mit den ritterlich-adeligen Standesprivilegierten³³⁴.

Allmählich begann die Bildung allerdings auch in die bürgerliche Sphäre überzugreifen mit dem wachsenden Bedürfnis der aufstrebenden Kommunen, ihre vor allem juristischen Belange geschulten Leuten anzuvertrauen. Mit dem Aufblühen des städtischen Schulwesens fingen die Kaufmänner, Schreiber und Räte an, das Schriftmonopol des Klerus allmählich zu brechen. Das Wissen half ihnen später reich zu werden und an Macht zu gewinnen. Im späteren Mittelalter reichte aber bloße Literaturkenntnis im Sinne der herkömmlichen grammatisch-rhetorischen Schultradition nicht mehr, um als gebildet zu gelten. Gleichzeitig löste sich unter den *litterati* der Wissenschaftler im engeren Sinne, der Gelehrte, der Scholar und Magister heraus, der nicht mehr unbedingt im Rahmen und zum Zweck der geistlichen Bildung lehrt und lernt, sondern nun Wissenschaft um ihrer selbst Willen betreibt. Die *curiositas*, Wissbegierde, welche der traditionellen christlichen Ethik seit Augustin vom Aspekt der asketischen Wahrheitssuche suspekt war – auch hierfür galt der Grundsatz *ne quid nimis* – erfuhr jetzt eine positive Umwertung in Richtung eines neuen Wissenschaftsethos in Richtung *libertas intelligentiae*. Erkenntnisoptimismus und Methodenfreude begannen sich gegenüber dem Erkenntnisobjekt zu verselbstständigen, um dessentwillen man sich auch in die Gefahr der Häresie begab. Die Tolosaner Gelehrten priesen lieber die *libertas scholastica*, als dass sie sich um kirchliche Vorbehalte gegen ihnen wichtig erscheinende Aristotelesschriften kümmerten³³⁵.

Die *litteralis scientia* im kommunen Sinne vermittelten weiterhin die lokalen Schulen mit aller Gewissenhaftigkeit und Gediegenheit, das gelehrte Studium gewann einen bislang unbekannten Eigenwert, für den man die Heimat verließ und in die Fremde zog, um die Fachautoritäten zu hören. Diese fundamentale Umwertung der Wissenschaft zum *negotium scholare* (ein Begriff, der im 12. Jahrhundert entstanden ist) – war zweifellos eine der

in dem er sich mit seiner Zeit als Papstgesandter und dem Reimser Konzil von 1148 bis 1152 befasst, *Vita Anselmi* (über Kanonisierung des Anselm von Canterbury) und schließlich ein Bericht über die Todesumstände von Thomas Becket. Hans-Werner Goetz, „Johannes von Salisbury“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 5 (1990), 599-601. Siehe auch Janice L. Schultz, „John of Salisbury“. In: Dictionary of the Middle Ages (1986), 139-140.

³³⁴ Boehm, Geschichtsdenken, Bildungsgeschichte, Wissenschaftsorganisation, 621. Siehe auch Wolfgang Eric Wagner, *Princeps litteratus aut illiteratus. Sprachfertigkeiten regierender Fürsten um 1400 zwischen realen Anforderungssituationen und pädagogischem Humanismus*. In: Fritz Peter Knapp (Hg.), *Schriften im Umkreis mitteleuropäischer Universitäten um 1400: lateinische und volkssprachige Texte aus Prag, Wien und Heidelberg: Unterschiede, Gemeinsamkeiten, Wechselbeziehungen* (Leiden 2004) 200 - 249.

³³⁵ Ebd., 623.

wichtigsten Voraussetzungen für das Werden eines Berufs- und Standesbewusstseins des Gelehrten³³⁶.

Auch wenn der persönliche Bildungsstand den meisten Menschen das Eingehen auf die Gedankenarbeit der in den *artes* erfahrenen Fachleute nicht ermöglichte, haben sie Interesse darin bekundet, und über gesellschaftlichen Verkehr, geistliche Spiele und Predigten wurden auch diesen *illiterati* manche wissenschaftliche literarische Leistungen vermittelt³³⁷.

Es sind uns jedoch nur wenige Einzelheiten über diese informellen Wege der Wissensweitergabe und der Beeinflussung überliefert worden. Sie vollzog sich auf Jahrmärkten, in Wirtshäusern, im Kirchenraum und vor allem auf Burgen und Fürstenhöfen. Es muss festgehalten werden, dass die volkssprachige Sprechkultur dieser Zeit weitaus bedeutendere Leistungen auf diesem Gebiet aufzuweisen hatte, als die lateinische Schriftkultur, deren geringe literarische Produktivität nicht geleugnet werden kann. Und dies setzt auch das breite Interesse vieler Menschen voraus. Dies umso mehr, als die informierenden oder poetischen Aussagen dieser Zeit ja gesprochen werden mussten, eine Rezitation, ein Gesang oder eine Predigt ohne Widerhall und Reaktion schnell versickert wären. Wenn auch die Dichtung dieser Jahrhunderte teilweise den Weg in die Schrift gefunden hat, das Publikum hat sie beinahe ausschließlich über das Ohr aufgenommen. Die Menschen hatten damals eine außerordentliche Gedächtnisstärke für das gesprochene Wort (ehrlich gesagt hatten sie auch keine andere Wahl) und man förderte dessen Einprägung durch gebundene Formen und singende Vortragsweise. Vortragende wie Zuhörer bewahrten es und gaben es wenig verändert weiter. Lebendige Zeitungen, Ausgaben mit regionalen Akzenten. Vermittlung von Wissen und Erfahrung war auch auf diesem Wege verlässlich möglich. Während des Hochmittelalters waren nicht nur religiöse Themen (eher in die frühmittelhochdeutsche Phase einzuordnen), deren Interpreten Geistliche waren, bekannt (wie Bibelstoffe, Marienleben, Heiligenlegenden, Sündenklagen), sondern auch Erzählgut aus dem Bereich der Volkssage. Heldenepos, Minnelied und Spruch wurden auch auf dem Gebiet des heutigen Österreichs gepflegt und gaben ihm später kaum mehr erreichte Vorrangstellungen in der deutschsprachigen Dichtung³³⁸.

³³⁶ Ebd., 623.

³³⁷ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 136.

³³⁸ Ebd., 137. Am Hof zu Wien lebte bis 1198 der Repräsentant der mittelalterlichen lyrischen Dichtung schlechthin, Walther von der Vogelweide (*z'Österriche lernte ich singen unde sagen*) und hier wirkte wahrscheinlich auch der Gestalter des „Nibelungenliedes“, falls der „schreiber meister Kuonrat“ mit dem Kaplan Konrad identisch ist, den die Quellen 1207 als nominellen Inhaber der Pfarre Großrußbach ausweisen und der zwischen 1216 und 1224 als Schreiber und Notar in der bischöflichen Kanzlei von Passau, aber auch im Kanzleidienst der Babenberger erwähnt wird.

Der Laie, *illitteratus*, nahm auf diese informelle Weise zwar aus verschiedenen Bereichen stammende und nicht zusammenhängende Bildungsinhalte auf, fügte sie aber gleich Mosaiksteinchen in seine Weltsicht ein. So lernte er auch fremde Erfahrungen und Einsichten kennen, er eignete sich dabei sogar einige lateinische oder französische Sprachbrocken an.

Von großer Bildungswirksamkeit dürften in diesem Zeitabschnitt, wie bereits angedeutet die Predigten gewesen sein. Bereits Karl der Große hatte in seiner „*Admonitio generalis*“ die Predigt anbefohlen und in späteren Kapitularien diese Forderung wiederholt. Die *Admonitio* zählte die wichtigsten Glaubensinhalte auf, die es zu vermitteln galt. Sie forderte, dass die Predigt die christlichen Reichsuntertanen zu Frieden, Eintracht und Achtung vor den Eltern ermahnen und ihnen die Verwerflichkeit von Verleumdung, Meineid und Zauberei vor Augen führen müsse. Unter *praedicare* war damals mehr als unser heutiges „predigen“ gemeint. Darunter wurde jedes öffentliche Vorlesen und Vortragen des kirchlichen Wortes verstanden, also auch der Gebete. Die eigentliche Predigt (*homilia, sermo*) als höchste Leistung hatte durch Augustinus, Gregor den Großen und Beda Venerabilis eine inhaltlich wie theologisch tiefgehende Ausformung erhalten, die im Inhaltlichen und vor allem dann in lateinischer Sprache das weit überstieg, was einem Laien auch in Übersetzung zunächst zugemutet werden konnte³³⁹. Die Predigt blieb bis zu Konzilbeschlüssen von 813 lateinisch, aber es wurde die Verwendung der Volkssprache empfohlen. Im 11. und 12. Jahrhundert tauchten jedoch erste deutsche Bearbeitungen bedeutender klassischer Homilien auf und schufen verlässliche Grundlagen für die Entfaltung eigenständiger deutscher Predigt. Diese bot außer Erklärung heilsgeschichtlicher Zusammenhänge praktische Sittenlehre, übte Kritik am Verhalten der Zeitgenossen und setzte sich auch mit der überkommenen sozialen Ordnung auseinander³⁴⁰.

Die Predigt diene nicht nur zum Moralisieren und sollte auch nicht nur darauf ausgerichtet sein, den Menschen vorzuschreiben, was gut und was schlecht ist; sie sollte die Menschen auch ermahnen und erbauen, ihnen theologische Lehrinhalte mitteilen – also sie in mancherlei Weise auch zu bilden und zu erziehen.

Nach dem Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor waren dafür die *recht gelerten maister*, also die theologisch geschulten Gelehrten, die am meisten kompetenten Personen –

³³⁹ Ebd. Siehe auch J. Longère, „Predigt“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 7 (1995), 171-174. Siehe auch Klaus Schreiner, Laienbildung als Herausforderung für Kirche und Gesellschaft. Religiöse Vorbehalte und soziale Widerstände gegen die Verbreitung von Wissen im späten Mittelalter und in der Reformation. In: Zeitschrift für historische Forschung, Band 11 (1984) 257-354.

³⁴⁰ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 138.

nur sie waren seiner Meinung nach gebildet genug, um den Menschen zu predigen *was ze tün und ze lassen sey*, sie zu lehren, wie man *wie man Got erkennen schol* und die *heilig geschrift* auszulegen.³⁴¹

Wie konnte man aber zu einem *recht gelehrten maister*, wie der Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor sagt, werden? Was musste der Student der Universität Wien alles absolvieren und lernen bis er *maister*, also Magister an einer der vier Fakultäten wurde, wie auch Nikolaus von Dinkelsbühl später, an den der Redaktor hier wohl vor allem dachte, wurde? Welche Bildungsmöglichkeiten boten sich einem Studenten an?

3.2 Was bedeutete es, sich bilden und gebildet zu sein, für die Studenten und was hat es sie gekostet?

3.2.1 An Studium

a) Studium an der Artistenfakultät

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts blieb die Artistenfakultät für Studenten der Medizin, des Rechts und der Theologie unumgänglich. Sie vermittelte allgemeines Grundwissen sowie die Methoden des Denkens, Forschens und Disputierens. Somit bot sie den Studenten das Rüstzeug für das Studium an den anderen Fakultäten³⁴².

Die Artisten, die im Mittelalter die größte Gruppe an den Universitäten bildeten, hatten stets großen Einfluss auf die wissenschaftliche Gesinnung der Universität.

In der frühen Rangordnung der Fakultäten die unterste, auch *doctissima* genannt, war sie in den ersten Jahren nach der Gründung der Universität die einzige, in der der Studienbetrieb einigermaßen geregelt aufgenommen werden konnte³⁴³.

An der Artistenfakultät las und kommentierte man die vorgeschriebenen *auctores* der *septem artes liberales* nach dem bekannten Schema, das sich an den älteren Universitäten herausgebildet hatte. Der erste Schritt war nach Knapp die Erstellung der Bücher nach Diktat (meist eines Bakkalarius) durch den Scholaren selbst. Sie per Ankauf zu erwerben, war

³⁴¹ Nach der Edition bei Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 237 – bei Knapp abgedruckt von U. Williams.

³⁴² Marianne Hovorka, Die Wiener als Studenten an der Wiener Universität im Spätmittelalter, (1365-1518) (Wien 1982), 54.

³⁴³ Ebd.

nämlich für einen „gewöhnlichen“ Scholaren zu teuer.³⁴⁴ Der Magister konnte aber auch erst zur Erklärung schreiten, nachdem er den Text zur Korrektur von Schreibfehlern und der damit verbundenen Kontrolle der „Kommentare“ nochmals vorgelesen hatte³⁴⁵. Vorausgesetzt wurden natürlich ausreichende Lateinkenntnisse. Die Universitätsangehörigen mussten ja während ihrer Zeit an den Universitäten mit überlieferten Texten, sogar mit Textmassen umzugehen lernen³⁴⁶, die ja ausschließlich in Latein geschrieben waren.

Laut Miethke bildeten alle Fakultäten spätestens im 13. Jahrhundert den wesentlichen Kanon von Büchern aus, die dem Unterricht zugrunde lagen, und das in erstaunlicher Einheitlichkeit über ganz Europa hin³⁴⁷. Von Bologna aus setzten sich das *Corpus Iuris Civilis* wie das *Decretum Gratiani* und die Decretalsammlungen für die Juristen als maßgeblich durch, die Theologen stellten neben die Bibel die *Historia scholastica* des Petrus Comestor und die Kompilation der patristischen Sentenzen, die Petrus Lombardus³⁴⁸ (ebenfalls in Paris kurz nach der Mitte des 12. Jahrhunderts) zusammengestellt hatte und ordneten beide rasch fest in den Unterrichtsplan ein. Zu einer der wichtigsten Unterlagen des *artes*-Unterrichts wurden jedoch aristotelische Schriften.

Dieser Kanon, der als autoritativ geltenden Schriften wurde nun nicht etwa für sich allein einer ständigen Bemühung um Aneignung und Verständnis unterworfen. Die Texte wurden vielfach schriftlich behandelt – mit Kommentaren versehen. Eine erste, grundlegende Kommentierung wurde entweder in eigenen Kommentarkompilationen des späten 12. oder

³⁴⁴ Es kam allerdings auch vor, dass der lehrende Magister die erforderlichen Texte entweder vor der Vorlesung selbst herausgab, oder als Frucht der Vorlesungen im nachhinein edierte. Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten, 465.

³⁴⁵ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 29. Siehe auch Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten, 467.

³⁴⁶ Einen Vorgeschmack hatten viele von ihnen schon in den Lateinschulen, wie ja auch die von St. Stephan gewesen ist, erfahren.

³⁴⁷ Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten, 467.

³⁴⁸ Petrus Lombardus (1095/1100 – 1160) studierte in Novara, Lucca und Reims. 1134 kam er nach Paris und wurde dort Lehrer an der Kathedralschule von Notre-Dame zusammen mit Petrus Abaelard und Gilbert von Poitiers. Zwischen 1147 und 1156 hat er die Priesterweihe bekommen. An seinem Lebensende, 1159 wurde er zum Bischof von Paris gewählt. Petrus Lombardus erklärte die Heilige Schrift entsprechend den überlieferten Glossen. Er diskutierte die aus dem Text resultierenden Fragen und sammelte diese in den 4 Sentenzenbüchern. Als Magister und Bischof hat er auch viel gepredigt. Die Psalmenerklärung, die er aus vor 1148 für den eigenen Gebrauch in der Schule verfasste, veröffentlichte er gegen Ende seines Lehramtes. Die Auslegung der Paulusbriefe ist in zweifacher Redaktion überliefert. Die Sentenzen, die er zwischen 1150 und 1158 abgefasst hatte, ergänzte er seinem Unterricht zugrunde. Seine Schüler, allen voran Petrus Comestor hielten an der Lesung und Erklärung der Sentenzen fest und verteidigten sie gegen andere Gelehrten. So entstanden in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wie die des Petrus von Poitiers Glosse und die großen Glossenwerke Alexanders von Hales. L. Hödl, „Petrus Lombardus“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 7, (1995) 1977-1978.

frühen 13. Jahrhunderts zusammengetragen, oder haben sich bestimmte Kommentare als maßgeblich durchgesetzt - wie etwa das Werk von Averroes.³⁴⁹

Meiner Meinung nach durfte aber jede mittelalterliche Universität und vor allem jeder maßgebliche „Lehrer“ auch irgendwelche „eigenen“ Werke gehabt haben, die sie stärker forcierte als alle anderen – sozusagen eigene Spezialitäten – und so auch die Wiener Universität. Über welche Werke genau man hier lehrte, möchte ich in den folgenden paar Absätzen erklären³⁵⁰.

Nach der Aussage der allerdings unvollständigen Vorlesungsverzeichnisse in den Fakultätsakten sind die Vorlesungen über die Grammatiker Donat und Priscian kaum an der Universität gehalten worden, mehrfach dagegen über die der hochmittelalterlichen Grammatiker Alexanders von Ville-Dieu und Eberhards von Béthune³⁵¹, das *Doctrinale* (beide Teile) und den Grecismus, denn diese gehört zu haben wurde von den Kandidaten auf den Titel des Bakkalarius verlangt³⁵². Wem das schon zu viel war, musste Privatunterricht nehmen, wie er nicht zuletzt von lateinkundigen Scholaren an den Bursen erteilt wurde. Verschiedene ältere und neuere grammatische Schriften lassen sich auch als Besitz von Mitgliedern der damaligen Artistenfakultät nachweisen, kaum jedoch Musterautoren, an denen man ehemals den lateinischen Stil zu schulen pflegte. Diese blieben nicht nur den Lateinschulen vorbehalten, sondern wichen auch dort schon länger immer mehr einem formalen Sprachunterricht nach den Regeln reiner Logik. Dementsprechend gering war auch das Interesse an der Rhetorik, obwohl Politik, Verwaltung und Rechtspflege im Schriftverkehr auf sie angewiesen blieben³⁵³.

³⁴⁹ Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten, 462. Averroes bzw. Abū l-Walid Muhammad ibn Ahmad ibn Muhammad ibn Rusd; (1126 - 1192) auch Averroes oder Averrhoës oder Ibn Ruschd) war ein spanisch-arabischer Philosoph und Arzt (Hofarzt der almohadischen Dynastie von Marokko). Averroes verfasste eine Art medizinische Enzyklopädie und fast zu jedem Werk des Aristoteles einen Kommentar. In der christlichen Scholastik des Mittelalters, auf die er großen Einfluss ausübte, wurde er deshalb als "der Kommentator" bezeichnet. Averroes sah in der Logik die einzige Möglichkeit des Menschen glücklich zu werden. Die Logik bot für ihn die Möglichkeit, aus den Daten der Sinne zur Erkenntnis der Wahrheit zu kommen. Die Logik, das Gesetz des Denkens und der Wahrheit. Von orthodoxen Muslimen werden seine Werke bis heute strikt abgelehnt. G. C. Anawati, „Averroes“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 1 (1983), 1291-1292.

³⁵⁰ Siehe auch Christoph Flüeler, Ethica in Wien um 1438. In: Knapp, Schriften im Umkreis mitteleuropäischer Universitäten um 1400, 92-138.

³⁵¹ Eberhard von Béthune (gest. ca. 1212) war ein flämischer Philologe des frühen 13. Jahrhunderts, der eine Grammatik in metrischer Form, später genannt *Graecismus* verfasste. Es war so populär, dass es aus den Schülen selbst die Werke von Priscian verdrängte. Der Name des Buches wurde von einem ihrer Teile über die griechische Sprache abgeleitet. Gegen die Waldenser hat er die Schrift *Antihæresis* verfasst. U. Kindermann, „Eberhard von Béthune“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 3 (1986), 1523.

³⁵² Uiblein, Die Artistenfakultät im Mittelalter, 72.

³⁵³ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 29. In den Fakultätsstatuten wird nur ein namenloses Buch in *rhetorica* als zu absolvierender Lehrstoff vorgeschrieben. Verzeichnet findet man in ihnen laut Knapp allerdings noch Vorlesungen, obwohl wenige, über die *Poetria nova* Galfreds von Vinsauf und über eine *Summa Iovis*. Vier

Das Schwergewicht der artistischen Ausbildung lag eindeutig auf dem Feld der Logik bzw. der Dialektik. Die Fakultätsstatuten schreiben, dass der Aspirant auf den Titel des Bakkalarius folgendes zu hören hat: *Summulas Petri Hyspani, Suppositiones, Ampliationes et Appelationes, Obligationes, Insolubilia, Consequentias, Veterem artem*³⁵⁴, *Priorum, Posteriorum, Elencorum*. Der Aspirant auf ein Lizentiat musste überdies noch *sex libros Ethicorum, Methaphysicam et Topicorum* absolvieren. Bei den aristotelischen Schriften handelte es sich um die *Categoriae vel Preadicamenta* und *De interpretatione*, welche zusammen mit der Einführung des Porphyrios in der Übersetzung des Boethius unter dem Titel *ars vetus* oder *logica vetus* liefen, und um die anderen erst seit dem 12. Jahrhundert ins lateinische übersetzte Teile des Organon, *Analytica priora*, *Analytica posteriora*, *Topica* und *Sophistici elenchi*, sowie sechs Bücher der „Ethik“ und die „Metaphysik“, die natürlich auch für die Theologie eine große Rolle spielten. Zur Vorbereitung auf das aristotelische *Organon* griff man vor allem nach dem namentlich genannten Handbuch und den kleineren logischen Traktaten des Petrus Hispanus³⁵⁵, des aus Lissabon stammenden berühmten Philosophen, Mediziners und späteren Papstes Johannes XXI., wo die in den Statuten genannten logischen Grundbegriffe und Operationen, traditionelle und mittelalterliche, erklärt wurden, insbesondere die verschiedenen objekt- und metasprachlichen semantischen Bezüge in Sätzen, die Erweiterungen, Benennungen, Disputationsregeln, Paradoxe und die notwendigen Wahrheitsbezüge aufeinanderfolgenden Teilaussagen. Für die Konsequenzlehre verwendete man nach den Aufzeichnungen in den Vorlesungsverzeichnissen eine Schrift des Marsilius von Inghen, des aus Paris kommenden Mitbegründers der Universität Heidelberg³⁵⁶, für die Disputationen und Paradoxe einen Traktat Johanns von Holland.³⁵⁷ Am einflussreichsten war

Münchener Handschriften überliefern uns weiter die *Correctoria*, zusammengestellt und diktiert *in studio Wyenne* von einem Studenten namens Johannes und abgeschrieben von einem Petrus im Jahre 1404 (CIm 5667), einen *Tractatus rhetorice*, gelesen und vorgetragen in Wien im Jahr 1427 von Andreas Sandperg (CIm 11799), eine anonyme, vermutlich auswärtige, aber in Wien 1431 kopierte *Rhetorica* (clm 14662) und einen *Tractatulus de usu et modo dictandi* (clm 5963) von Jodocus Weiler von Heilbronn (1457).

³⁵⁴ Welche später auch Nikolaus von Dinkelsbühl gelesen hat. Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 10.

³⁵⁵ Johannes XXI., eigentlich Petrus Juliani oder Petrus Hispanus oder Pedro Julião (1210 - 1277) war Papst vom 8.9.1276 bis zu seinem Tod. Petrus Hispanus studierte in Salerno und Paris, lehrte in Siena (1242-1252). Später wurde er zum Archidiakon von Vermuy und Erzbischof von Braga. Das wirkmächtigste seiner Werke sind *Summulae logicales* und ein Traktat *De anima*. B. Roberg, „Johannes XXV.“ In: Lexikon des Mittelalters, Band 5 (1990), 544.

³⁵⁶ Marsilius von Inghen (um 1335/1340 - 1396) studierte in Paris wahrscheinlich unter Johannes Buridanus. Dort vertrat er mehrfach das Amt des Prokurators der englischen Nation (1373-1375) und des Rektors (1367, 1371). Er war ebenfalls Abgesandter der Universität von Paris an der päpstlichen Kurie in Avignon (1369) und Rom (1377/1378). Als Anhänger der römischen Obödienz im Schisma konnte er nicht ins „clementinische“ Paris zurückkehren. Statt nach Paris ging er also nach Heidelberg, wo er zum angesehenen Lehrer wurde. Er wurde dort insgesamt 9 Mal zum Rektor gewählt. Jürgen Miethke, Marsilius von Inghen. In: Lexikon des Mittelalters, Band 6 (1993), 331,332.

³⁵⁷ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 30.

aber neben Petrus Hispanus das logische Schrifttum des Pariser Philosophen Johannes Buridanus³⁵⁸. Aus dem noch nachweisbaren ehemaligen Bestand der *codices universitatis* lässt sich für die Logik wie für andere kein auch nur einigermaßen vollständiges Bild gewinnen, jedoch immerhin auf die Verwendung weiterer dialektischer Schriften, insbesondere von in Wien tätigen Meistern, schließen.

Was nun die Wissenschaften des Quadriviums betrifft, so nennen die Fakultätsstatuten *Physicorum, De anima, Spheram, Algarismum, primum librum Euclidis, aut alios libros equivalentes*, im vierzehnten Titel als Lehrstoff der Kandidaten auf eine Lizenz; dann *De celo et mundo, De generatione et corruptione, Meteora, Parva naturalia communiter legi consueta*³⁵⁹ laut Knapp kleine naturkundliche Schriften, die gewöhnlich gemeinsam gelesen werden), *Theoricis planetarum, Quinque libros Euclidis, Prespectivam communem, aliquem tractatum de proportionibus et aliquem de latitudinibus formarum, aliquem librum de musica et aliquem de arithmetica*, anschließend dann die schon genannten „trivialen“ aristotelischen Schriften zur Ethik, Metaphysik und Topik. Den Grundstock der Naturwissenschaft bildeten also gleichfalls echte und unechte aristotelische Werke, die „Physik“ in acht Büchern, „Über die Seele“, „Über den Himmel“, „Über die Welt“, „Über Entstehen und Vergehen“, die „Himmelserscheinungen“ (*Meteora*) sowie die kleinen Schriften über „Schlafen und Wachen“, „Über die Wahrnehmung“ und andere.

Darüber sind regelmäßig Vorlesungen gehalten worden, seltener dagegen über Arithmetik, dies insbesondere anhand des so genannten Algorismus oder Algorithmus³⁶⁰ von Johannes de Sacro Bosco³⁶¹, von dem auch die astronomische Schrift *De Sphaera* stammte. Außerdem lag den Vorlesungen über die Astronomie auch die „Planetenlehre“ Gerhards von Cremona³⁶² zugrunde. In der Geometrie konnte man sich auf die bis heute verwendete, aber in

³⁵⁸ Johannes Buridanus (1305-1359) war Lehrer an der Artistenakultät in Paris. Im Jahre 1340 wurde er zum Rektor gewählt. Wahrscheinlich reiste er 2 Mal an die Kurie in Avignon. Er war der bedeutendste unter Ockhams unmittelbaren Schülern. Buridanus beschäftigte sich mit theologischen Themen. Sein Interesse galt logischen, ethischen, psychologischen, metaphysischen und physikalischen Fragen. Außerdem legte er die Schriften des Aristoteles aus. Neben dem ethischen Problem der Willensfreiheit beschäftigten ihn vor allem Fragen der Konsequenzbildung. Sein berühmtestes Werk sind sicher die *Summulae oder Compendium logicae*. G. Krieger, „Johannes Buridanus“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 5, (1990) 558, 559.

³⁵⁹ Laut Knapp kleine naturkundliche Schriften, die gewöhnlich gemeinsam gelesen werden. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 30.

³⁶⁰ Rechenkunst mit indischen Zahlen, benannt nach dem muslimischen Gelehrten al-Hwarizmi um 820.

³⁶¹ Johannes de Sacro Bosco bzw. John of Holywood (um 1195 - 1256) lehrte an der Universität von Paris, kam aber höchstwahrscheinlich aus England. Um 1230 veröffentlichte er sein berühmtestes Werk *Tractatus de Sphaera*. In diesem Buch diskutierte Sacrobosco den Platz der Erde im Universum. Sacrobosco war einer der ersten, der die arabischen Ziffern benutzte. Er verfasste vier Lehrschriften zum Quadrivium des Algorismus. F. Krafft, „Johannes de Sacrobosco“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 5 (1990) 598-599.

³⁶² Über den Lebenslauf des Gerhard von Cremona (1114 -1187) ist wenig bekannt; wir wissen aber dennoch, dass er über 80 philosophische und naturwissenschaftliche Werke aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt hat. Zu diesen Werken gehören unter Anderem: medizinische Schriften, darunter einige Werke Galens und

Wien offenbar nur in unvollständiger lateinischer Form vorhandene antike Schrift des Euklid von Alexandrien stützen und auf den Traktat von Thomas Bradwardine³⁶³ auf den Abschnitt über die geometrische Darstellung (*formae*) der Ausdehnungen (*latitudines*) von zurückgelegten Strecken bei Bewegungen aus einem größeren Traktat des französischen Gelehrten Nikolaus von Oresme³⁶⁴ einem der bedeutendsten naturwissenschaftlichen Denker des Mittelalters, und auf die allgemeine Perspektive, die geometrische Optik des sonst nur als Theologe und lateinischer Poet berühmt gewordenen englischen Magisters Johannes Peckham.³⁶⁵ Das in den Statuten vorgeschriebene, aber nicht bestimmte musikologische Buch dürfte nach der Bezeichnung des Kollegs in den Vorlesungsverzeichnissen als *Musica Muris* die *Musica speculativa secundum Boethium*, eine mathematisch interpretierende Zusammenfassung des Musiktraktats des Boethius von dem französischen Naturwissenschaftler Johannes de Muris³⁶⁶ gewesen sein.³⁶⁷

Im Spätmittelalter machte sich langsam das Heraufkommen des neuzeitlichen Denkens auch in den Naturwissenschaften bemerkbar. Es dauerte freilich einige Jahrzehnte, bis die Wiener Universität die modernen Impulse so weit aufgenommen hat, um selbst neue geben zu können. Unter die berühmtesten Naturwissenschaftler des 15. Jahrhunderts kann man gewiss

Avicennas Kanon der Medizin, mathematische und optische Schriften, Euklids Elemente und das Lehrbuch zur Algebra von al-Chwarizmi mit eingeschlossen; Texte zur Logik und Naturphilosophie, dazu zählen einschließlich Aristoteles dessen Physik und Meteorologie; astronomische Werke (auch Almagest von Ptolemäus) die von Al-Zarquali berechneten Toledaner Tafeln und das *Islah al-Magisti* ("Korrektur des Almagest") von Gabir ibn Aflah. E. Meyer, „Gerhard von Cremona“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 4 (1989), 1317, 1318.

³⁶³ Thomas Bradwardine (1300-1349), studierte in Oxford, wo er auch zum Magister der Theologie und Lehrer wurde. Außer der Theologie beschäftigte er sich auch mit der Mathematik. Er war ebenfalls ein begabter Logiker, dessen Theorien über die *insolubles* einen großen Einfluss auf die Arbeit von Johannes Buridanus gehabt haben sollten. Während seines Wirkens in Oxford wurde er zum Rektor gewählt. Einige Zeit vertrat er auch das Amt des Kanzlers der Diözese von London und des eines Dekans bei St. Pauls. Eine zeitlang diente er ebenfalls als Kaplan von Edward III. 1347 wurde er Erzdiakon von Lincoln. Schließlich, bereits schon an seinem Lebensende, 1349, wurde er Erzbischof von Canterbury. James A. Weisheipl, „Thomas Bradwardine“. In: Dictionary of the Middle Ages, Band 2 (1983), 357-359.

³⁶⁴ Nikolaus von Oresme (1322-1382), stammte aus der Normandie und studierte als Stipendiat an der Collège de Navarre in Paris. Er war ein berühmter Übersetzer des Aristoteles. Pascale Bourgain/Menso Folkerts, „Oresme, Nicola“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 6 (1993), 1447-1449.

³⁶⁵ Johannes Peckham (oder Pecham) (um 1220-1292) war ein englischer Theologe. Er studierte an der Pariser Sorbonne und trat um 1250 in den Franziskanerorden ein. 1275 wurde er Ordensprovinzial in England und vier Jahre später als Nachfolger von Robert Kilwardby zum Erzbischof von Canterbury ernannt und zum englischen Primas gewählt. Kathleen Greenfield, „Peckham, John“. In: Dictionary of the Middle Ages, Band 9 (1987) 482.

³⁶⁶ Johannes de Muris bzw. Jehan de Murs (1300-1350) war ein französischer Mathematiker, Astronom, Musiker und Kalenderreformer. De Muris lehrte ab 1321 an der Sorbonne. Er wurde dabei zu einem der einflussreichsten Musiktheoretiker der *ars nova*. Seine wichtigsten Werke waren die mathematische Schrift *Quadripartitum numerorum* von 1343 und eine Schrift über die Kalenderreform von 1317. Hinzu kamen auch seine Schriften über die Musik; die *Musica practica* und die *Musica speculativa*. Horst Leuchtman, „Johannes de Muris“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 5, (1990), 591.

³⁶⁷ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 31.

sowohl Johannes von Gmunden³⁶⁸, als auch Georg Aunpeck von Peuerbach³⁶⁹ und Johannes Regiomontanus³⁷⁰ einordnen³⁷¹.

Aus der alten Universitätsbibliothek sind überhaupt keine anderen Texte handschriftlich zahlreicher überliefert als, die der Physik und Metaphysik. Man hat sie den Theologen keineswegs zur Behandlung überlassen, sondern in der Artistenfakultät regelmäßig ein hohes Lehrdeputat darauf verwendet, das nur von dem übertroffen wurde, welches für die ethischen Bücher reserviert war (nach den Statuten der Artistenfakultät des Jahres 1449 hundertzwanzig Lektionen im Semester). Erstaunlich ist, dass die Moralphilosophie der Moralthologie doch wahrhaftig näher stand, als der Dialektik. In den betreffenden artistischen Kollegien wurden vor allem Ausschnitte aus den Ethiken des Aristoteles gelesen, in erster Linie die Nikomachisten, seltener die Eudemischen, aber auch römische Ethiker (unter Anderem Cicero) wurden einbezogen. Ein Autograph eines solchen Vorlesungsmanuskripts von 200 Blättern ist aus dem Jahr 1424 von der Hand Thomas Ebendorfers erhalten geblieben (Cod. Pal. Vind. 4952). Es umfasst allerdings nur den Kommentar zu den ersten fünf Büchern der (aus 10 Büchern bestehenden) „Nikomachischen Ethik“³⁷².

³⁶⁸ Johannes von Gmunden (um 1380 – 1442) Humanist, Mathematiker und Astronom und Lehrer. Er vermittelte den mitteleuropäischen Schulen die astronomischen und mathematischen Kenntnisse der Antike und der Araber. Wichtig waren vor allem seine astronomischen Tafeln und Berechnungen. Er gab den ersten gedruckten Kalender in deutscher Sprache heraus und war vermutlich Verfasser des ersten Wiener Stadtplans. J. D. North, „Johannes von Gmunden“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 5 (1990) 598-599.

³⁶⁹ Georg Aunpeck von Peuerbach (1423-1461) studierte in Wien. Er unterbrach sein Studium und ging nach Italien. Hier lernte er Nikolaus von Kues, Kardinal Bessarion und Paolo Bosco Toscanelli kennen. Er wurde berühmt für Observationen von Planeten und Kometen und der Stellung ihrer exakten Ortsbestimmung. 1453 *magister artium* wurde er im demselben Jahr vom böhmischen und ungarischen König Ladislaus als Hofastrologe angestellt. Später wurde er auch zum Hofastrologen Friedrichs III. Als einer der ersten Wiener Universitätslehrer hielt er Vorlesungen über die antiken Klassiker wie Vergil, Horaz und Juvenal. Zu seinen wichtigsten Werken zählen *Theorie novae planetarum* (über die er sogar auch an der Bürgerschule von St. Stephan vortrug), *Epitoma in Almagestum*, Gutachten über dem Halleyschen Kometen und *Positio give determinatio* Helmut Grössing, „Peuerbach, Georg Aunpeck“. In: Verfasserlexikon, Band 7 (1989) 528-534. Siehe auch: Helmut Grössing, *Der die Sterne liebte: Georg von Peuerbach und seine Zeit* (Wien 2002).

³⁷⁰ Johannes Regiomontanus, eigentlich Müller (sein „Pseudonym“ Regiomontanus leitete er von seinem Geburtsort Königsberg – „Monte Regio“ ab) studierte zuerst an der Universität Leipzig und später an der Universität Wien. Als großer Freund von Peuerbach arbeitete er weiter an seinem Werk „*Almagesta*“. 1461 ging er nach Italien und wurde zum Sekretär von Kardinal Bessarion. 1467 zog er wiederum nach Pressburg, wirkte dort an der neu gegründeten Academia Istropolitana und trat in die Dienste von Matthias Corvinus. 1471 mitbegründete er eine Druckerei in Nürnberg. 1475 wurde er nach Rom von Papst Sixtus IV. wegen der Kalenderreform berufen. seine wichtigsten Werke sind: *De quadratura circuli secundum*, *Tabula primi nobilis*, *De triangulis* und *De cometa*. Helmut Grössing, „Regiomontanus (de Montereio, von Königsberg, Müller) Johannes“. In: Verfasserlexikon, Band 7 (1989) 1124-1131. Siehe auch Schmeidler, „Regiomontanus, Johannes“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 7 (1995) 580-581.

³⁷¹ Ebd. siehe auch Uiblein, *Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert*, 30.

³⁷² Ebd., 32.

Inhalt der Vorlesungen (der *lectiones*) waren also Lektüre des autoritativen Textes und seine kommentierende Auslegung. Die glossierende Kommentierung konnte am Rande des Textes festgehalten werden. Die Autoren, die ihren bestimmten Wert haben, hatten *auctoritas*, ihre Schriften galten als authentisch. Ihnen standen die Leser, die Lehrer gegenüber, welche die Sentenzen der Autoren auslegten und erläuterten.

Lehren hieß im Mittelalter also lesen und kommentieren. Nur der jeweilige Text stand im Vordergrund. Er wurde an die Stelle des Gegenstandes gesetzt. Laut Engelbrecht war der Gegenstand des Wissens nicht der Mensch, sondern das, was in den bestimmten Texten über Mensch und Welt geschrieben stand. Allerdings hatten manche, wie etwa auch Konrad von Megenberg die gelegten Bahnen durchbrochen, indem sie in ihre Werke ihre eigenen Gedanken und Meinungen, die nicht von den Kirchenlehrern sondern durch empirische Erkenntnisse gewonnen wurden, geäußert – wie etwa bei der Beschreibung der Pflege des Kindes.³⁷³ Solche Menschen wurden dann selbst zu Autoritäten.

Die Universitäten feilten die Technik des Lesens besonders aus. Man erklärte die Bedeutung der einzelnen Ausdrücke (*litterae*), man erläuterte die Bedeutung der verschiedenen Elemente der Rede. Mit einer sich immer verfeinernden Interpretationssonde drangen die Scholastiker in stark festgelegten Schritten (*historia, allegoria, tropologia, anagoge*) durch die Oberfläche und waren dazu imstande, die verborgensten Werte der Texte ans Licht zu fördern³⁷⁴.

Die wissenschaftliche Produktion der Lehrer bestand deshalb aus Lesarten oder Kommentaren, im Unterricht ging es ihnen um die Aneignung von Techniken, erfunden, um die Texte zu verstehen, die zweifelhaften Stellen bei der Lektüre zu klären und die Streitfragen zu beseitigen, die sich aus einander widersprechenden, aber möglichen Meinungen ergaben³⁷⁵.

Während die Vorlesungen am frühen Morgen – die erste Vorlesung begann im Sommer bereits um sechs Uhr – oder am Vormittag stattzufinden hatten, wurden täglich um Mittag oder später *exercitia* oder *repetitiones* gehalten. Sie dienten der Wiederholung, Vertiefung und wohl auch dem buchstäblichen Pauken des Gehörten³⁷⁶. Die Bakkalare, die in etwa die Funktionen der heutigen Assistenten zu erfüllen hatten, hatten sich darum zu bemühen. Bei diesen Übungen konnte man in Wechselrede, Frage, Einwurf und Antwort

³⁷³ Klaus Arnold, Kind und Gesellschaft im Mittelalter und der Renaissance, 136 f. Siehe auch, Konrad von Megenberg, Ökonomik (Hg.: Sabine Krüger, Monumenta Germaniae Historica III/5/1, Stuttgart 1973) 78 ff.

³⁷⁴ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 210.

³⁷⁵ Ebd., 210.

³⁷⁶ Siehe auch Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 32.

bereits die nötige Gewandtheit für die Disputation zu erwerben. In dieser gipfelte das scholastische Lehrsystem.³⁷⁷

Während der *lectiones* wurden jedoch nicht nur Texte kommentiert, sondern auch die bereits bei Nikolaus von Dinkelsbühl erwähnten *quaestiones* erörtert und Probleme festgestellt, die schließlich zu einer Disputation führten. Zum Argument trat das Gegenargument, die Bakkalaren trugen eingeübte, oft kontradiktorische Einwendungen und längere Beweisführungen vor. Es war keine richtige, sondern eher eine scheinbare Debatte. Eine solche scholastische Disputation darf man sich nicht etwa als eine improvisierte Redeschlacht mit all ihren überraschenden Wendungen und Zwischenfällen vorstellen, denn alles war bis ins Detail genau geregelt und mit verteilten Rollen vorbereitet worden. Der Sinn dieses Redetourniers lag in der intellektuellen Ausbildung der Studenten: Übung in der Präsenz des Wissens und der schlagfertigen Argumentation.³⁷⁸ Im Idealfall sollte die Argumentation belegen, wie belesen man war – also wenn man zu zitieren wusste, um die eigene Meinung zu untermauern.

Solche *disputationes* wurden unter der Leitung eines Magisters geführt und alle Studenten, die einen akademischen Grad erwerben wollten, mussten daran aktiv teilnehmen³⁷⁹.

Den Höhenpunkt des Lehrbetriebs sollte die einmal im Studienjahr stattfindende *disputatio de quodlibet* bilden, die Disputation über eine beliebige, von einem der Teilnehmer, meistens einem Bakkalarius aufgeworfene Streitfrage.³⁸⁰ Eine besonders feierliche Quodlibetdisputation fand im November 1445 bei der Anwesenheit von König Friedrichs III. und seinem Hof statt, wobei auch dem Kanzleibeamten und *poeta laureatus* Enea Silvio Picocolomini Fragen vorgelegt und beantwortet wurden³⁸¹.

Trotz des streng vorgeschriebenen Lehrstoff ja geradezu streng vorgeschriebenen Weise, wie dieser einzueignen sei und wie man mit ihm umgehen und argumentieren darf, darf man sich das scholastische Lehren und Lernen nicht allzu schematisch und gleichmäßig vorstellen. Die verschieden große Anziehungskraft der Dozenten (wie auch etwa des Heinrich

³⁷⁷ Ebd., 210.

³⁷⁸ Ebd., 210.

³⁷⁹ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 32.

³⁸⁰ Ebd., 32.

³⁸¹ Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 30. Piccolomini baute in seine *Historia Australis* auch eine kurze Schilderung der Wiener Universität ein, wobei dieser nach Uiblein die übermäßige Behandlung der Dialektik und das fast völlige Fehlen der Rhetorik und Poesie bemängelte.

von Langenstein und auch des Nikolaus von Dinkelsbühl) beweist, dass für die freie Entfaltung der Lehrerpersönlichkeit noch genügend Spielraum übrig geblieben war - trotz des offensichtlichen Drilles der Disputation ist ihr pädagogischer Wert unverkennbar. Man wollte sie daher auch dann nicht aufgeben, als sie sich immer mehr veräußerlichte³⁸².

Nach einem mindestens zweijährigen Studium an der Artistenfakultät und dem Nachweis der absolvierten Vorlesungen, konnte der Student eine Abschlussprüfung vor vier Magistern (aus den vier Nationen) ablegen und den Grad eines *baccalarius* bzw. *baccalaureus* erwerben. Aber erst nach der feierlichen Promotion und einer öffentlichen Probevorlesung mit anschließender Disputation durfte (und musste) er an der Fakultät auch lesen, d. h. die Vorlesungen der Magister ergänzen, Übungen und Disputationen abhalten. Schlicht und einfach das Training der Studierenden übernehmen. Solche, denen es gelungen ist (wie erwähnt war es ein ziemlich geringer Prozentsatz aller Studenten) hatten mindestens ein Jahr lang neben ihrer Lehrtätigkeit weiter zu studieren und sich dann, aber erst nach der Vollendung des 21. Lebensjahres, einer weiteren Prüfung in Anwesenheit des Kanzlers, des Propstes des Allerheiligenkapitels, zu unterziehen, um die Lizenz und somit auch die Lehrbefugnis zu erhalten. Damit man einen Magistergrad erhielt brauchte man keine weitere Prüfung zu absolvieren. Es war jedoch eine feierliche Promotion in der Stephanskirche erforderlich, die die Lizenzverleihung nicht nur an Würde, sondern auch an Kosten weit übertraf und so auch die finanziellen Möglichkeiten vieler Promovierenden überstieg.³⁸³

Der Lizentiat war – mit oder ohne Magistertitel – zu einer zweijährigen Lehrtätigkeit verpflichtet, während der er sich nicht selten an einer der drei höheren Fakultäten einschrieb. Wenn er in seinem Studium erfolgreich war, konnte er auch hier den Titel des Bakkalars und die Lizenz erlangen. Einen höheren Grad als den Magistergrad hatten auch diese Fakultäten nicht zu vergeben. Dennoch lautete hier der Titel manchmal *doctor*. Außer der unteren Grenze unterlag die Studiendauer keiner Normierung. Nikolaus von Dinkelsbühl zum Beispiel begann sein Studium an der Wiener Artistenfakultät im Jahr 1385 und beendete es mit einem Magistergrad im Jahr 1389³⁸⁴. Bei seinem Schüler, Thomas Ebendorfer hat es jedoch 2 Jahre mehr gedauert³⁸⁵.

Die Kürze des Studiums an der artistischen Fakultät erklärt sich wohl dadurch, dass das Lehrgut übersichtlich und genau bestimmt vorlag und im Ganzen auch nicht übermäßig

³⁸² Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 211.

³⁸³ Ebd., 32.

³⁸⁴ Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 9.

³⁸⁵ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 212.

hoch bemessen war. Bei Prüfungen durften die Magister nur die wesentlichsten Punkte aus den vorgeschriebenen Büchern – weder zu nachsichtig noch zu streng – abfragen. Außerdem wurde den Studenten der Tag randvoll gefüllt, sie hatten ziemlich viel zu pauken. Und schließlich wurde nur eine der *septem artes liberales* mit vollem Ernst gepflegt: die Dialektik³⁸⁶.

Die mechanische Aneignung von Wissen war auch für das Studium an anderen Fakultäten typisch.

b) Studium an der medizinischen Fakultät

Das Studium der Medizin setzte die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Artisten voraus. Ob dafür auch ein Magistergrad erforderlich war, ist unklar; Knapp meint, dass man ihn für das Studium an der medizinischen Fakultät nicht brauchte³⁸⁷, Hovorka meint aber genau das Gegenteil³⁸⁸. Uiblein äußert sich hierzu nicht, er meint lediglich, dass das Studium meistens Artistenmagister aufnahmen³⁸⁹.

Das medizinische Studium machte mit den berühmtesten arabischen Autoritäten der Arzneykunde bekannt, um schließlich zu den Werken der griechischen Ärzte Hippokrates und Galenos, aus denen schon die Araber geschöpft hatten, zu gelangen – und im wesentlichen auch mit deren Kenntnissen stehenzubleiben. Als Lehrstoff für die Kandidaten auf den *baccalaureus* waren die Werke von Johannitius³⁹⁰, Rhazes³⁹¹ und Avicenna³⁹²

³⁸⁶ Ebd., 211.

³⁸⁷ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 32.

³⁸⁸ Hovorka, Die Wiener als Studenten an der Wiener Universität im Spätmittelalter (1365-1518), 54.

³⁸⁹ Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 31.

³⁹⁰ Johannitius bzw. Hunain ben Ishaq al-Ibadi (802-873) war ein arabischer Gelehrter, der durch seine Übersetzungen von Platon, Aristoteles, Galen, Hippokrates und den Neuplatonikern, die Werke dieser antiken Philosophen den arabischen Philosophen und Wissenschaftlern zugänglich machte. Außerdem schrieb er auch einen Traktat über Augenheilkunde, Schriften zur Dialektik, über Heilmittel und (vor allem) eine Einleitung in die Medizin (*Isagoge ad Tegni Galeni*) M. v. Esbroeck und H Schipperges, „Johannitius“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 5, (1990), 616.

³⁹¹ Rhazes (um 865-925) bzw. Abu Bakr Muhammad b. Zakaryia ar-Razi studierte Musik, Chemie und Musik. Seine Bildung erlangte er in Bagdad. Er leitete ein Spital in Raiy. Außer den Exzerpten über Psychologie, Pathologie und Therapie schrieb er ein umfangreiches Buch, genannt Kitah al-Mansuri bzw. ein „Buch der Zusammenfassung der Medizin“. In zehn Teilen wurde dort die Theorie und Praxis der griechischen, syrischen und arabischen Heilkunde beschrieben. Rhazes widmete sein größtes Werk dem Samanidenherrscher Abu Salih Mansur b- Ishaq. Außerdem verfasste er ein Traktat über Pocken und Masern und ein Buch über die Alchymie genannt „Geistliche Physik des Rhazes“. Während des 12. Jahrhunderts wurden seine Werke ins Lateinische übertragen. H. Schipperges, „Rhazes“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 7 (1995) 780-782.

³⁹² Abū Alī al-Husayn ibn Abd Allāh ibn Sīnā bzw. Avicenna (980 - 1037) war ein persischer Arzt, Physiker, Philosoph, Mathematiker und Musiktheoretiker – in alles und allem ein universaler Gelehrter. Man zählte ihn zu den berühmtesten Persönlichkeiten seiner Zeit. In den mehr als 100 Schriften behandelte er in arabischer und persischer Sprache die gesamten Wissenschaften des griechischen von den Arabern seit dem 8. Jahrhundert überlieferten Erbes in Form von Handbüchern, Abhandlungen, Episteln und Kontroversen sowie in enzyklopädischer Systematik (vor allem im Buch der Heilung). Avicennas Philosophie begründet sich auf der neuplatonischen Aristoteleserklärung nach der Lehrüberlieferung der Schulen von Athen und Aleandria und

vorgeschrieben, für die Kandidaten aufs Lizentiat die Aphorismen des Hippokrates (5. Jahrhundert v. Chr.) und die *Ars medicina* (*Téchne iatriké*) von Galen (129-199 n. Chr.). Knapp meint, dass vor dem Erlassen der Fakultätsstatuten im Jahr 1389 in Wien bisher kein Medizinstudent in Wien nachgewiesen werden konnte. Laut Uiblein finden wir in der Matrikel der Universität Wien den ersten Mediziner aber bereits 1377³⁹³.

Den ersten Lehrkörper bildeten die Autoren der Statuten: Hermann Lelle von Treysa in Hessen, Hermann Lurcz von Nürnberg, Johannes Petri Gallici de Wratislavia und Konrad Schiverstadt aus Darmstadt. Als der bedeutendste, zu den Anfängen der Universität an der medizinischen Fakultät wirkende *doctor*, kann wohl der in Padua promovierte Galeazzo di Santa Sofia bezeichnet werden, der 1394 bis 1405 in Wien lehrte und herzoglicher Leibarzt war³⁹⁴.

c) Studium an der juristischen Fakultät

Der Lehrkörper der Jurisprudenz war sogar noch schmaler als der der Medizin – die Anzahl der Studierenden war dafür ziemlich groß. Laut Uiblein hören wir bereits im Jahre 1366 von juridischen Vorlesungen bei St. Stephan³⁹⁵. Den formalen Anspruch der Fakultätsstatuten, an einem Kollegium von Doktoren des kanonischen und bürgerlichen Rechts festzuhalten und keine reinen Kanonisten auszubilden, konnte die juristische Fakultät wegen Mangel an Lehrern des *ius civile* in der Praxis nicht einlösen. Der Prozentsatz der an der juristischen Fakultät studierenden Menschen war ziemlich gering. In der 1402 angelegten Fakultätsmatrikel wurden bis zum Jahre 1500 über 2000 Studenten eingetragen. Das heißt, dass nur 5-6% aller an der Wiener Universität in dieser Zeit Immatrikulierten sich auch an der

deren arabischen Fortsetzern. Als Arzt wurde Avicenna, der insgesamt 40 medizinische Werke geschrieben hat vor allem durch seinen „Kanon der Medizin“ berühmt. Wahrscheinlich wegen ihrer philosophisch begründeten straffen Zusammensetzung der Stoffe waren Avicennas Schriften durch das ganze Mittelalter hindurch sehr populär, sie beschlängigten aber auch laut Lauer einen zunehmenden Erstarrungsprozess in der Medizin. Seine Schriften über die Musik basieren vorwiegend auf arabisch-islamischen Philosophemen und auch auf griechischen Theoremen. Im Buch der Heilung behandelt er zum Beispiel unter Anderem auch den Klang, Intervall, Tongeschlecht und Tonart, Rhythmus und Komposition. G. Endreß/ H.H.Lauer/D.v. Huebner, „Avicenna“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 1 (1980), 1298-1300.

³⁹³ Ebd., 31.

³⁹⁴ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 31. Galeazzo di Santa Sofia entstammte einer berühmten Ärztefamilie aus Padua. Zu seinen berühmtesten Schriften gehören die *Simplicia* (die einfachen Arzneimittel) – dazu verfasste er auch im Februar 1404 die erste Lehr-Sektion im deutschsprachigen Raum. Außerdem schrieb er ein Fiebertraktat, Anweisung für Seekranke und eine Pestschrift, H. H. Lauer, „Galeazzo di Santa Sofia“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 6 (1989) 1082.

³⁹⁵ Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 31.

juridischen Fakultät immatrikulieren lassen haben. In der gleichen Zeit erfolgten in Wien etwa 120 Promotionen zum *doctor decretorum*³⁹⁶.

Vorlesungen und Vortragende hießen *lectiones* bzw. *lectores Decreti* (nach dem Decretum, dem Kompendium der kirchenrechtlichen synodalen Bestimmungen), *Decretalium*, *Sexti*, *Clementinarum*. Alle vier Gebiete musste der Prüfungskandidat nach vier Jahren beherrschen, um das Bakkalarat zu erlangen. Für das Lizentiat verlangte man insgesamt sieben Jahre Studium, von einem Artistenmagister weniger. Zur Aufbereitung des Stoffes zogen die Lehrer diverse Hilfsmittel, Glossen, Apparate und Kommentare heran, welche sie auch selbst bereicherten. Sie wurden auch immer wieder von geistlichen und weltlichen Auftraggebern als Gutachter herangezogen³⁹⁷.

Zu den ersten Lehrern gehörte Marquard von Randegg der seit 1382 in Wien weilte, 1385 schon *doctor decretorum* und 1398 Bischof von Minden und von Konstanz wurde, Heinrich Odendorf aus Köln Magister von der Sorbonne, *litenciat legum* von Orléans, *doctor utriusque juris* von Padua 1387, Johannes Reuter als Salzburg *doctor decretorum* von Bologna. 1401/1402 wurde auch Johannes Garsonibus aus Venedig nach Wien berufen, um der Universität einen neuen Auftrieb zu geben. Nur drei Jahre später kehrte er jedoch, mit dem Universitätsrotulus betraut, nach Wien zurück. Die Nachfolge des Italieners erhielt Kaspar Maiselstein, der schon als *baccalarius decretorum* 1399 auch Lector Sexti war. Einen umfangreichen Kommentar über das IV und V Buch der Decretalen, über die er zwischen 1439 und 1442 gelesen hatte, hat sich von Johannes Polzmacher aus Brünn erhalten.³⁹⁸

d) Studium an der theologischen Fakultät

Das angesehenste Studium war das an der theologischen Fakultät. Es setzte die Erlangung des artistischen Magistergrades voraus, wurde aber auch nicht selten von Juristen und Medizinern betrieben. Es bestand im Prinzip aus der Lektüre und Auslegung der Bibel (*sacra pagina* bzw. *heilige geschrift*) und den Sentenzen des Petrus Lombardus. Der nach mindestens sechs Jahren theologischen Studiums promovierte Bakkalar musste unter der

³⁹⁶ An der Universität von Heidelberg, die nur wenige Jahre nach der Universität Wien gegründet wurde, war es verhältnismäßig viel weniger. Bei 130 Inskriptionen jährlich promovierten in den ersten 50 Jahren des Bestehens insgesamt 63 Studenten zum Lizentiaten der Rechtswissenschaften, nur ein Drittel von diesen wiederum zum *doctor iuris*, (genau gesagt 21) bestenfalls also jedes zweite Jahr einer. Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten, 460.

³⁹⁷ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 34. Beat Immenhauser, Wiener Juristen. Zur Sozialgeschichte der Juristen an der Universität Wien von 1402-1519. In: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte 17 (1997) 61-102.

³⁹⁸ Von ihm ist auch ein Rechtsgutachten über Rentenverkauf erhalten. Seine reiche Bibliothek hat er dem Wiener Schottenkloster vermacht. Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 32.

Leitung eines Doktors der Theologie mindestens insgesamt drei Jahre lang zuerst über je ein Buch aus dem Alten und Neuen Testament als *cursor biblicus*, dann über die beiden ersten Bücher der *Sentenzen* des Petrus Lombardus als *cursor sententiaris* lesen, um als *baccalarius in theologia formatus* zu gelten. Nach weiteren drei Jahren des Studiums, des Disputierens und Predigens und nach Vollendung des *cursus sententiaris* mit dem vierten Buch der *Sentenzen* konnte er die Lizenz, durch den Kanzler der Universität, bzw. den Vizekanzler, der an dieser Fakultät immer Doktor der Theologie sein musste, erwerben.³⁹⁹ Danach konnte der Doktorgrad in den mit Disputationen und einer Ansprache zum Lob der Hl. Schrift verbundenen *actus* der *Vesperiae* und *Aula*⁴⁰⁰ erworben werden, worauf der neue Doktor am folgenden Tag mit der Vorlesung begann. Die Doktoren hielten umfassende, oft mehrere Jahre andauernde Vorlesungen über ein Buch der Bibel⁴⁰¹.

Von 1384 bis 1500 dürften etwa 110 Theologen in Wien zu Doktoren promoviert oder als solche rezipiert worden sein, darunter gegen 40 Regularen.

Die Studenten und Graduierten der Theologischen Fakultät hielten auch Predigten an den von der Universität begangenen Festtagen. Immer wieder wurde auf die Verpflichtung der Theologen hingewiesen, zu ganz bestimmten Festen in St. Stephan zu predigen. Der theologischen Fakultät war die Überwachung der Rechtgläubigkeit im Lande übertragen.

Zu den bedeutendsten Lehrern und Schriftstellern der Fakultät gehörten Heinrich von Langenstein, Heinrich Totting von Oyta, Konrad von Ebrach, Franz von Retz, Johann von Retz, Berthold Puchhauser, Nikolaus von Dinkelsbühl, Peter Czech von Pulkau, Johannes Nider und Thomas Ebendorfer⁴⁰².

Die Mitglieder der theologischen Fakultät befassten sich auch vielfach mit kirchenpolitischen Aufgaben, wie etwa der Beteiligung an Konzilen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Am Konzil von Pisa im Jahre 1409 vertrat die Wiener Universität der berühmte Dominikaner Franz von Retz und der Schulmeister von St. Stephan und Vizekanzler der Universität Peter Deckinger⁴⁰³.

³⁹⁹ Ebd. 35. Vgl. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, 286-302.

⁴⁰⁰ Diese meistens in St. Stephan.

⁴⁰¹ Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 33. Es ist zwar nicht mit Schicherheit zu sagen, aber Nikolaus von Dinkelsbühl hat höchstwahrscheinlich über das Matthäusevangelium vorgelesen – da er ja später auch das Kommentar zusammen mit den Quaestionen dazu herausgegeben hat. Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 18.

⁴⁰² Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 33.

⁴⁰³ Ebd., 34.

Zum Konzil von Konstanz entsandte die Universität den Theologen Peter Czech von Pulkau, der dort von 1414 bis 1418 weilte und den Kanonisten Kaspar Maiselstein, der bereits im April 1415 nach Wien zurückkehrte. Weitere fünf Lehrer gehörten der Gesandtschaft des Herzogs Albrecht V. an. Es handelte sich um den Kanonisten Henrich Fleckel aus Kitzbühel, Domdekan von Passau, Peter Deckinger und natürlich „unseren“ Nikolaus von Dinkelsbühl. Der bedeutendste Beitrag Peters von Pulkau zu den Arbeiten des Konzils war sein Gutachten gegen den Laienkelch (Mai 1415). Außerdem richtete er 1415-1418 aus Konstanz zahlreiche Briefe an die Universität, von denen 37 erhalten geblieben und eine wichtige Quelle zum Konzilsverlauf sind. Von Nikolaus von Dinkelsbühl ist nur ein Brief aus Konstanz von 1415 bekannt. Im Großen und Ganzen weilten fast 30 Graduierte der Wiener Universität in Konstanz, also mehr als von allen anderen deutschen Universitäten zusammen.

Auf dem Basler Konzil vertrat die Universität Wien seit 1432 Thomas Ebendorfer,⁴⁰⁴ jedoch wirkte dieser 1433-1436 vor allem als Konzilsgesandter an den Verhandlungen mit den Hussiten in Prag, Regensburg, Wien, Pressburg, Stuhlweissenburg und Iglau mit, worüber er ein ausführliches Tagebuch verfasste.⁴⁰⁵

Im Jahre 1436 wurde sogar die Wiener Universität von Vertretern des Basler Konzils visitiert und es wurden damals ihre Statuten, vor allem die Studienordnung der Theologischen Fakultät, reformiert. Auch wirkten mehrere Wiener Magister an der 1440 eröffneten Konzilsuniversität in Basel. 1447 hat jedoch die Wiener Universität die Partei des Konzils endgültig verlassen und Papst Nikolaus V. anerkannt⁴⁰⁶.

Akademisch erworbenes Wissen trug seinen Wert in sich. Und man musste dazu kein Magister werden, nicht einmal ein Bakkalar. Mit der bloßen Reproduktion von Wissen begnügten sich vollends diejenigen Studenten, die keine Promotion anstrebten oder erreichten, jedoch als „Studienabbrecher“ durchaus mit den erworbenen Kenntnissen als Schreiber, Verwalter, Kanzler, Rat, Notar, Richter, Anwalt, Arzt oder Priester unterkommen oder zumindest besser weiterkommen konnten. Und dies war bei weitem die Überzahl. Selbst solche Studenten, die nur ganz kurz an der Universität blieben, erwarben hier doch zumindest das Ausbildungsniveau, welches eine städtische Lateinschule vermitteln konnte. Aber sie konnten immerhin sagen, dass sie kein *studium particulare*, sondern ein *studium generale*

⁴⁰⁴ Ebd.

⁴⁰⁵ Ebd., 34.

⁴⁰⁶ Ebd., 34.

betrieben hatten, und gelangten damit auf ihre Weise zu höherem Ansehen, welches ja schon der Gründer der Universität für sein Territorium mit Recht erhofft hatte.⁴⁰⁷

Über solche Studiumabbrecher haben wir meistens keine weiteren Informationen – wir wissen nicht einmal wie lange der Studienaufenthalt jedes von ihnen gedauert hat. Die Wiener Matrikeln geben auch meist keinen Aufschluss darüber, an welcher Fakultät die Immatrikulierten ihr Studium aufnahmen, wie das zum Beispiel laut Uiblein in der Kölner Matrikel vermerkt wurde.⁴⁰⁸

Den Magistertitel erlangten meistens nur solche Studenten, die bereits vorher vorgehabt hatten, an der Universität als Lehrer zu bleiben, bzw. eine Karriere mit der Hilfe der an den höheren Fakultäten (der medizinischen, juristischen oder der theologischen) erlangten Kenntnissen einzuschlagen.⁴⁰⁹

Ob das Studium die Studenten im geistigen Sinne auch „befreite“ ist die Frage, die ich noch nicht beantworten kann. Zwar meinte Johannes von Salisbury als Zeuge der so genannten „Renaissance des 12. Jahrhunderts“ in seinem *Metaphysicon*, dass die im Trivium und Quadrivium beschlossenen *artes* deshalb als *liberales* bezeichnet wurden, „weil sie dem Menschen die *libertas* verschaffen, sorgenfrei der Weisheit zu leben, und weil sie sehr oft von jenen Sorgen befreien, die sich mit der Weisheit nicht vertragen; oft entheben sie uns auch der Lebensnotwendigkeit, so dass die Tätigkeit des Geistes hindernisloser den Aufstieg zur Philosophie beschreiten kann“, ob aber auch andere so dachten – und in unserem Falle meine ich die Wiener Studenten – gilt noch zu erforschen.

Die Studenten hatten wohl eher ziemlich wenig Freiraum für „Freies Denken“ gehabt. Die Mehrheit des Lehrstoffs war nämlich schon von Anfang an vorgeschrieben, so wie die Weise, wie man damit umgehen sollte. Wer aus den festgelegten Bahnen hinausgegangen ist, konnte sogar als Ketzer gelten – vor allem was die theologischen Fragen anbelangte. Die Meinungen der Kirchenväter durften nicht angezweifelt werden.

Es wäre möglich, dass Nikolaus von Dinkelsbühl deswegen so wenig von neuen Gedanken, wie Madre meint, entwickelt hat, weil er von der Schule und Ausbildung her es gewöhnt war, sich in bestimmten Grenzen zu halten⁴¹⁰. Und da er so viele Jahre an der

⁴⁰⁷ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 36. Siehe auch Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten, 461. Siehe auch Beat Immenhauser, Zwischen Schreibstube und Fürstenhof. Das Verfasserlexikon als Quelle zur Bildungssozialgeschichte des späten Mittelalters. In: Rainer C. Schwinges (Hg.), Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts, Zeitschrift für historische Forschung, Beihefte 18 (1996) 411-435.

⁴⁰⁸ Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 28.

⁴⁰⁹ Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten, 461.

⁴¹⁰ Madre, „Nikolaus von Dinkelsbühl“, 1057.

Universität studiert und gelehrt hat, muss sie auf ihn, sein Werk und seine Methoden einen großen Einfluss ausgeübt haben.

Vielleicht deswegen lobt man auch Peuntner wegen dem „neuen Zugangs“ zum Menschen, weil er auf der Universität Wien so kurz studiert hat und sie ihn auch nicht entsprechend formen konnte. Trotzdem bedeuteten ihm die Gelehrten Magister sehr viel und er verehrte sie als für ihn als „einfältigen Priester“ nicht zu erreichendes Ideal.

3.2.2 An Kosten – wie sah die finanzielle Belastung der Studenten aus und wer galt als pauper

Ab 1377 betrug die normale Taxe 2 Groschen, ein Bakkalar, oder ein Adelliger bezahlte vier Groschen, ein Magister einer anderen Universität achteinhalb Groschen und ein Hocharistokrat oder ein geistlicher Würdenträger mindestens einen Gulden⁴¹¹.

Nach der Erhöhung der Taxen im Jahr 1413 musste nun ein Student der *artes* vier Groschen, ein Mediziner, Jurist oder Theologe acht Groschen. Für einen Kanonikus, einfachen Adelligen oder Doktor einer anderen Universität betrug die Taxe ein halbes Pfund Pfennige, für einen Abt oder Baron einen Gulden. Ein Graf oder Propst zahlte 2 Gulden und ein Bischof oder Herzog drei Gulden.⁴¹²

Auch für die Vorlesungen und die dazugehörigen Übungen mussten bestimmte Summen bezahlt werden. An der Artistenfakultät betrugen die Kollegiengelder am Anfang für Vorlesungen zwischen drei und zwölf Groschen, für die Übungen zwischen sechs und 48 Groschen.⁴¹³

In der juristischen Fakultät mussten die Studenten jährlich einen Goldgulden bezahlen, während die theologische und medizinische Fakultät keine Kollegiengelder vorschrieb. Dafür waren bei den Medizinern die Gebühren bei der Erlangung akademischer Grade bedeutend höher.⁴¹⁴

Bei der Graduierung zum Bakkalarius hatten die Juristen zwei Gulden, die Mediziner einen Gulden zu bezahlen. Die Taxen bei den Doktorpromotionen betrugen bei den Juristen drei Gulden – ein Doktor der Medizin musste fünf Gulden bezahlen. Die artistische Fakultät verlangte bei der Erteilung des Lizentiats zwei Gulden, außerdem blieb der junge Magister noch einige Zeit unter der Leitung eines älteren Lehrers, den er mit einem Geschenk von zwei Gulden „ehren“ sollte.

⁴¹¹ Siehe auch Uiblein, Matrikel der Wiener Universität, XX.

⁴¹² Hovorka, Die Wiener als Studenten an der Wiener Universität im Spätmittelalter (1365-1518), 17.

⁴¹³ Ebd.

⁴¹⁴ Ebd. 17.

Mit nicht unbeträchtlichen Ausgaben waren auch die Promotion und das dazugehörige Festmahl, zu dem der neu Graduierte einlud, verbunden.⁴¹⁵

Die beiden Grundsätze, dass einerseits der Besuch der Universität gebührenpflichtig sei, andererseits niemand vom Studium ausgeschlossen werden sollte, mussten durch ein System der Gebührenmäßigung bzw. der Gebührenbefreiung (für mittellose Studenten) miteinander in Einklang gebracht werden, bis offenbar die Humanisten dieses System aufhoben. Bis dahin zahlten durchschnittlich nur etwa fünfzig Prozent der Studenten volle Gebühren, so dass auch niederen Schichten der Zugang zur Universität offen stand. Gerade für sie war er auch besonders attraktiv, da ein akademischer Grad nachgerade fast einem Adelstitel an Sozialprestige gleichkam, was andererseits den geringen Anteil Adelliger Studenten erklären mag. Für arme Studenten wurden auch eigene Armenhäuser (*domus pauperum*) oder Koderien (*Codriae*), eingerichtet, für die übrigen, die das wöchentlich zu zahlende Pensionsgeld (*bursa*) entrichten konnten, hingegen die danach benannten Bursen.⁴¹⁶

1509 hat die Artistenfakultät beschlossen, nur solche Studenten in die Koderien einzulassen, die jährlich nicht mehr als zehn Gulden zur Verfügung hatten. Dieser Beitrag scheint also das absolute Existenzminimum gewesen zu sein.⁴¹⁷

Es ist bekannt, dass unsere Kenntnisse über die soziale Zusammensetzung der Studentenschaft an der spätmittelalterlichen Universität nicht allzu genau sind, da uns für weite Bereiche doch nur sehr unvollkommene Informationen zur Verfügung stehen. Unsere wichtigste einigermaßen kohärente Quelle für die Grobeinteilung der Personengruppen, die sich an einer Universitäten zusammenfanden, hinsichtlich ihrer sozialen Gliederung, sind und bleiben die Matrikeln, die in der Regel bis heute erhalten sind⁴¹⁸. Dabei hatten sie nicht den Zweck einer statistischen Aufnahme der *studiosi*, sondern sollten zunächst die Zugehörigkeit des Inskribierten zur Rechtsgemeinschaft der Korporation unzweideutig erweisen.

Uiblein meint, dass die Universität Wien im 15. Jahrhundert, ähnlich wie Köln und Leipzig zu den eher billigen Universitäten gehörte, die von vielen Armen besucht wurde und verhältnismäßig seltener von den Adeligen und vom höheren Klerus⁴¹⁹.

Besonders in der früheren Zeit wurden meist mehr als 20% von 1416 bis 1430 über 30% aller immatrikulierten Scholaren als Arme eingestuft; in Zeiten der Teuerung stieg auch

⁴¹⁵ Ebd.

⁴¹⁶ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 29. Siehe auch Kurt Mühlberger, Die Universität Wien. Kurze Blicke auf eine lange Geschichte (Wien 1996).

⁴¹⁷ Hovorka, Die Wiener als Studenten an der Wiener Universität im Spätmittelalter, (1365-1518), 17.

⁴¹⁸ Ebd., 17.

⁴¹⁹ Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 28.

der Anteil der Armen wie in den Jahren 1421 bis 1425 auf über 40%. Erst seit etwa 1465 fiel ihr Anteil auf 10% und darunter (bis 5%), wohl vor allem, weil man nun strengere Maßstäbe bei der Gebührenzahlung anlegte. Immerhin erreichten in Wien bis zum Jahr 1500 ungefähr 260 *pauperes* den Magistergrad, also entstammte etwa ein Achtel der Magister dieser unteren Schicht der Studenten⁴²⁰. Nach Engelbrecht zahlten zwischen 1414 und 1450 nur 47,3% der gesamten Studentenschaft die volle Taxe, 21,6% erhielten eine Gebührenmäßigung und 26,7% waren von der Entrichtung der Gebühren völlig befreit⁴²¹.

Erst die weitere Bestimmung, dass man für die Intitulation eine bestimmte festgelegte Gebühr zu bezahlen hatte, führte überhaupt zu sozial qualifizierenden Zusätzen in der Liste, wie etwa *nihil dedit quia pauper, gratis propter Deum*, oder einfach p. für *pauper*, Notizen, die den Rektor bei seiner Abrechnungspflicht entlasten sollten. Auch nach oben hin wurde natürlich festgehalten, wer standesgemäß als Hochadliger oder als ein besonders Reicher eine höhere Immatrikulationsgebühr zu begleichen hatte, denn auch darüber musste der Rektor ja Rechenschaft legen, dem nur ein Teil dieser Gebühren persönlich zustanden. Der Rest war für den Verwaltungsaufwand vorgesehen⁴²².

Die Größenverhältnisse dieser Gruppen absolut und relativ zueinander sind natürlich unterschiedlich, sie differieren von Ort zu Ort, aber auch nach der Zeit des Eintrags. Bei den vieldiskutierten *pauperes*, die verständlicherweise die Aufmerksamkeit immer wieder auf sich gezogen haben, ist die Quellenlage besonders energisch durchforscht worden. Für Wien lag der Durchschnitt bei 22% zwischen 1400 und 1500. (Bei Köln lag der Durchschnitt bei 25%, konnte aber in einzelnen Teuerungsjahren erheblich ansteigen, so 1425 in Wien auf 44,4% oder 1478 in Köln auf 34,7%)⁴²³.

Laut Hovorka sind aus dem 15. Jahrhundert häufig Klagen über hohe Mietspreise und die Teuerung der Lebensmittel überliefert. Betrug 1413 die normale Ausgabe pro Woche acht Groschen, (also etwa 12 Gulden im Jahr), so benötigte man für das durchschnittliche Auskommen 1450 etwa 20 Gulden, später 25 Gulden und 1513 betrug das Jahrgeld bereits 32 Gulden⁴²⁴.

⁴²⁰ Ebd., 28.

⁴²¹ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 207.

⁴²² Siehe auch Uiblein, Matrikel der Universität Wien, XIX., Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten, 465.

⁴²³ Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten, 461.

⁴²⁴ Hovorka, Die Wiener als Studenten an der Wiener Universität im Spätmittelalter (1365-1518), 16.

Was Probleme mit Lebenserhaltungskosten und Bezahlung von Schulgeldern betrifft, hätte höchstwahrscheinlich auch Nikolaus von Dinkelsbühl darüber viel erzählen können.⁴²⁵ Auch die wieder aufgenommene Vorlesungstätigkeit brachte keine rasche Wendung zum Besseren. Trotz seiner durch Herkunft und Charakter bedingten Sparsamkeit zwang ihn 1404 die Not, mit Erlaubnis der theologischen Fakultät seine *cappa* gegen ein Gewand oder ein anderes Kleidungsstück umzutauschen. Dieser Fall war bei den Studenten auch nicht so selten.⁴²⁶

Über Thomas Peuntner, der in der Matrikel unter *Thomas Carnificis de Guntramsdorf* vorkommt, lässt sich in diesem Zusammenhang nicht viel sagen⁴²⁷. Es ist aber schon merkwürdig, dass bei seinem Namen kein weiterer Vermerk vorkommt. Bei den meisten kommt die bezahlte Summe (in Groschen) vor, oder ein kleines *p.* für *pauper*. In seinem Fall wissen wir also nicht einmal, ob er sein Studium selbst bezahlte (bzw. ob seine Familie für ihn zahlte), oder ob er als *pauper* galt und demnach selber nichts bezahlen musste.

Obwohl wir über die Zusammensetzung und Herkunft der Studentenschaft nur wenige Informationen haben, lässt sich schon zumindest sagen, dass die einzelnen Fakultäten eine unterschiedliche soziologische Struktur und Stellung in der Gesellschaft gehabt hatten, weil sie sich entsprechend den verschiedenartigen Berufsfeldern in Kirche und Staat aus verschiedenen sozialen Kreisen rekrutierten. Hiermit ist die Sonderstellung der Juristen, namentlich der Legisten gemeint, nicht allein aus der verstärkten Rezeptionsfähigkeit, sondern auch aus dem früh und kräftig entfalteten Sozialprestige als führende, vornehmlich laikal bestimmte Gesellschaftsgruppe in den städtischen und staatlichen Regierungsgremien, die an sich dem Adel vorbehalten waren, so dass auf diese Ebene das berufsstädtische Sonderbewusstsein sich direkt aus aristokratischer Wurzel nährte. Das kommt unter Anderem auch darin zum Ausdruck, dass die Doktoren des römischen Rechts nach dem Vorgang der Bologneser Juristen sich gegenüber den Kollegen anderer Disziplinen gerne durch das Adelsprädikat *domini* oder *seniores* qualifizierten⁴²⁸.

⁴²⁵ Haberkern, Wiener Schule der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert, 438.

⁴²⁶ Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl, 11.

⁴²⁷ Uiblein, Die Matrikel der Universität Wien, 89.

⁴²⁸ Boehm, Geschichtsdenken, Bildungsgeschichte, Wissenschaftsorganisation, 608.

3.3 Was bedeutete die Universität und die an ihr gebildeten Menschen für die Gesellschaft (die Bürger, den Hof, den Fürsten)?

Die Fürsten und Städte, machten sich im späten Mittelalter vermehrt daran, ein *studium* zu errichten. Sie taten es, so wird oft behauptet, um die Verwaltung ihres Territoriums zu verbessern, zu sichern, mit qualifiziertem Personal zu versehen. Es gibt aber Untersuchungen, die gezeigt haben, dass dieser einfache Rückschluss von den Wirkungen auf die Intentionen so nicht einfach möglich ist. Häufig liegen gewaltige Zeiträume, ein halbes Jahrhundert oder länger, zwischen dem Gründungsbeschluss und dem angeblich angestrebter Effekt.⁴²⁹

Auf jeden Fall erhöhten aber die Landesuniversitäten das Ansehen des Landes und des Landesfürsten. „Jetzt kann ein Fürst sein Land mit nichts mehr schmücken als mit Magistern und Studenten. Diese bringen in das Land Wissenschaft und Geld, wovon ein Großteil im Land verbleibt. Sie tragen auch des Fürsten Lob in alle Länder, in welche sie kommen, heißt es nach 1386 in „Der Fürsten Regel“⁴³⁰.

Die Wiener Universität brauchte und genoß die ständige Förderung des Landesfürsten, was immer wiederkehrende Konflikte nicht ausschloss und auch mannigfach zu Diskussionen über die Einflussnahme des Landesfürsten auf die Bestellung von Professuren führte. Dadurch allein war schon der Kontakt zum Hof gegeben, aber auch durch manch anderen geistlichen und weltlichen Angehörigen des Herzogshofes⁴³¹.

Herzog Rudolf IV. hat als erster Fürst ohne Besitz der Königskrone eine Universität gegründet. Er fühlte sich hierzu wohl umso mehr berechtigt, als er im Hinblick auf die von ihm mehrmals betonte kaiserliche Würde der Herzoge von Österreich die kaiserliche Machtvollkommenheit in seinen Landen in Anspruch nahm. Die Anregung zur Gründung war wohl wie schon erwähnt die Gründung der Universität von Prag durch seinen Schwiegervater Karl IV.⁴³²

Rudolf IV. erkannte die große Bedeutung, die eine Universität auch für sein Land haben musste. Sie sollte ihrem Stifter und Erhalter ähnlichen Glanz verleihen, wie auch den französischen Königen. Eine wichtige Rolle spielte dabei aber auch der religiöse Motiv; wie

⁴²⁹ Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten, 457.

⁴³⁰ Ebd., 457.

⁴³¹ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 618.

⁴³² Paul Uiblein, Die österreichischen Landesfürsten und die Wiener Universität im Mittelalter. In: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Band 72 (1964), 382-408.

die Verbindung, die der Herzog zwischen der Universität und seiner Stiftung des Kollegiatkapitels von Allerheiligen bei St. Stephan, verfügte, beweist⁴³³.

Zur Zeit von Rudolfs IV. unerwarteten Tod im Jahre 1365 waren seine beiden Brüder, Albrecht III. und Leopold noch zu jung (16 und 14 Jahre alt) um die volle Bedeutung der ebenfalls sehr jungen Wiener Universität zu verstehen und sie auch entsprechend zu fördern – außerdem hatten sie auch viele andere Probleme politischer Art – also blieb die Stiftung ihres älteren Bruders auf eine zeitlang auf sich selbst gestellt.

Erst als bei dem Teilungsvertrag von Neuberg 1379 Österreich zusammen mit Wien dem älteren Albrecht III. zufiel, begann dieser sich mit größerem Interesse um die Wiener Universität zu kümmern. Paul Uiblein betrachtet es als den Hauptverdienst seines Kanzlers Berthold von Wehingen, seit 1382 Bischof von Freising, den vermutlich erster *magister artium*, früheren Rektor und den zweiten Kanzler der Universität mit dieser besonders eng verbunden war, den Herzog für die Sache der Universität gewonnen zu haben. Berthold von Wehingen kann auch als ein Beispiel des aus der Universität direkt hervorgegangenen Gebildeten betrachtet werden, der sich in der Nähe eines Fürsten durchgesetzt hat.⁴³⁴

Durch seine weitreichenden Beziehungen zu gelehrten Kreisen gelang es Berthold, einige der bedeutendsten Theologen, vor allem ja Heinrich von Langenstein und Heinrich Totting von Oytha, die als Anhänger der römischen Obödienz von der zu Papst Klemens VII. übergangenen Pariser Universität wegzogen, nach Wien zu berufen. Wagner vermutet sogar, dass gerade wegen der Schrift von Langenstein, *Informacio serenissimi principis ducis Alberti de stabiliendo studio Wiennensi*, aus dem Jahre 1388 Albrecht III. die auf der Universität so nötigen Reformen durchgeführt hat – also sich von einem weiteren zu der Zeit berühmtesten Gelehrten beeinflussen ließ. Paul Uiblein meint sogar, dass der Herzog mit Heinrich von Langenstein und auch mit Heinrich Totting von Oytha regen Gedankenaustausch pflegte.⁴³⁵

Albrecht III. hatte zu der Wiener Universität ein nahezu persönliches Verhältnis. Selbst in seinem Testament hat er ja an sie gedacht. Vielleicht auch deswegen richtete die Universität immer wieder Beschwerden an den Herzog. Die meisten von ihnen richteten sich gegen die Stadt Wien selbst. Sie betrafen zum Beispiel die hohen Preise der Lebensmittel, das falsche Weinmaß, die unberechtigten Steuern und vor allem die vielen Kämpfe mit den Handwerkern, in welche die Studenten verwickelt wurden. Zu ihrer Beilegung wurden immer wieder die Landesfürsten von beiden Seiten um entsprechende Maßnahmen angegangen. So verlangte

⁴³³ Ebd. 383. Siehe auch Wagner, Universitätsstift und Kollegium in Prag, Wien und Heidelberg, 177.

⁴³⁴ Uiblein, Die österreichischen Landesfürsten und die Wiener Universität im Mittelalter, 389.

⁴³⁵ Ebd., 390.

Albrecht etwa, als gegen die Universität schon 1386 schwere Klagen erhoben wurden, ein Vorgehen gegen die bewaffneten Studenten. Die Studenten waren zwischen den Bürgern der Stadt Wien wohl nicht sehr beliebt⁴³⁶.

Die Nachfolger Albrechts III., die nur wenige Jahre regierten und oft miteinander in Fehde lagen, haben zur Wiener Universität kein enges Verhältnis gehabt wie Albrecht III., wenn ihr vor allem dessen Sohn Albrecht IV. ziemlich nahestand. Trotzdem durfte er aber kein so wirklich gewissenhafter Wirtschaftler gewesen sein, wenn die Universität im Jahr 1406 über Zahlungsrückstände klagen musste⁴³⁷.

Erst Albrecht V. erlangte wieder Bedeutung für die Universität. Paul Uiblein erwähnt zum Beispiel unter Anderem, dass er eigene Superintendenten haben wollte.

Auch die ständigen Kämpfe der Studenten mit den Wiener Bürgern und Einwohnern versuchte der Herzog zu stoppen. Als 1414 wieder ein Mitglied der Universität, ein Kleriker, vom Stadtrichter gefangen genommen und mit der Verurteilung bedroht wurde, verlangte die Universität vom Herzog Schutz ihrer Privilegien, andernfalls möge er ihr die Erlaubnis geben, wegzuziehen. Um solchen Exzessen durch Maßnahmen der Universität selbst vorzubeugen, verlangte der Herzog von der Universität die Abfassung strengerer Verordnungen über die Disziplin der Studenten, die am 31.7.1414 von der Universität beschlossen wurden. Auch die Jurisdiktion des Rektors wurde erst unter Albrecht V. völlig geklärt.

Manchmal musste der Herzog auch Streitigkeiten innerhalb der Universität eingreifen, wozu er eigentlich gar nicht berufen schien.⁴³⁸

Sehr bekannt ist auch seine „Zusammenarbeit“ mit der Universität, was vor allem den Konzil von Konstanz betrifft, über den ich bereits weiter oben geschrieben habe.

König Friedrich III., Albrechts Nachfolger, war auf der Wiener Universität, wie Paul Uiblein schreibt, nicht besonders beliebt – auch fehlte ihm die Energie seines Vorfahren. Er soll der Universität vielleicht sogar mißtraut haben. Auch die Kämpfe zwischen den Studenten und Bürgern von früher setzten wieder ein. 1443 klagte der Vertreter der Universität Johann Himmel vor den königlichen Räten, dass die Universität seit dem Tode König Albrechts V. viel Unrecht und Drangsal von den Einwohnern der Stadt erduldet habe und dass ihr seither die Bürger nicht mehr Freunde, sondern zu Feinden geworden seien. Und

⁴³⁶ Ebd., 390.

⁴³⁷ Ebd., 395.

⁴³⁸ Ebd., 399.

wenn es bereits nicht genug wäre, blieben auch die Zahlungen für den Gang der Universität oft aus⁴³⁹.

Die Wiener Universität erblühte erst wieder unter Maximilian I⁴⁴⁰.

3.4 War es wichtiger gebildet zu sein, oder reichte es, fromm zu sein?

Ein *litteratus* zu werden, war innerkirchlich zu keiner Zeit ausschließliches Bildungsideal. Die Begriffe *illiteratus*, *rudis* oder *idiotus* als Gegensatz zu *eruditus* waren laut Laetitia Boehm generell keine Schimpfworte. Das griechische Lehnwort *idiotus* hatte noch längst nichts gemein mit dem seit dem 19. Jahrhundert populären „Schwachsinnigen“ als Lernunfähigen. Der *idiotus* konnte geradezu Inbegriff für ein philosophisches oder religiöses Weisheitsideal sein nach dem Vorgang der Bibel deren lateinischer Vulgata-Text (die als authentisch erklärte, von Hieronymus um 400 bearbeitete, aber erst Ende des Mittelalters so benannte Übersetzung) die Apostel als *homines sine litteris* und *idiotus*⁴⁴¹ bezeichnet. In religiösen Bewegungen, besonders seit dem 12. Jahrhundert bis zur spätmittelalterlichen Mystik, wurde das Illiterat-Sein als apostolisches Demutsideal, so beim heiligen Franziskus, der zunehmenden Geltung rhetorischer Buchintellektualität entgegengestellt⁴⁴².

Petrus Damiani und Bernhard von Clairvaux, beide selbst glänzend geschulte Gelehrte, förderten ebenfalls die strenge Reformrichtung gemäß dem Hieronymus-Leitwort: *monachus non doctoris, sed plangentis habet officium* – des Mönches Beruf ist nicht Wissenschaft, sondern Beten⁴⁴³.

Der Theologe Nikolaus von Kues hat diesem „Idiotus-Ideal“ ein eindrucksvolles Denkmal gesetzt, indem er den *idiotus* als Titel und Leitfigur von erkenntnistheoretischen Traktaten wählte: Verkörperung eines die Wesensfragen zur Gotteserkenntnis stellenden Menschen, der kraft seines Denkens, nicht wie ein Pferd am Halfter aus der Bücherkrippe fressend, dem *litteratus* an Weisheit überlegen ist; dieses Ideal der *docta ignorantia* zog sich praktisch als ein roter Faden durch alle seine Werke.⁴⁴⁴

Die Einstellung des Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktors (bzw. die „unseres“ Thomas Peuntner) war da jedoch etwas anders (Hoffentlich wird man mir verzeihen, wenn ich

⁴³⁹ Ebd., 405.

⁴⁴⁰ Ebd., 408.

⁴⁴¹ Als *idiotae* wurden diejenigen bezeichnet, die nur ihre eigene Sprache kennen. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 136.

⁴⁴² Boehm, Geschichtsdenken, Bildungsgeschichte, Wissenschaftsorganisation, 309.

⁴⁴³ Ebd., 307

⁴⁴⁴ Ebd., 309.

denselben Zitat bereits das dritte Mal benutze – der Grund ist nur, er ist bei mehreren Themen einfach immer zutreffend). Seiner Meinung nach ist gerade die Schule der Ort, wo man erlernt Gott zu *erchennen* und nur die wirklich Gelehrten, die durch das Studium gegangen sind, haben das Recht, auch anderen Menschen zu predigen. Solche Menschen, die keine *recht gelerten* sind, haben dieses Recht nicht, denn sie sind unwissend und einfältig und können Gottes Wort weder verstehen noch auslegen⁴⁴⁵.

3.5 Wer durfte wie gebildet sein?

3.5.1 Geistliche

Obwohl die Bildung bereits seit dem Frühmittelalter als Domäne der Kirche galt (man braucht sich ja nur die lange Geschichte der Kloster-, Dom- und Pfarrschulen anzusehen), und die Geistlichen schlicht als „die Gebildeten“ galten - obwohl sie sich, um dem Demutsideal gerecht zu werden als solche bezeichnet zu werden gewehrt hatten - waren sie gegenüber den neuen „Stätten des Wissens“, den Universitäten etwas skeptisch. Wie bei allen Dingen muss man aber auch hier zwischen den „wenig bzw. fast gar nicht skeptischen“ und den „sehr skeptischen“ unterscheiden können.

Als die „wenig skeptischen“ zeigten sich vor allem die Bettelorden.

Eine wesentliche Rolle im Rahmen der Wiener Universität zum Beispiel kam von Anfang an dem Dominikanerorden zu. In den schwierigen Anfangsjahren der neu gegründeten Universität konnte das im Wiener Dominikanerkloster noch vor 1300 eingerichtete *studium particulare* für die *Natio Austriae* geradezu als Ersatz für die fehlende theologische Fakultät dienen.

Die Akten eines Provinzialkapitels zwischen 1365 und 1371 bestimmten für Wien, es habe hier Frater Sifridus de Arena über die Heilige Schrift zu lesen und zu disputieren; die Sentenzen solle Frater Ulricus de Cera erklären. Neben dem Lektor und dem Bakkalarius wird noch ein Studentenmeister benannt. Die Hörerschaft besteht aus neun namentlich angeführten Studenten, darunter Franz von Retz. Die Studenten mussten Kenntnisse der *artes liberales* von ihrem Hausstudium her mitbringen. Wollten sie später dann an der theologischen Fakultät der Wiener Universität studieren, wurden sie ohne den sonst obligatorischen Nachweis des Magistergrades zugelassen. Dasselbe galt dann für die Ordensstudien der anderen Mendikanten in Wien. Alle vier Bettelorden approbierten die Wiener Universität als geeignete Ausbildungsstätte für die Studenten ihrer Orden. Die Mendikantenstudien waren rechtlich

⁴⁴⁵ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 237.

dem Universitätsverband inkorporiert, auch wenn es weiterhin Teile der Ausbildung gab, die nur von Ordensmitgliedern absolviert wurden⁴⁴⁶.

Das Rückgrat der Lehre an der Theologischen Fakultät bildeten die fest dotierten Lehrstuhlinhaber, die *magistri stipendiati*, etwa ein halbes Dutzend an der Zahl. Einen dieser Lehrstühle des engeren Professorenkollegiums erhielten die Dominikaner. Als erster nahm ihn Franz von Retz nach seiner Promotion 1388 ein⁴⁴⁷.

Auf der anderen Seite, war den Mitgliedern des Zisterzienserordens das Studium an den Universitäten im Allgemeinen zunächst sogar verwehrt. Erst nach längerem Zögern entschloss sich daher deren Generalkapitel, an dem Sitz von Universitäten Kollegien zu gründen. In ihnen sollten die studierenden Mönche streng nach der Ordensregel leben, waren aber zugleich auch Scholaren. Da die Disziplin im Zusammenleben offensichtlich die Intensität des Studiums förderte, wirkten diese neuen monastischen Einrichtungen beispielhaft. Dem gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts gegründeten Kollegium in Paris folgten weitere in Universitätsstädten, und auch die österreichischen Zisterzienser suchten sie auf. Neben Paris und Bologna wurde für sie seit Prag besonders bedeutsam. Mit der Errichtung der theologischen Fakultät in Wien wurde den Zisterziensern die Möglichkeit geboten, auch hier zu studieren. Herzog Albrecht III. kaufte 1385 für sie Haus und Kapelle in der Singerstraße. Nach dem Vorbild des St. Bernhards Kollegium in Paris, wurde das Studienhaus mit der theologischen Fakultät organisch verbunden und nach den ehemaligen Besitzern – dem Zisterzienserinnenkloster St. Nikolaus – als St. Niklas Kollegium bezeichnet. Zunächst nützten diese Einrichtungen nur die österreichischen Zisterzienserklöster; 1411 bestimmte jedoch das Generalkapitel in Cîteaux, dass alle Zisterzienserklöster in Franken, Schwaben, Bayern, Kärnten, Krain, Steiermark, Österreich, Mähren, Polen und Ungarn ihre Studierenden nach Wien schicken müssten.⁴⁴⁸ Zum Leiter und Verwalter dieser Ordensschule wurde Konrad von Ebrach, Doktor der Theologie, damals auch Gegenabt von Morimund, eingesetzt⁴⁴⁹.

Am Karmelitenstudium hat Vorlesungen der aus Prag nach Wien gekommene Karmeliter-Theologe Friedrich Wagner von Nürnberg gehalten. 1386 schenkte der Herzog den Karmelitern den alten Münzhof samt Kapelle und weitere acht Häuser auf dem Hof. 1385 errichtete auch der Ordensgeneral der Augustiner-Eremiten Bartholomäus Venetus auf Bitte

⁴⁴⁶ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 37.

⁴⁴⁷ Ebd.

⁴⁴⁸ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 215.

⁴⁴⁹ Es wurden ihm 100 Pfund jährliche Einkünfte aus der herzoglichen Kammer zugewiesen. Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, 22.

Herzog Albrechts in Wien ein Generalstudium und bestellte den Provinzial Leonhard aus Kärnten, Doktor der Theologie, zu dessen *regens*. Zum zweiten Lektor wurde Leopold von Wien, der Verfasser der österreichischen Landeschronik bestimmt. Im gleichen Jahr wendete sich der Herzog an Generalmagister der Dominikaner, Raimund von Capua, damit dieser Franz von Retz die Erlangung des theologischen Grades ermöglichte. Auf dem Generalkapitel des Ordens im Mai 1388 wurde Franz von Retz dann zum Doktor promoviert und ihm vielleicht schon damals vom Landesfürsten dotierte *Lectura stipendiata* an der Theologischen Fakultät verliehen, für die auch im Dominikanerkloster ein Hörsaal zur Verfügung gestellt wurde⁴⁵⁰.

Benediktiner – insbesondere die aus Melk studierten zwar reihenweise an der Wiener Universität, verließen diese aber in der Regel spätestens als *magister artium*. Dafür hielt aber der Weltgeistliche Nikolaus von Dinkelsbühl sogar Vorlesungen in Kloster Melk, wo auch die von ihm gemachten Reformvorschläge am eifrigsten umgesetzt wurden – enge Verbindungen schlugen sich im Melker Bibliothekskatalog von 1483 wieder

Codices, die in die Klöster nach 1400 gekommen sind, gehen fast durchwegs direkt oder indirekt aus dem akademischen Unterricht an der Rudolphina hervor, zuerst einmal die lateinischen Vor-, Mit- und Nachschriften der magistralen und bakkalarialen *lectiones*, *quaestiones*, *disputationes*, *repetitiones*, *resumptiones*, *exercitia*, *sermones* zur Auslegung der Bibel und der Sentenzen, der aristotelischen Logik, Rhetorik, Ethik, Physik und Metaphysik. Dabei sind die Grenzen zwischen inner- und außeruniversitärer Tätigkeit fließend. Viele Universitätslehrer sind in der Kirchenreform engagiert, in der Bekämpfung des Schismas, des ketzerischen und jüdischen Unglaubens (siehe Nikolaus von Dinkelsbühl), des Verfalls der Klosterzucht und Priesterausbildung, sind Abgesandte bei Konzilien, Visitatoren der dominikanischen und benediktinischen Reform, Laien- und Klosterseelsorger, Prediger nicht nur für die Universitätsangehörigen, sondern auch für Hof, Adel und „Volk“. Nicht alles, aber vieles von all diesen Aktivitäten schlägt sich auch schriftlich nieder. Ein überdimensionales Oeuvre wie das von Engelbert von Admont war früher eine Ausnahme. Jetzt erscheinen aber Autoren wie Heinrich von Langenstein, Heinrich von Oyta, Franz von Retz, Nikolaus von Dinkelsbühl, Johannes Nider, Peter Czech von Pulkau, die ihm gleichkommen, oder ihn, so wie Nikolaus von Dinkelsbühl, noch überbieten⁴⁵¹.

⁴⁵⁰ Ebd. 22 ff.

⁴⁵¹ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 617.

3.5.2 Laien

Schon auf der Aachener Synode 817 wollten zahlreiche Äbte die Klosterschulen ausschließlich den Oblaten reservieren. Dennoch öffneten sich Klöster auch weiterhin für die Aufnahme externer Schüler wie Adelssöhne oder –töchter, Verwandte der Stifter und so weiter, bis die Wiederbelebung des Reformgeistes im 11. und 12. Jahrhundert das Problem Kloster und Schule erneut polarisierte; Nahezu bei allen Neugründungen geistlicher Gemeinschaften machte sich die Spannung zwischen Monastik und Scholastik bemerkbar. Unter den entscheidenden Kritikern der äußeren Schulen befanden sich ebenfalls Petrus Damiani und Bernhard von Clairvaux⁴⁵².

Das Alltägliche der Laiengesellschaft formte andere gesellschaftliche Bedürfnisse an Schule und Bildung aus, als es die Kirche tat. Elementarwissen und volkssprachliche Bildung erfreuten sich wachsender Nachfrage und führten zur Einrichtung entsprechender Unterrichtsanstalten. Es waren ja auch die Notwendigkeiten ganz andere. Nun verlief die Grenzlinie zwischen der klerikal geprägten lateinischen Tradition und der laikalen volkssprachlichen Unterweisung, wobei sich vielfältige Zwischenformen ergaben. So zum Beispiel das im Mittelalter gut ausgebildete Schulwesen der Bettelorden, das jedoch Laienschülern offenbar nicht zugänglich war.

Nicht zu unterschätzen sind auch die Unterschiede der Bildungsinteressen und -möglichkeiten innerhalb von Klerus und Laien. Hinsichtlich des Bildungsstandes verband den gelehrten Stiftskanoniker wenig mit dem armen Messpriester, den zumeist illiteraten Ritter mit dem notwendigerweise lese- wenn nicht schriftkundigem Kaufmann⁴⁵³. Bildung beruht immer – und beruhte immer – auf den „Notwendigkeiten des Lebens“, diese zu besitzen, wenn man sie besaß, konnte sie allerdings neue Chancen öffnen, hat dies aber nicht notwendigerweise getan.

Für den Adel galt Schriftlosigkeit jahrhundertlang keineswegs als Manko. Bekanntlich haben Generationen von Gelehrten herumgedeutet an dem verblüffenden Bekenntnis des Wolfram von Eschenbach in seinem Willehalm (2, 19): „Swaz an den buochen stet geschriben, des bin ich künstelos beliben“ während er betonte: „schildes ambet ist min art“ (Parzival 115, 11). Sollte das wörtlich heißen, dass Wolfram sein Werk, das er selbst ausdrücklich nicht als „*buoch*“ verstanden wissen wollte, als Analphabet konzipiert und diktiert hat? Er stand darin im Gegensatz zu seinem Zeitgenossen Hartmann von Aue, der sich den Literaturmächtigen zuordnete: „Ein ritter so geleret was, daz er an den buochen las, swaz

⁴⁵² Boehm, Geschichtsdenken, Bildungsgeschichte, Wissenschaftsorganisation, 307.

⁴⁵³ Kintzinger, Schule und Schüler, 5.

er daran geschriben vant“ (Der arme Heinrich 1 f.; Iwein 21ff.). Verwarhte sich der Ritter vielleicht aus Stolz dagegen, als „*litteratus*“ zu gelten gleich den Klerikern und Frauen? Sprach Wolfram als Vertreter des im 12. Jahrhundert langsam zur Schriftlichkeit übergehenden Illiteratentums, das sich nicht mehr an der lateinischen Kultur orientieren wollte, deren Symbol das „*buoch*“ war? Dass in Gottfried von Straßburgs Versroman Tristan lesen und schreiben kann und Isolde lehrte, wird gern als Zeugnis für den Wandel des ritterlichen Bildungsideals angeführt. Alle Interpretationsversuche, Wolfram zu einem Schreibtischdichter zu machen bleiben jedoch ebenso wenig überzeugend, wie es andererseits schwerlich glaubhaft erscheint, dass Wolframs so bezügereiches Werk völlig schriftlos, allein mit Hilfe von Gehör und Gedächtnis entstanden sei. Die Wirklichkeit lag wohl in der Mitte⁴⁵⁴.

4. Was bewirkten die an den Universitäten studierenden Menschen?

– am Beispiel Thomas Peuntners

Klosterschulen, häufiger Domschulen waren Ausbildungsstätten für geistliche Berufe und ihr Lehrprogramm wurde deshalb darauf abgestimmt. Die jungen Menschen, die sie durchliefen, wurden vorbereitet, die verschiedenen Ämter im Klosterleben oder aber in der kirchlichen Hierarchie allgemein, um so die Sprossen im hierarchisch gegliederten Weltpriestertum hinaufklimmen zu können. Begabungs- und Neigungsschwerpunkte führten dazu, dass bestimmten Aufgaben (z. B. als *magister*, *cantor*, *musicus*, *scriptor* oder *scriba*) bereits für längere Zeit nachgegangen wurde. Seit 1200 war auf heute österreichischem Gebiet ein allgemeines Ansteigen der intellektuellen Interessen im Weltklerikerstande (in deutschen Ländern und in Frankreich begann dieser Prozess bereits im Frühmittelalter – *cappelani*). Wer es sich leisten konnte, besuchte sogar auswärtige Schulen in Italien oder Frankreich. Die Rechtsstudien und die Kanonistik kamen damals in Mode. Das hatte freilich einigermaßen tragfähige Dom- und Klosterschulen zur Voraussetzung, die nicht nur in den *scientiis primitivis* unterwiesen, sondern vor allem die Wissenschaften des Triviums vermittelten. Dieses Drängen nach mehr und besserer Bildung deutete aber auch an, dass sich neue Berufsmöglichkeiten mit gehobenen Leistungsansprüchen eröffneten. Die Kleriker stießen etwa als *notarii*, die mit dem Ausstellen von Urkunden betraut waren, und Rechtsgeschäfte abzuwickeln hatten, schon weit in den weltlichen Bereich hinein, und es zeigt sich bald, dass der Kanzleidienst, die Finanzgebarung und die vielfältigen diplomatischen Aufgaben der

⁴⁵⁴ Boehm, Geschichtsdenken, Bildungsgeschichte, Wissenschaftsorganisation, 309.

aufstrebenden Landesfürsten der gründlich ausgebildeten Kleriker nicht entbehren konnten. Auch als Prinzenzieher und Leibärzte wurden sie herangezogen – oder wie im Peuntners Falle auch als Beichtväter.⁴⁵⁵

Die Geistlichkeit beschnitt den Machtbereich des Herrschers und genoss von vornherein viele Sonderrechte. Diese blieben nunmehr nicht unbestritten. Denn die erstmals dominierende Stellung der als Schriftkundige – *litterati* – verlor an Gewicht, als andere soziale Schichten gleichfalls eine höhere Ausbildung für sich beanspruchten und erhielten. Was aber nur die Kirche allein weiterhin bieten konnte, waren gehobener Unterricht und Aufstiegsmöglichkeiten für alle⁴⁵⁶.¹⁵²

Bereits unter den letzten Babenbergern kann ein hoher Bildungsstand sowie umfassende Kenntnisse und weitreichende Erfahrungen für das Personal der österreichischen Kanzlei angenommen werden (Bsp. von Heinricus Phisicus, Protonotar Herzog Leopolds VI.)
Literatur angeben

Es war die Hofgeistlichkeit – *capellani* – die zur Erfüllung der oben erwähnten Aufgaben herangezogen wurde und sich als Träger eines neuen landesfürstlichen Beamtentums zu profilieren begann. Für viele von diesen, heute würden wir sagen Bürokraten, bedeutete der Eintritt in den geistlichen Stand in der Regel nur das Sprungbett für eine politische Karriere⁴⁵⁷.

Allerdings ist die Bezeichnung als *cappellanus* nicht immer eindeutig auch mit Verschriftlichungsprozessen verbunden, die dieser durchgeführt hat, es gab durchaus Ehrenämter, die als Pfründe gemeint waren, die eigentliche Arbeit im Schriftbereich allerdings dann von anderen versehen wurde.

Persönliche Fähigkeiten und der Besitz höherer Bildung waren dabei notwendige Voraussetzungen; die soziale Herkunft erwies sich als minder bedeutungsvoll und die niedrigen Weihen wurden nur deshalb empfangen, um eine Pfründe erhalten zu können, deren Einkünfte den Lebensunterhalt sicherten. Das Priestertum wurde gar nicht erst angestrebt. Denn die ökonomische Lage der Fürsten hätte keineswegs erlaubt, die Existenz dieser für eine durchgreifende starke Herrschaft dringend benötigten Personen zu sichern und sie regelmäßig

⁴⁵⁵ Siehe auch Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 144.

⁴⁵⁶ Ebd., 152.

⁴⁵⁷ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 135.

zu besolden. Als einzige Möglichkeit bot es sich an, die zahlenmäßig starke Hofgeistlichkeit mit den Einkünften aus landesfürstlichen Eigenpfarren auszustatten⁴⁵⁸.

Die Monopolstellung der bislang allein möglichen geistlichen Bildung zu durchbrechen schien vorerst gar nicht möglich. Doch öffnete sie bereits den Weg zu weltlichen Berufen, die nur mehr äußerlich ein klerikales Gewand trugen. Die Mönche und Kanoniker büßten dabei einiges von ihrer frühen beherrschenden Stellung im Bildungswesen ein; die geistigen Initiativen gingen zunehmend von Weltklerus aus⁴⁵⁹.

4.1 Thomas Peuntner – Lebenslauf

„Peuntner ist einer der sympatischsten Vertreter der mittelalterlichen Frömmigkeit. Was die Reformation zu verbessern und umzugestalten hatte, das scheint dieser Mann bereits an ihrem Vorabend übernommen und an sich selber durchgeführt zu haben“⁴⁶⁰.

Hans Rupprich

So wie der Ort, wo Thomas Peuntner studiert hat, ist auch sein Geburtsdatum mit einem Schleier des Geheimnisses umhüllt. Nach den „älteren“ Autoren d. h. Maschek⁴⁶¹, Rupprich⁴⁶² und Rimpler⁴⁶³ wurde er irgendwann zwischen 1360 und 1380 geboren. Die „jüngeren“, Schnell⁴⁶⁴, Knapp⁴⁶⁵ und Haberkern⁴⁶⁶ aber glauben, dass es irgendwann um 1390 sein dürfte. Ich persönlich würde eher die zweite Möglichkeit für wahrscheinlicher halten. Wenn man nämlich bedenkt, dass er 1412 an der Universität Wien immatrikuliert wurde (nach meiner vorherigen Argumentation im zweiten Kapitel setze ich es voraus), durfte er zu der Zeit nur schwer mehr als 30 oder sogar mehr als 50 Jahre alt gewesen sein. Sein Geburtsort steht aber allerdings von vornherein fest: es handelt sich Guntramsdorf südlich von Wien.⁴⁶⁷

In den Quellen kommt er als *Thoman Pewntner*, *Thoman pfarrer ze hoff*, *Thomas plebanus in castro* oder als *Taman prediger zu sand Stephan ze Wyenn*. Maschek vermutet,

⁴⁵⁸ Ebd.

⁴⁵⁹ Ebd.

⁴⁶⁰ Hier zitiert nach Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 11.

⁴⁶¹ Maschek, „Peuntner, Thomas“. In: Verfasserlexikon, Band 3 (1943) 863-869, 863.

⁴⁶² Rupprich, Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters, 165.

⁴⁶³ Rimpler, Thomas Peuntner und sein Büchlein über die Liebhabung Gottes, 11.

⁴⁶⁴ Schnell, „Peuntner, Thomas“, 538.

⁴⁶⁵ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 240.

⁴⁶⁶ Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 34.

⁴⁶⁷ Ebd., 34.

dass er seinen Namen nach einem in Guntramsdorf bereits 1348 bezeugten Weingarten *Peunt* führte.⁴⁶⁸

Seit 1426 ist er Pfarrer und Prediger am herzoglichen Hof⁴⁶⁹ in der Wiener Burg und in der Folgezeit Beichtvater der Herzogin Elisabeth, der Tochter Kaiser Sigismunds, die mit Herzog Albrecht V. von Österreich, dem späteren König von Böhmen und von Ungarn (als deutscher König Albrecht II.), vermählt war⁴⁷⁰.

Die nächste der sehr seltenen urkundlichen Erwähnungen Peuntners steht mit der Errichtung einer Messstiftung bei St. Stephan in Verbindung. Im Jahre 1435 kaufte er als Kaplan ein in der Bräunerstraße⁴⁷¹ in der Nähe der Burg und des Dorotheenklosters liegendes Haus, das bis zu seiner Zerstörung durch einen Brand im 1525 dem jeweiligen Burgpfarrer als Wohnung diente. Erst 1436, also in der letzten Phase seines relativ kurzen Lebens wurde er Mitglied des Kollegiatkapitels und späteren Domkapitels von St. Stephan⁴⁷².

Dieses auf 24 Mitglieder begrenzte Kollegium war eng mit dem Wiener Hof und der Universität verbunden: Ein Drittel der Kanonikate war Lehrern der Universität vorbehalten, der Propst von St. Stephan war zugleich Kanzler der Universität, die übrigen Kanoniker verdankten die Aufnahme ihrer Tätigkeit im Dienste des Landesfürsten sowie auch Thomas Peuntner. Übrigens sind auch Johannes Geuß⁴⁷³ und der später zu erwähnende Ulrich von

⁴⁶⁸ Maschek, „Peuntner, Thomas“, 863.

⁴⁶⁹ Schnell, „Peuntner, Thomas“, 538; siehe auch Haberkern 44. Maschek und Haberkern erwähnen jedoch das Jahr 1428 – Predigtentwurf für Gründonnerstag 1428. demnach durfte er die Priesterweihe anfangs der 20er Jahre erhalten haben. Peuntner predigte nicht nur an der Burg und an St. Stephan, sondern auch in der Wiener Augustinerkirche, wo er am 22. Juli 1433 anlässlich der Kaiserkrönung Sigismunds eine Festpredigt gehalten haben sollte. Dass er sie aber direkt vor Kaiser Sigismund selbst halten würde ist eher unwahrscheinlich, weil er es in seiner eigenen Handschrift nicht erwähnt. Haberkern 44. In dieser Rede tituliert er sich als *capellanus ac confessor illustris domine Elisabeth ducisse Austriae* – Rumpler, Thomas Peuntner und sein Büchlein über die Liebhabung Gottes, 12.

⁴⁷⁰ Zum Albrecht siehe vor allem Gerda Koller, *Princeps in ecclesia*. Untersuchungen zur Kirchenpolitik Herzog Albrechts V. von Österreich (Wien 1964) und Johannes Seidl, *Stadt und Landesfürst, im frühen 15. Jahrhundert*. Studien zur Städtepolitik Herzog Albrechts V. von Österreich (als deutscher König Albrecht II.) 1411-1439 (Linz 1997).

⁴⁷¹ Vgl. Göhler, *Das Wiener Kollegiats-, nachmals Domkapitel zum Hl. Stephan in seiner persönlichen Zusammensetzung in den ersten zwei Jahrhunderten seines Bestandes 1365-1554*, (Wien 1932) 266.

⁴⁷² Die Berufung erfolgte am 3. April 1436.: „*Item dominus Thomas Pewntner de Guntramsdorf installatus 3 die Aprilis; dedit 7 lb. D. pro kappa anno Domini 1436*“ – Haberkern, 45. Vgl. Rumpler, Thomas Peuntner und sein Büchlein über die Liebhabung Gottes, 12, Göhler, *Das Wiener Kollegiats-, nachmals Domkapitel zum Hl. Stephan in seiner persönlichen Zusammensetzung in den ersten zwei Jahrhunderten seines Bestandes 1365-1554*, 266.

⁴⁷³ F. J. Worstbrock, „Geuß, Johannes“. In: *Verfasserlexikon*, Band 3 (1982), 37-41. Geuß wurde in Deining, Oberpfalz, geboren und immatrikulierte im Sommersemester 1412 an der Universität Wien. 1416-1433 lehrte er als *magister artium* an der Artistenfakultät, wo er 1421, 1427 und 1431 den Amt des Dekans bekleidete. Seine Vorlesungen umfassten Logik, Astronomie, Metaphysik und andere Gebiete der Naturwissenschaft und Philosophie. 1427 und 1435 war er Rektor. Nach der Erwerbung des Doktorats lehrte er seit 1434 in der theologischen Fakultät, wo er im selben Jahr schon das Amt des Dekans ausübte. 1433 wurde er Beichtvater der Herzogin Elisabeth und erhielt ein Kanonikat an St. Stephan. Er war auch als Prediger – möglicherweise bei St. Stephan, tätig. Seit 1436 war er Domdekan. Er starb im August 1440. Zu Geuß' theologischen Werken gehören die *Quaestiones de temptationibus et motibus primis* und eine Anzahl Traktate. Seine Predigten lassen sich in

Pottenstein, ebenfalls Kanoniker von St. Stephan, Beichtväter von österreichischen Herzoginnen gewesen. Der erstere kümmerte sich um die Seelsorge von Elisabeth (nach Worstbrock seit 1433)⁴⁷⁴ und das Beichtkind des letzteren wurde Beatrix, Gemahlin Herzog Albrechts III. Dies würde dann allerdings bedeuten, dass Elisabeth zeitweilens zugleich zwei Beichtväter hätte, oder aber, dass Peuntner nachher nur mehr als Kaplan auf dem Hof diente.

1437 ist Peuntner auch als Prediger im Wiener Augustiner-Chorfrauenstift „Zur Himmelspforte“ bezeugt⁴⁷⁵.

Am 9. Januar 1438 und am 10. Januar 1439 urkundet er letztmals im Zusammenhang mit dem Verkauf von Liegenschaften⁴⁷⁶. Als ein angesehener Seelsorger, der mit den führenden politischen und geistlichen Kreisen Wiens eng verbunden war, ist Peuntner höchstwahrscheinlich am 20. 3. 1438 gestorben und wurde im Stephansdom beigesetzt⁴⁷⁷.

4.2 Thomas Peuntner und die Philosophie der Wiener Schule

Peuntner gehört zur Wiener Schule, die an der theologischen Fakultät in Wien zuerst von Heinrich von Langenstein und in der Folgezeit vor allem von Nikolaus von Dinkelsbühl vertreten wird. Sie ist gekennzeichnet durch die enge Verbindung von Theologie und Seelsorge, von scholastischer Lehre und praxisbezogener Frömmigkeit sowie durch die Vermittlung dieser Lehre für breite Schichten. Ihre katechetisch-erbauliche Schriften wurden gleichsam im Schlepptau der Melker Reform in alle reformierten Klöster eingeführt und erlebten eine bis dahin unbekannte Verbreitung⁴⁷⁸. Wiener Theologen waren es, die ihre reformatorischen Ideen mit Hilfe der Volkssprache auch an Lateinkundige weitergegeben haben. Hatte sich Peuntners Lehrer Nikolaus von Dinkelsbühl noch ausschließlich der lateinischen Sprache bedient, so führt Peuntner diese Popularisierung in einem doppelten Sinn fort, indem er die Werke seines Lehrers ins Deutsche überträgt und sie zugleich dem

drei Gruppen gliedern: *Sermones de tempore et de sanctis* einschließlich Festtagspredigten; dogmatische Predigten; Predigten über Themen der praktischen Moral und Lebensführung. Die wichtigsten Merkmale Geuss' Predigten sind laut Worstbock die subtile Distinktion und moraltheologische Kasuistik. Seine pastoralen Grundsätze sind die eines strengen Reformators; Geuss verurteilt nicht nur das Tanzen von zwei Personen beiderlei Geschlechts, sondern auch das Seitenspiel (*De ludo choreae et instrumentorum musicarum*), verdammt den Kleiderluxus der Wiener und das Glücksspiel.

⁴⁷⁴ Göhler, Das Wiener Kollegiats-, nachmals Domkapitel zum Hl. Stephan in seiner persönlichen Zusammensetzung in den ersten zwei Jahrhunderten seines Bestandes 1365-1554, 262.

⁴⁷⁵ Alle Predigten Peuntners, die nach diesem Datum datiert werden konnten (nach 23.6.1437), tragen den Vermerk „*celi porta*“. Zwischen diesem Kloster und dem Kollegiatkapitel bestanden enge Beziehungen. Diese könnten bei der Berufung Peuntners eine Rolle gespielt haben. Vgl. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 241.

⁴⁷⁶ Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 45.

⁴⁷⁷ Etwa Schnell, „Peuntner Thomas“, 538.

⁴⁷⁸ Siehe auch Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 36.

Verständnis breiterer Schichten, vor allem der Laien erschließt⁴⁷⁹. Peuntners Werke bedeuten eine Abwendung von der Kathedertheologie zum Menschen hin.

Allerdings war Thomas Peuntner nicht der einzige Wiener Autor dieser Zeit, der sich um deutschsprachige katechetische Literatur bemühte, sondern er verrichtete seine Arbeit im Rahmen einer sehr produktiven Wiener Übersetzungsschule, der wir eine ganze Reihe anderer zurechnen können, die sich jetzt überwiegend der Abfassung volkssprachiger Texte oder der Übersetzung lateinischer Werke gewidmet haben. Für die in dieser Richtung tätigen Autoren bzw. Übersetzer seien als Beispiel vor allem der schon oben genannte Karthäuser Nikolaus Kempf, Leopold Stainreuter, Stephan von Landskron⁴⁸⁰, Ulrich von Pottenstein und Mathias von Judenburg⁴⁸¹ genannt. Bei der großen Anzahl der in diese Richtung tätigen Autoren, die alle im Umfeld Wiens, genauer gesagt im Umfeld der Wiener Universität und des Wiener Hofes tätig waren, dürfen wir mit Recht von einer Wiener Übersetzungsschule sprechen⁴⁸². Außer ihrer Übersetzungstätigkeit verbindet sie alle auch die Tatsache, dass sie sich der Erbauung des einfachen Menschen gewidmet haben und katechetische Schriften in deutscher Sprache verfasst haben – damit sie auch jemand, der des Lateinischen nicht kundig ist, lesen konnte.

Als der berühmteste von ihnen ist wohl Ulrich von Pottenstein zu nennen, der höchstwahrscheinlich um das Jahr 1360 in Pottenstein oder Enns geboren sein dürfte. Seine Beziehung zur Wiener Universität kann man aus einer Notiz in den Akten der Wiener theologischen Fakultät vom Sommersemester 1397 ableiten. Im letzten Jahrzehnt stand Ulrich in seelsorgerischen Diensten der alten Herzogin Beatrix, Gemahlin Herzog Albrechts III. Als Pfarrer von Pottenstein bei Wien gehörte er dem Domkapitel von St. Stephan an. Danach war

⁴⁷⁹ Siehe Ebd., 35, 41.

⁴⁸⁰ Vermutlich um 1410 in Landskron geboren. Wegen der Hussiten, die im Jahr 1421 das Augustinerstift Landskron zerstörten, dürfte er nach Wien geflohen sein. Hier trat er in das Augustinerstift St. Dorothea ein. Ein Studium an der Wiener Universität kann man zwar nicht beweisen, aber Landskron scheint trotzdem eine umfassende theologische Bildung erhalten haben. 1451 wurde er von Nikolaus von Kues zum stellvertretenden Visitor der Augustiner-Chorherren der Salzburger Kirchenprovinz ernannt, 1452 wurde er Dechant des Domstiftes von Chiemsee. Später, 1458 ist er jedoch nach Wien zurückgekehrt und wurde zum Prior von St. Dorothea gewählt. Er hat es erfolgreich fast 20 Jahre lang geführt und hat die Klosterreform vorangetrieben, wobei er zahlreiche Klöster, wie Voralpe oder Reichersberg selber visitiert hat. Insbesondere hat er die Reform in die Frauenklöster, etwa St. Magdalena, St. Laurenz und St. Klara getragen). Sein meist unerforschtes Werk spiegelt laut Schnell seine Tätigkeit als Prediger und Seelsorger und vor allem Reformers seines Ordens – gehört der dritten Generation der Wiener Schule an. Man hat es bisher nicht chronologisch ordnen können. Die Zuschreibungen der deutschen Werke sind im Gegensatz zu seinen lateinischen gesichert, denn mit Ausnahme von einem Werk, hat er sie selber signiert. Sein wichtigstes Werk soll die Himmelstraß sein, das in 52 die wichtigsten katechetischen Stücke behandelt: Beichte und Buße, Zehn Gebote, Arte der Sünden, Fünf Sinne, Sieben Sakramente, Pater Noster usw. Landskron verfasste es in einem anschaulichen Stil, verwendet Beispiele, Geschichten aus der Bibel und dem Alltagsleben. Bernhard Schnell / Eginio Weidenhiller, „Stephan von Landskron“. In: Verfasserlexikon, Band 9 (1995) 295-301.

⁴⁸¹ Ruppriich, Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters, 197.

⁴⁸² Ebd. 37 ff.

er Pfarrer in Mödling, später in Enns. Dort hat er eine Kapelle und ein Benefizium gestiftet. Das Testament bezeugt Ulrichs beträchtliches Vermögen, sowie die Stiftung einer ewigen Messe unter Anderem für Bischof Georg von Passau, Herzog Albrecht V., und für seinen Ennser Gönner Landeshauptmann Reinprecht II. von Wallsee. Am 29.11.1417 wird er laut Hlawatsch als verstorben erwähnt⁴⁸³.

Ulrich von Pottenstein gilt als Verfasser des umfangreichsten katechetischen Werks des deutschen Spätmittelalters. Es ist als Ganzes konzipiert, aber wohl wegen seines großen Umfangs (ungefähr 1100 Seiten), in keiner Handschrift in seiner Gesamtheit überliefert. Inhaltlich wird es in vier Teile und 70 Kapitel geteilt: Paternoster-Auslegung, Ave-Maria-Auslegung, Credo-Auslegung und Magnificat- und Dekalog-Auslegung. Es ist als ein Nachschlagewerk zu benutzen, dass dem Leser weite Gebiete des christlichen Glaubens und religiösen Lebens aufschlüsseln soll. Wegen seiner Vielschichtigkeit lässt sich sein Werk nicht deutlich einer Gattung zuordnen. Am ehesten ist es aber wohl eine Summe der praktischen Morallehre, ein Kompendium, das den Gesamtbereich des sittlichen Lebens und der religiösen Praxis erfasst, und zwar sowohl des Laienstandes als auch der Geistlichkeit⁴⁸⁴.

4.3 Das Werk Thomas Peuntners

Thomas Peuntner wurde, so wie seine Vorgänger scholastisch geschult und mit den Lehren dieser mittelalterlichen Wissenschaft vertraut – seine zahlreichen Andeutungen und Zitate beweisen es ja. Mystik war ihm aber auch nicht fremd, wie sich die Scholastik und Mystik nur schwer voneinander trennen lassen. Sie sind nur zwei verschiedene Betrachtungsweisen mit denen der mittelalterliche Mensch die Stellung zu Gott und zur Religion (sein wichtigstes Problem), die Frage, wie es schließlich im Jenseits sein wird zu lösen versuchte. Das auch ist die Bedeutung der bedingungslosen „Liebhabung Gottes“ eine Frage (und zentrale Frage für Peuntner)⁴⁸⁵, die nach Rumpler wie keine zweite zwischen Scholastik und Mystik liegt, beide angeht und beide verbindet. Aus Peuntners Werken geht deutlich hervor, dass er weder keine scholastischen noch mystischen Traktate verfassen will. Es geht ihm eher darum, für den praktischen Alltag, das tägliche Leben eine Anleitung zu schaffen, wie man Gott richtig lieben soll – seine Werke sind meist aszetischen Inhalts. Er wendet sich vorwiegend an den einfachen Menschen, wohl auch an den niederen Klerus, er

⁴⁸³ Gabriele Baptist Hlawatsch/Ulrike Bodeman, „Ulrich von Pottenstein“. In: Verfasserlexikon, Band 10 (1997) 9-17.

⁴⁸⁴ Ebd. 10 ff.

⁴⁸⁵ Rumpler Thomas Peuntner und sein Büchlein von der Liebhabung Gottes, 16. Vgl. Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 35.

will einfach und volkstümlich reden, so dass ihn jeder versteht⁴⁸⁶ - er will das Innere der Menschen ansprechen. Peuntners Theologie ist die eines frommen Menschen, der sich an seine Mitmenschen wendet, um sie über Erfordernisse ihres Glaubens zu unterrichten, zu belehren und zu erbauen, wobei das erbauliche Moment noch stärker als bei seinen Vorgängern und Lehrmeistern im Vordergrund tritt⁴⁸⁷.

Er entwickelt dabei keine Theorie, obwohl er seinen Schriften (und dies gilt vor allem für das Büchlein über die Liebhabung Gottes und das Beichtbüchlein) ein streng logisches Gedankengerüst zugrunde legt. Er entscheidet sich auch für keine der beiden Hauptrichtungen der Scholastik in der Lehre von der Gottesliebe, er ist weder Thomist, noch der Anhänger Petrus Abaelards. Und wenn er trotzdem in seiner Tendenz mehr zur ekstatischer Betrachtungsweise der Gottesliebe neigt, so nur aus praktischen Erwägungen und in Anlehnung auf sein Vorbild – Nikolaus von Dinkelsbühl⁴⁸⁸.

Thomas Peuntner steht inmitten der theologischen und weltanschaulichen Auseinandersetzungen des ausgehenden Mittelalters, unberührt von den theologischen Streitigkeiten der Zeit, von der unendlichen Liebe Gottes zu den Menschen, fordert die Liebe der Menschen zu Gott als das höchste und alle anderen Gebote umfassende und übertreffende Gebot und predigt die Liebe der Menschen untereinander als Spiegelbild und Abglanz der göttlichen Liebe.⁴⁸⁹

Insbesondere diejenigen seiner Schriften, welche das Hauptthema seines literarischen Schaffens zum Gegenstand haben, nämlich die Anleitung zu wahrer und ungeheuchelter Gottesliebe und die dieses Generalthema seiner literarischer Arbeit bereits im Titel zum Ausdruck bringen (vor allem das Büchlein über die Liebhabung Gottes und das Beichtbüchlein), zeigen ein hohes Maß an Selbstständigkeit auch wenn Thomas in diesen Schriften, die man allgemein als seine Hauptwerke betrachtet, die Predigten des Nikolaus von Dinkelsbühl als Quelle für seine eigenständigen Bearbeitungen benutzt hat⁴⁹⁰.

Laut Haberkern ist Peuntners Stil gewandt, leicht eingängig und vom dichterischen Schwung. Auch inhaltlich übertrifft er mit seinem Plädoyer für die mystische Gottesliebe

⁴⁸⁶ Ebd., 17.

⁴⁸⁷ Rainer Rudolf, Thomas Peuntners Betrachtungen über das „Vater Unser“ und das „Ave Maria“ (Wien 1953), 65.

⁴⁸⁸ Ebd.

⁴⁸⁹ Ebd., 34. Da würde mich allerdings interessieren, ob es sich im Peuntners Fall wirklich auf alle Menschen bezog – oder nur auf die Christen. Vielleicht wäre es interessant zu wissen, was er über die Verbrennungen der Juden gedacht hat, die sein Brotgeber Albrecht V. angeordnet hat. In die ganze Angelegenheit war bekanntlich auch sein Lehrer Nikolaus von Dinkelsbühl als Prediger eingewickelt, die für die Zwangsbekehrten predigen sollte. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 150.

⁴⁹⁰ Ebd., 40.

viele andere Werke der katechetischen Literatur. Im katechetisch-erbaulichen Charakter seiner Schriften zeigt sich nochmals und für die Wiener Schule in dieser ausgeprägten Form vielleicht zum letztenmal, die enge Verbindung von Theologie und Seelsorge, von katechetischer Lehre und der Propagierung einer praxisbezogenen Frömmigkeit.

4.3.1 Predigten

Vielleicht war es seine Art der Auslegung von Gottes Wort und seine Fähigkeit, sich den Menschen zu nähern (nicht zuletzt auch durch die Tatsache, dass er sich an die Gläubigen in der Sprache der „gewöhnlichen Menschen“ und zwar in der deutschen Sprache wendete), oder die Tatsache, dass er die Ängste und Bedürfnisse der Menschen in den Mittelpunkt stellte und diese dadurch gefühlt haben, er spreche ihnen ganz „von der Seele“, die verursacht haben, dass seine Schriften eine weite Verbreitung gefunden haben. Der Grund dafür könnte aber auch darin liegen, dass Thomas Peuntner zu den Menschen nicht nur durch seine Schriften, aber auch durch seine Predigten, also das gesprochene Wort benutzend, zu den Menschen gesprochen hat. Hiermit sind seine Predigten gemeint, die er zuerst bei St. Stephan in Wien und später auch bei den Augustiner-Chorfrauen gehalten hat. Gerade die Tatsache, dass Menschen Peuntner und seine Ansichten von vornherein kannten, gefühlt haben, dass sie irgendwie „das Richtige“ für sie sind und es für wichtig oder notwendig hielten, sie auf irgendeine Weise festzuhalten, konnte später zur weiten Verbreitung und mehrfachem Abschreiben seiner Schriften beigetragen haben. Sprache, Publikum und Rezeption sind ja nicht voneinander zu trennende Faktoren, und diese spielten hier in idealer Form zusammen.

Von Thomas Peuntners Predigten sind mehr als 150 erhalten geblieben.⁴⁹¹ Diese hat Thomas Peuntner zwischen 1428 und dem 18.1.1439⁴⁹² in der Wiener Burg, im Augustiner-Chorfrauenstift zur Himmelspforte, in der Augustinerkirche und in St. Stephan gehalten. Es ist anzunehmen, dass er einige dieser Predigten auch mehrmals und in verschiedenen Kirchen gehalten hat, da in einigen Predigten verschiedene Daten und Vortragsorte genannt sind⁴⁹³. In der Regel handelt es sich dabei um Konzepte und Entwürfe für den persönlichen Gebrauch, die Peuntner oftmals überarbeitete und vielleicht je nach Anlass und dem ins Auge gefassten Hörerkreis veränderte und anpasste. Sie sind meistens in Latein konzipiert, wurden aber auf

⁴⁹¹ Schnell, „Peuntner, Thomas“, 539. Nach Haberkern sind es fast 200 – Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 38. es handelt sich um Wiener Codices CVP 4685 und 4932 der Nationalbibliothek.

⁴⁹² Diese genaue Angabe kennen wir daher, dass Peuntner einer ganzen Anzahl seiner Predigten mit eigener Hand Jahreszahlen beigefügt hat. Die letzte Predigt hat er nur etwa zwei Monaten vor seinem Tode verfasst. Auch über Kirchen, in denen sie gehalten wurden, informieren uns seine eigenhändigen Einträge. Haberkern 39.

⁴⁹³ Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 39 ff.

Deutsch vorgetragen.⁴⁹⁴ Wie auch bei anderen Predigtsammlungen, handelt es sich um so genannte Sonntagspredigten durch das Kirchenjahr, um Predigten zu besonderen Heiligenfesten, und zu anderen feierlichen Anlässen, auch zur Festlichkeiten der Wiener Universität.

Nach Knapp hat Peuntner einzelne Teile seiner Predigten manchen seiner deutschen Texte zugrundegelegt. Sie als Predigten auf Deutsch zu redigieren, wie dies Johann Bischoff tat, fiel ihm offenbar nicht ein. Neben eigenen lateinischen Konzepten bediente er sich überwiegend fremder Entwürfe für seine deutschen Werke, ohne dass wir darüber in den meisten Fällen hinreichend Bescheid wüssten⁴⁹⁵.

Peuntners lateinische Predigt legt noch größeres Gewicht auf die Abwehr allen selbstsüchtigen Strebens des Menschen nach irdischem oder überirdischem Lohn – eines Strebens, welches selbst Sünde sei und daher diesen Lohn gar nicht verdiene, da Gott gerade ohne Lohn geliebt werden müsse. Aber auch wo er sich relativ eng an den Text Dinkelsbühls anlehnt, greift der Bearbeiter ständig erläuternd und erweiternd ein.

4.3.2 Schriften

Die Schriften Thomas Peuntners sind von einem starken Autorsbewusstsein geprägt. Die Eingangsformel *in ainem warn kristenlichen glawben, in steter hoffnung, und in ainer volkumen lieb behalt uns der parmherzig got*⁴⁹⁶ beinhalten alle seine Werke und dadurch bekommen sie auch einen einzigartigen Stempel. Die Kopisten haben diesen Textbaustein in der Regel auch übernommen, da es ja nicht darum ging, die Autorschaft des Thomas zu verwischen.

Das literarische Werk, das uns Thomas Peuntner hinterlassen hat, kommt an Umfang bei weitem nicht an das von Jean Gerson oder Nikolaus von Dinkelsbühl heran, zumal es sich fast ausschließlich nur der Pastoraltheologie widmet. Trotzdem ist seine Wirkung keineswegs geringer und in der Beliebtheit und Verbreitung seiner Schriften werden diese teilweise von ihm noch übertroffen⁴⁹⁷.

Das gilt besonders für sein Hauptwerk, das Büchlein von der Liebhabung Gottes, das zu einer der am meisten verbreiteten katechetischen Erbauungsbücher des Spätmittelalters

⁴⁹⁴ Haberkern meint, dass die Anzahl der überlieferten Predigten Peuntners kaum der des Nikolaus von Dinkelsbühl nachstehen, zumal bestimmt noch nicht alle Predigthandschriften Peuntners entdeckt sind. Vermutlich auf grund ihres Charakters und ihrer Lateinsprachlichkeit sind sie bei weitem nicht so breit überliefert wie seine pastoralen Schriften. 38. Siehe auch Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 241 und Rumpler, Thomas Peuntner und sein Büchlein von der Liebhabung Gottes, 13.

⁴⁹⁵ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 241.

⁴⁹⁶ Etwa auch beim Beichtbüchlein – etwa ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2957.

⁴⁹⁷ Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 46 f.

geworden ist⁴⁹⁸. Dessen erste Fassung ist um 1428 entstanden und stellt vermutlich sein erstes Werk dar. Als einzigem von Peuntners Werken gelang es ihm, in die Drucküberlieferung einzuziehen, wodurch es auch in den norddeutschen Sprachraum eindrang⁴⁹⁹. Das von Thomas intendierte Publikum sind, außer interessierten Laien, die Ordensleute, Kleriker, der Adel des Wiener Hofes sowie das gehobene Bürgertum⁵⁰⁰. Außer der ersten Fassung aus 1428 hat er noch weitere zwei erstellt. Für die erste, 18 Kapitel in sich bergende Fassung, hat er aus dem Tractatus octo, dem Predigtzyklus des Nikolaus von Dinkelsbühl geschöpft. Als Hauptquelle diente dabei der erste Zyklus der Zyklusfolge „*De dilectione Dei et proximi*“, aus denen Peuntner einige Stellen wörtlich übersetzte.⁵⁰¹

In einer zweiten Bearbeitung hat Thomas Peuntner die Vorrede neu formuliert und die ersten sechs Kapitel neu bearbeitet. Diese Fassung widmete Peuntner der Herzogin Elisabeth von Österreich, deren Beichtvater er war⁵⁰².

In die dritte Fassung, entstanden 1433, arbeitete Peuntner noch eine Predigt über die Gottesliebe ein. Diese soll er im Jahre 1432 in der Wiener Burg gehalten haben. Durch diese Einfügung und durch andere Ergänzungen wurde der Umfang der Schrift von 18 auf 22 Kapitel erweitert⁵⁰³.

Erst durch die Forschung Mascheks und Rudolf konnte Thomas Peuntner als Autor nachgewiesen werden. Zuerst wurde das Werk Nikolaus von Dinkelsbühl zugewiesen (was auch kein Wunder ist, denn Peuntner hat hier aus seinem Werk auch viel geschöpft) und zweitweise auch, wegen des beigefügten Briefs „des Kartäusers“ wurde das Werk mitunter auch als das Werk „eines unbekannten Kartäusers“ bezeichnet⁵⁰⁴. Von den, nach dem aktuellen Stand der Forschung⁵⁰⁵, 75 überlieferten Textzeugen enthalten nur drei eine Zuschreibung an Thomas Peuntner⁵⁰⁶.

⁴⁹⁸ Schnell, „Peuntner, Thomas“, 540. Siehe auch Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich, 240.

⁴⁹⁹ Ebd.

⁵⁰⁰ Ebd., 244.

⁵⁰¹ Maschek, „Peuntner, Thomas“, 865. Vgl. Schnell, „Peuntner, Thomas“, 540.

⁵⁰² Ebd. Vielleicht auch zu *pessrung ewrs lebens*. Zitiert nach Rumpler, Thomas Peuntner und sein Büchlein von der Liebhabung Gottes, II.

⁵⁰³ Ebd. Siehe auch Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 48.

⁵⁰⁴ Maschek, „Peuntner, Thomas“, 865.

⁵⁰⁵ Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 49. Laut Knapp waren es nur 72 und 9 Inkunabeldrucke (Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 244) und nach Schnell nur 70 und 9 Inkunabeldrucke (Schnell, „Peuntner, Thomas“, 540). Komischerweise zählt aber Haberkern die Inkunabeldrucke nicht mit.

⁵⁰⁶ Handschrift cgm 762 aus Augsburg vermerkt: „*Die gegenwirtig materi von der liebhabung gotz ist also zu tütsch gemacht und pracht alz nach Cristus gepurt gezelt ward tusend vierhundert jar und darnach in dem ain und dryzigosten jar in vigilia sancte Affre virginis von her Taman saliger gedachtnuzz prediger zu sand Stephan ze Wyenn* – müsste aber beim besten bedeuten, dass Peuntner diese Fassung 1431 verfasst hat und sie erst nach seinem Tod abgeschrieben wurde, den man schreibt von ihm als „saligen“ d. h. Toten – und 1431 ist er auf

Für den ungewöhnlichen Erfolg dieser Schrift dürfte die schlichte Sprache derselben kein unbedeutender Faktor gewesen sein. Laut Maschek gibt es dafür zahlreiche Bezeugungen (er nennt aber nur eine einzige), wie etwa auch die des unbekannten Kartäusers, der in seinem Brief an den Bruder Konrad erklärt, er würde, wenn er das Büchlein nicht besäße, bis nach Rom, Aachen und zu den Einsiedeln pilgern um es dort zu suchen.⁵⁰⁷

Einer der Hauptgedanken des Büchleins über die Liebhabung Gottes ist es, dass jegliche Art von Gottesliebe und Verdienstlichkeit, welche auf eine zu erwartende Belohnung im Jenseits oder auf Errettung von der ewigen Verdammnis abzielt, den erhofften Lohn nicht erhalten wird, weil nur eine ungeheuchelte absichtslose Gottesliebe, die sich diese Liebe nicht zum Verdienst zurechnet, sondern allein auf die Gnade Gottes vertraut, zum Ziel der ewigen Seligkeit führen wird. Gott will um seiner selbst willen geliebt werden und nicht aus Furcht vor Strafe oder aus Hoffnung auf Belohnung⁵⁰⁸:

*An dem ersten, so hab wir Got lieb wber alle ding, so wir in lieb haben entleichen und allain durch sein selbs willen und nicht durch unsers nütz willen, nach durch kains andern dings willen, das Got selber nicht ist.*⁵⁰⁹

Die Seligkeit kann nicht durch eigenes Bemühen erzwungen und nicht erkaufte werden, auch nicht durch eine noch so eifrige Werkfrömmigkeit. Mit diesem Credo, das seine Hauptwerke wie ein roter Faden durchzieht, hat er einen neuen und wie sich zeigen wird, wirkungsträchtigen Ansatz der Theologie der Wiener Schule einen Schritt weitergeführt. Die Bedeutung Peuntners dürfte auch in dieser Tatsache zu suchen sein. Man gewinnt den Eindruck, dass Peuntner all das, wogegen die Reformation sich wenden musste, längst überwunden hat⁵¹⁰.

Knapp meint jedoch, dass die religiöse Tendenz des Büchleins von der Liebhabung Gottes doch nicht so neu ist. Schon die Kirchenväter suchten der Gefahr des frommen Utilitarismus zu begegnen, ebenso die großen Moraltheologen des hohen Mittelalters und der

jedem Fall noch nicht gestorben. Weitere Hinweise bringen die Handschriften cod. 961 aus der Unibibliothek Graz und Stiftsbibliothek Herzogenburg, cod. 107. Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 49.

⁵⁰⁷ Maschek, „Peuntner, Thomas“, 868.

⁵⁰⁸ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 243, 244.

⁵⁰⁹ Rumpler, Thomas Peuntner und sein Büchlein von der Liebhabung Gottes, 21.

⁵¹⁰ Selbst bereits Dinkelsbühl lässt eine vorsichtige Distanzierung von bis dahin uneingeschränkt gültigen Rechtfertigungslehre der katholischen Kirche beobachten, welche anstelle der bisherigen dogmatisch anerkannten Lehre von der Rechtfertigung des Menschen durch Glauben und verdienstliche Werke, jetzt die Rechtfertigung allein durch die Gnade Gottes in den Vordergrund rückt und der Werkgerechtigkeit nur noch eine Nebenrolle zubilligt. Ebd.

Hochscholastik. Das vielleicht bekannteste Beispiel der biblischen Lehrparadoxe erzählt an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert der französische Chronist Jean de Joinville in seiner 1309 beendeten *Histoire de saint Louis*. Er berichtet von einem Dominikanermönch namens Ivo, welcher während des Kreuzzugs nach Akkon auf der Straße eine Alte gesehen habe, welche in der Rechten eine Schüssel mit Glut und in der Linken ein Fläschen mit Wasser trug und auf Bruder Ivos Frage antwortete, sie beabsichtige mit dem Feuer das Paradies zu verbrennen und mit dem Wasser die Hölle zu löschen, damit sie beide nicht länger bestünden, weil sie nicht wolle, dass jemand irgendwas tue für Lohn des Paradieses oder aus Angst vor der Hölle, sondern ausschließlich aus Liebe zu Gott. Ein solches Beispiel mochte wohl vielen länger im Gedächtnis bleiben als manches noch so erbauliche Büchlein. Aber das von Thomas Peuntner erhält seinen wahren Stellenwert erst aus der im 15. Jahrhundert geradezu epidemischen Werkfrömmigkeit, mit dem alle Welt sich damals, kräftig unterstützt von der Kirche, das Seelenheil im Jenseits erkaufen wollte⁵¹¹.

In seinem weiteren Werk, der Liebhabung Gottes an Feiertagen setzt Peuntner seinen von ihm eingeschlagenen Weg fort, betont hier jedoch wiederum die Sonntagsheiligung und appelliert an die Gläubigen, besonders den arbeitsfreien Sonntag zum Gottesdienst zu nutzen und zu einer meditativen Versenkung in die zu erstrebende Gottesliebe. Dieses Werk ist 1434 entstanden – zusammen mit der von Peuntner selbst verfassten Kurzfassung überliefert. Es unterstreicht die große Bedeutung, die der Sonntagsheiligung zugemessen wurde⁵¹².

Die Tendenz seines Wirkens und seiner schriftstellerischen Tätigkeit, den von den Problemen des Lebens bedrängten Menschen durch katechetische Schriften pastorale Hilfe zum Leben und zum Sterben zu geben, kommt besonders deutlich in seiner Schrift *Kunst des heilsamen Sterbens* (1434), der ersten *ars moriendi* der Wiener Schule zum Ausdruck.

Diese Gattung gilt als typisch für das Denken und literarische Schaffen des 15. Jahrhunderts. Ihre volle Ausprägung erreichte sie mit der *Ars moriendi* im dritten Teil des *Opus tripartitum* des Jean Charlier de Gerson⁵¹³. Seine lateinische *Ars moriendi* (der bereits um 1403 eine französische Fassung desselben Autors, *La science de bien mourir*, vorausgegangen war) wird vermutlich um 1430 im lateinischen *Speculum artis bene moriendi* wie Knapp sagt, scholastisch-kasuistisch erweitert⁵¹⁴. Auf ein Lob des Todes und die *ars bene*

⁵¹¹ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 244.

⁵¹² Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 50. Zu den erhaltengebliebenen Handschriften siehe Bernard Schnell, VL, 537-544.

⁵¹³ Vgl. Herbert Kraume, „Gerson, Johannes“. In: Verfasserlexikon, Band 2 (1980), 1266-1274.

⁵¹⁴ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 245.

moriendi folgen hier die fünf Anfechtungen des Sterbenden, die anselmischen⁵¹⁵ und gersonischen Befragungen des Sterbenden, Unterweisungen und Sterbegebete, Mahnungen in der Todesstunde und weitere am Totenbett zu sprechende Gebete. Das *Speculum* war noch verbreiteter als Jean Gersons *Ars moriendi*, wurde auch öfter übersetzt, zum ersten mal bereits vor 1435 im bairisch-österreichischen Sprachraum und liegt der berühmten illustrierten so genannten Bilder-*ars* von ca. 1450 zu Grunde.

Thomas Peuntner hat beim Schreiben von seiner „Kunst des heilsamen Sterbens“ (aber, auch von seinen lateinischen Predigten über das Partikulargericht – *De iudicio particulari*) vor allem aus Gersons *Ars moriendi*, daneben aber auch aus dem *Speculum* bei der „Neubearbeitung des Themas“ geschöpft⁵¹⁶. Peuntner wendet sich hier nicht an die Priester, sondern an das gläubige Volk, dem er Ermahnungen, Befragungen, Gebete und zusätzliche Betrachtungen zu diesem alles entscheidenden Moment im Leben eines Christen liefert. Auch hier, wie in anderen seinen Werken fordert er das persönliche Engagement der Menschen, das sich in der Liebe zu Gott und dem leidenden Heiland äußert⁵¹⁷.

Den Text Gersons hat er hier nach Knapp um ein Mehrfaches erweitert, am auffallendsten bei der Funktion der religiösen Bildnisse. Was Gerson, der sein *Ars moriendi* wohl für einen Krankenseelsorger verfasst, mit wenigen Worten sagt, beschreibt Peuntner auf mehr als 100 Zeilen. Er wollte offenbar den Gläubigen aus dem Volk zusätzliche Verständnishilfen an die Hand geben, die auch für die selbstständige Meditation geeignet waren. Dem Seelsorger Peuntner ging es hier wie auch anderswo um die persönliche Begegnung des Menschen mit Gott. Er hebt hier in Einklang mit Gerson und der Frömmigkeitstheologie des ausgehenden Mittelalters die Heilsvermittlung durch Kirche und

⁵¹⁵ Anselm von Canterbury, ein Frühscholastiker hat im 12. Jahrhundert. Knapp meint, dass er die „Ermahnung des Sterbenden“ (*Admonitio morientis*) geschrieben hat, welches zum Vorbild für spätere *Artes moriendi* wurde. (Ebd.), Steer meint aber, dass das *Admonitio* Anselm fälschlich zugeschrieben wird. Wem wir es allerdings zuschreiben sollen, sagt er nicht. Georg Steer, „Anselm von Canterbury“. In: Verfasserlexikon, Band 1 (1978), 375-381.

⁵¹⁶ Im Unterschied von Knapp erwähnt Haberkern das *Speculum* nicht. Haberkern, Das Beichtbüchlein von Thomas Peuntner, 51.

⁵¹⁷ Die Schrift ist für die Geschichte der Sterbebüchlein des ausgehenden Mittelalters von Bedeutung. Der Hintergrund für die weite Verbreitung solcher Sterbebüchlein war wahrscheinlich die ungesicherte existenzielle Lage der Menschen und das stark ausgeprägte Bewusstsein von der Hinfälligkeit des Lebens. Die zahlreichen Pestwellen der Zeit haben sicher nicht wenig dazu beigetragen. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gab es in Wien Pestwellen in den Jahren 1400, 1410, 1419, 1425, 1428, 1442, 1452, davon also mindestens 6 zu Peuntners Lebzeiten. Diese Pestwellen hatten unter Anderem auch zu einem großen Mangel an Priestern geführt, so dass man gerade in den Phasen extrem hoher Sterblichkeit kaum in der Lage war, allen Sterbenden pastorale Sterbehilfe zu geben. Auch viele Studenten der Wiener Universität sind an der Pest gestorben. Bei einem neuerlichen Ausflammen der Seuche im Wintersemester 1419/20, sank die Zahl der Immatrikulationen auf weniger als die Hälfte des vorherigen Semesters. Hovorka, Die Wiener als Studenten an der Wiener Universität im Spätmittelalter, 12.

Darin dürfte also eine der Ursachen liegen, warum gerade ein deutschsprachiger Text dieser Art so weit verbreitet war. Vgl. Rupprich, Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters, 166.

Sakramente, durch die Heiligen, stark hervor und wertet die irdische Welt gegenüber dem Jenseits ebenso stark ab. Die formgeschichtliche Entwicklung der Wiener Schule gelangt mit Thomas Peuntner zu einem gewissen Abschluss, da in Werken wie dem Sterbebüchlein nur noch zum geringeren Teil von Übersetzung die Rede sein kann. Mehr oder weniger „reine“ Übersetzungen gab es in dieser Hinsicht immer noch, doch war die freie Bearbeitung nunmehr als gleichberechtigte Möglichkeit daneben fest etabliert⁵¹⁸.

Auch Betrachtung über das Vaterunser, ein Werk, das 1435 entstanden sein dürfte, wird in der Regel mit einer von Peuntner selbst verfassten Kurzfassung überliefert. Nach Rainer Rudolf ist es keine Katechese oder Exegese des Paternosters, sondern eine erbauliche Betrachtung über die Liebhabung Gottes anhand des Vaterunsers. – die wichtigste Quelle hierfür waren die Predigten Nikolaus von Dinkelsbühls und Heinrichs von Langenstein⁵¹⁹. Peuntner übernimmt dabei aus seinen Quellen nur das, was er für seine Arbeit mit besonderer asketischer Ausrichtung brauchen kann; er geht mit ihnen ziemlich frei um, klammert sich nicht an die Gedankenführung seiner Vorbilder, sondern holt mit sicherer Hand jene Gedanken heraus, die ihm am meisten entsprechen, und wo er sie bei Langenstein und Dinkelsbühl nicht findet, entnimmt er sie ruhig seinem eigenen Werk oder greift nach Vätertexten – wie er dies letztlich auch bei seinen anderen Werken so tut.⁵²⁰

Vermutlich mit der „Betrachtung über das Vaterunser“ 1435 verfasst, weist auch dieses Lob Mariens, das letzten Endes ein Lob Gottes darstellt, eine von Peuntner stammende Kurzfassung auf.

Die umfangreichste Schrift Christenlehre, eine feste Sammlung katechetischer Texte, die der Belehrung, wie der Reinigung dient, dürfte Peuntner für Laienbrüder konzipiert haben. Sie vereinigt nach einem den Inhalt umreißenden Prolog (Inc.: *das püchel ist geschriben in lieb durch ettleicher ungelertet und aunualtiger person willen*) folgende Texte: „Dekalog“ mit „Dekalogerklärung“ (Inc.: *Die vorgeschriben heiligen zechen gepot unsers herren sullen uns sein ain spiegel darjinn wir unser gewissen schawen*), „Büchlein über Liebhabung Gottes“ (1. Fassung), „Die 15 Stücke göttlicher Liebe“, „Vom Gebet“ (Inc.: *Hernach vindt man ettwas chürczleich geschriben von dem gebet in der gemain*), eine „Vaterunser-Auslegung“, „Ave-Maria-Auslegung“ (Inc.: *Es ist zemercken das dy rayn vnd chewsch junckfraw Maria...nicht*

⁵¹⁸ Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 246.

⁵¹⁹ Rudolf meint, dass von 64 Belegstellen 43 auf Dinkelsbühl, dreizehn auf Langenstein, vier auf Peuntners eigene Werk „Büchlein über die Liebhabung Gottes“, zwei auf Cyprian, eine auf die Heilige Schrift und eine auf Augustinus entfällt. Rudolf, Thomas Peuntners Betrachtungen über das Vater Unser und über das Ave Maria, 84. Siehe auch Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 244.

⁵²⁰ Rudolf, Thomas Peuntners Betrachtungen über das Vater Unser und über das Ave Maria, 85.

allain ist von got gesegnet), „Auslegung des Glaubens“, „Von den 8 Seligkeiten (Inc.: *Indem evangely das man list in aller heiligen tag*), „Von den Werken der Barmherzigkeit“ (Inc.: *Die Werrch der parmherczichait sind zwiualtig das ist leiplich*), „Von den 7 Todsünden“ (inc.: *Die hochvart ist die erst todsund von der spricht der lerer Gregorius*), „Von den 9 fremden Sünden“ (Inc.: *Under den newn frömden sunden ist die erst da hie also benennt*), „Von den 5 Sinnen“ (Inc.: *Wie wol das ist das der listichait des pösen geist manigerrlay sind*), „Von der Buße“ (Inc.: *Ein yeder mensch sol mit fleis pehalten die gepot unsers herren und auch die gepot der christenleichen chirichen*) sowie das „Beichtbüchlein“. Vermutlich schöpft Peuntners „Christenlehre“ aus den katechetischen Predigten des Nikolaus von Dinkelsbühl, aus seinen eigenen Predigten sowie, wie Schwinger nachgewiesen hat, aus dem „Gewissensspiegel“ des Martin von Amberg⁵²¹.

4.3.3 Das Beichtbüchlein

Es mag dem Leser wohl merkwürdig erscheinen, dass ich hier ein ganzes Unterkapitel einer einzigen Schrift widme, obwohl ich die anderen „unter ein Dach“ geschoben habe. Wie für alles auf der Welt gibt es aber auch hierfür einen Grund. Dieser ist, dass das Beichtbüchlein sich von anderen Peuntners Werken unterscheidet. Und zwar darin, dass es nicht wie andere an die Allgemeinheit gerichtet sind, sondern auf eine bestimmte Person, welche das Beichtkind Thomas Peuntner gewesen ist – an die österreichische Herzogin und später Königin Elisabeth, Gemahlin Albrechts V. Peuntner hat ihr bereits seine hier zuerst genannte Schrift, das „Büchlein über Liebhabung Gottes“ gewidmet, doch konnte man es an ihrem Inhalt nicht erkennen – es gibt dort kaum etwas, das es andeuten würde. Es scheint ganz so, als ob sich Peuntner an alle Menschen ohne Unterschied wenden würde.

Nicht aber so im Beichtbüchlein. Hier findet man beim genauen Hinschauen schon Hinweise, die auf Elisabeth deuten. Und um diese Hinweise (die außerdem auch einen sozialen Anklang haben) auch dem Leser zu zeigen, möchte ich dieses Werk einer Analyse unterziehen. Bevor ich es aber tue, werde ich das „Beichtbüchlein“ in den Kontext der zeitlichen Pastoralliteratur etwas einzubetten versuchen und das Beichtbüchlein, seinen Inhalt und Konstruktion beschreiben.

a) Über die Beichtbücher im Allgemeinen

⁵²¹ Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 52. Vgl. Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2, 244.

Im Rahmen der seelsorgerischen Betreuung und Unterrichtung der Laien waren Beichtbücher und Beichtspiegel unverzichtbar, zumal das Beicht- und Bußsakrament von der Kirche stets ganz besonders herausgestellt und gepflegt wurde, ist es doch wie kein anderes Sakrament der Kirche geeignet, den einzelnen Gläubigen fest an die Kirche zu binden. So ging man schon früh dazu über, solche Texte aus dem Lateinischen in die Volkssprache zu übertragen, wobei meist die lateinischen Bußbücher der Kanonisten zur Grundlage dienten, aus denen mit mehr oder weniger großer Selbstständigkeit übersetzt wurde. Bald aber verfasste man entsprechende Schriften auch direkt in der Volkssprache, wozu man häufig die Schriften der Kanonisten als Vorlage benutzte. Tatsächlich waren die Beichtbüchlein die ersten Texte geistlicher Prosa überhaupt, die in der Volkssprache verfasst wurden⁵²².

Beicht- und Bußschriften sind in vielen Varianten erhalten geblieben – für unterschiedliche Bedürfnisse und Personenkreise. Von einfachsten tabellenartigen Zusammenstellungen der wichtigsten Tugenden und Laster über die die Gläubigen unterrichtet werden sollten bis zu ausführlich kommentierten selbstständigen Beicht- und Bußtraktaten, oft in Form von *speculum conscientiae*-Texten. Eine auffallende Häufigkeit lateinisch-deutscher Mischtexte ist wohl auf die Doppelfunktion dieser Texte zurückzuführen. Sie dienten nämlich nicht nur als Anleitung von Laien, sondern auch als Hilfsmittel für die Pastoralarbeit und waren besonders für die Tätigkeit von Beichtvätern unentbehrlich.

Früher waren die Beichtbücher nach dem Katalog der Hauptsünden untergliedert – später waren es die zehn Gebote – danach kam es zu Übergangsformen, so dass die Schriften eine Mischung aus Dekalogerklärung und Beichtbuch darstellten – dem Dekalog wurden jeweils die dazugehörenden Hauptsünden zugeordnet. (Zum Beispiel dem ersten Gebot *superbia*, dem dritten Gebot *acedia*, dem fünften Gebot *ira* usw.)⁵²³

Auch das Beichtbüchlein Peuntners gehört zu diesem Typ und ordnet die besprochenen Sünden den jeweiligen Geboten des Dekalogs zu. Laut Haberkern benutzt Peuntner dazu die Schriften Heinrich von Langensteins, Nikolaus von Dinkelsbühls, Jean Gersons: *Opus tripartitum*, N. v. Lyra, Johannes von Freiburg, Hugo Ripelin, Augustin, und Thomas von Aquin. Meiner Meinung nach schöpft Peuntner aber nur aus Nikolaus von Dinkelsbühl und Jean Gerson. Er benutzt die Quellen womöglich nur deshalb, weil sie auch sein Lehrer benutzt. Nicht, dass er nicht selbstständig denken könnte – er glaubt ja nur, dass sich in den Werken seines Lehrers „das Beste“ verbirgt.

⁵²² Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 21.

⁵²³ Ebd., 22.

Auffallend ist die Zunahme der Beichtbüchlein und Sterbebüchlein im 15. Jahrhundert. In dieser vorreformatorischen Zeit erschien die religiöse Unterweisung der Laien besonders vordringlich – Zeit tiefer Frömmigkeit und echter, innerlicher Religiosität - Abwehrkampf gegen „Irrlehrer“ – Veranlassung, die Bedeutung der Beichte und Buße und ihre Eigenschaft als Sakramente, die nur von der Kirche verliehen werden konnten, besonders zu betonen und hervorzuheben, um den Allgemeinvertretungsanspruch der Kirche in allen Angelegenheiten des Seelenheils klar herauszustellen.

Beichterklärungen der ersten Kategorie: Tafeln und Sündenkataloge: oft auf leeren Blättern nachgetragen oder am Schluss des Codexes angehängt.⁵²⁴

ausführlich kommentierte Beichtschriften – Cgm. 121

Umfangreiche Traktate – Confessionale als typisches Beispiel – einheitliche Konzeption, welche die einzelnen Texte zu einer gedanklichen Einheit schließt.⁵²⁵

b) Das Beichtbüchlein Thomas Peuntners – Zusammensetzung und Überlieferung

Nach Haberkern ist das Beichtbüchlein als das letzte Werk Peuntners, das er geschrieben hat. Die Tatsache aber ist, dass bereits 1433 seine Stelle des Beichtvaters der österreichischen Herzogin, der das Werk ja gewidmet ist, Johannes Geuß angenommen hat⁵²⁶. Das Beichtbüchlein dürfte also von Peuntner viel früher geschrieben worden sein. Oder könnte es gewesen sein, dass Elisabeth von Österreich zwei Beichtväter zugleich gehabt hätte?

Es ist überhaupt bemerkenswert, dass alle Werke Peuntners, soweit sie uns bekannt sind, erst in der letzten Phase seines Lebens entstanden sind, nämlich in der Zeit zwischen 1427-1439, also in dem Zeitraum von nur 12 Jahren⁵²⁷. Allerdings dürfte das Beichtbüchlein früher schon als 1438 entstanden sein, denn Peuntner, der Das „Material“ dafür dürfte allerdings Peuntner schon vorher gesammelt haben.

Peuntners vermutlich letztes Werk besteht inhaltlich aus vier Teilen *obwohl nicht optisch zu sehen*. Der erste Teil beginnt mit einer Art Einleitung, in welcher die beiden Gebote der Liebe erörtert werden: die Liebe zu Gott und Liebe zum Mitmenschen. Dabei spiegelt sich die eine in der anderen ab. Ohne sie ist auch die Erfüllung der Gebote des Dekalogs wertlos, denn auch die sorgfältigste Erfüllung dieser Gebote erreicht ihren Zweck

⁵²⁴ Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 25.

⁵²⁵ Ebd., 26.

⁵²⁶ Worstbrock, „Geuß, Johannes“, 38.

⁵²⁷ Ebd. 54.

nur dann, wenn sie aus uneigennütziger Liebe zu Gott geschieht und nicht aus einem Kalkül, das sich die ewige Seligkeit durch entsprechende Gegenleistungen erkaufen will.

Anschließend werden zunächst die zehn Gebote aufgezählt und die darin enthaltenen Gebote, bei denen es sich in Wirklichkeit bekanntlich überwiegend um Verbote handelt. Ebenfalls werden die sieben Hauptsünden genannt. Es folgt eine genaue Beschreibung der zehn Gebote und eine detaillierte Aufzählung aller Übertretungen, welche durch das jeweilige Gebot bzw. Verbot angesprochen werden, sowie die Verbindung der einzelnen Gebote mit den jeweils zugehörigen sieben Tod- oder Hauptsünden nimmt den größten Teil dieses ersten Abschnittes ein. Laut Haberkern folgt dieser Traktat dem Aufbau, der sich im Spätmittelalter weitgehend durchgesetzt hat: er benutzt als Ordnungsschema zwar die zehn Gebote aber verbindet sie mit dem bekannten Siebener-Schema der Haupt- bzw. Todsünden, indem er diese den jeweiligen Geboten zuordnet und sie zusammen mit diesen behandelt.

Im zweiten Teil werden dann die bereits genannten sieben Todsünden eingehend besprochen, und es wird als die wohl wesentlichste Aussage dieses Teils herausgestellt, dass ein Mensch mit einer Todsünde auch gegen zwei, drei oder mehr Gebote gleichzeitig verstoßen kann, und dass das „Beichtkind“ diese Tatsache beachten und bei der Vorbereitung seiner Beichte berücksichtigen muss. Einige Beispiele, welche Peuntner in diesem Teil anführt, sollen diese Lehre dem Leser verständlicher machen.

Der dritte Teil ist den verschiedenen Umständen gewidmet, unter denen die einzelnen Sünden begangen werden, wobei erläutert wird, dass je nach diesen Umständen, von denen nach Peuntner zehn Arten aufgezählt werden, die Schwere der Sünde beurteilt werden muss. Bei diesen Umständen handelt es sich um situative Elemente, durch die je nach dem jeweiligen Kontext, in dem sie stattfinden, einfache und lässliche Sünden zu Todsünden werden können. Folgende Umstände werden genannt und durch Beispiele erläutert⁵²⁸:

1. *der stand*⁵²⁹, d. h. die gesellschaftliche Stellung oder der Beruf des betreffenden Menschen
2. *die stat*⁵³⁰, also der Ort an dem die Sünde begangen wurde
3. *das wissen*⁵³¹. Hiermit ist gemeint, dass die Sünde des Menschen umso schwerer ist, wenn sie ein Mensch im Bewusstsein der Sündhaftigkeit vollbringt.

⁵²⁸ Haberkern, Das Beichtbüchlein von Thomas Peuntner, 60.

⁵²⁹ ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2957 Fol. 12 v f. Da ein Teil von dieser Arbeit gerade die Edition der Version des „Beichtbüchleins“ aus dem eben genannten Codex einnimmt, werde ich alle Benennungen der Umstände so anführen, wie sie in dieser Version vorkommen.

⁵³⁰ Ebd. 13r.

⁵³¹ Ebd. Fol. 14v.

4. *die tzeit*⁵³². Das heißt, dass die Sünde schwerer wiegt, wenn sie an einem Feiertag oder in der Fastenzeit vollbracht wurde.
5. *das alter*⁵³³. Eine Sünde wiegt schwerer, umso älter der Mensch ist, der sie begangen hat. Je älter der Mensch wird, desto besser sollte er verstehen und lernen, was Gott lieb ist.⁵³⁴
6. *die gelegenheit*⁵³⁵. Dieser Umstand bezieht sich auf die Person, welche die Sünde begeht und auf die, mit welcher sie begangen wird. Demnach ist es ein Unterschied, ob diese etwa von einem Priester oder einem Laien begangen wird. Die Sünde ist auch umso schwerer, wenn sie mit Kindern oder mit einfältigen Personen begangen wird, welche die Folgen des Geschehens nicht erkennen können. Wer eine solche in die Sünde treibt, handelt doppelt verwerflich.
7. *die bekerung oder die beleibung*⁵³⁶ bezieht sich auf die Dauer und Hartnäckigkeit mit der eine Sünde begangen bzw. wiederholt wird.
8. *die bewegung*⁵³⁷ heißt die Stärke der jeweils erfahrenen Anfechtung. Eine Sünde ist umso schimpflicher, je geringer die empfangene Anfechtung gewesen ist.
9. *tzal der sunden*⁵³⁸ befasst sich mit der Häufigkeit der Sünden und erläutert, dass es selbstverständlich für das Seelenheil von Bedeutung ist, wie häufig die einzelnen Sünden begangen werden. Jede einzelne Sünde, auch wenn es sich immer um die gleiche handelt, wird angerechnet. Es erfolgt also keine Zusammenziehung mehrerer gleicher Sünden zu einer einzigen.
10. *die weis*, also Art und Weise, in welcher eine Sünde begangen wird, denn durch diesen Umstand kann eine Sünde einen ganz anderen Namen und einen ganz anderen Charakter annehmen, was besonders bei den *stumen* Sünden der Fall sein kann, also bei solchen Sünden, über die man wegen ihrer besonderen Abscheulichkeit *nicht ze reden, noch ze schreiben ist*.

Zum Abschluss werden einige weitere Beispiele angeführt, welche das Vorher Gesagte nochmals erläutern und auf verschiedene Einzelfälle anwenden. Es werden auch Anweisungen zu einer richtigen Beichte, die schon bei den einzelnen Sünden und auch bei den verschiedenen Umständen angeführt wurden, in einer detaillierten Beichtanleitung

⁵³² Ebd. Fol. 14v.

⁵³³ Ebd. Fol. 14v f.

⁵³⁴ Siehe auch Haberkern, Das Beichtbüchlein von Thomas Peuntner, 62.

⁵³⁵ ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2957, Fol. 15r.

⁵³⁶ Ebd. Fol. 15r f.

⁵³⁷ Ebd. Fol. 15v – 16v.

⁵³⁸ Ebd. Fol. 17r.

nochmals zusammengefasst. Gerade in diesem Textabschnitt wird der didaktische Charakter dieses Traktates offenbar, den er, mit dem größten Teil der katechetischen Literatur der Zeit gemeinsam hat.

In vierten Teil folgen *zwo kristenlich ler*. Mit der ersten wird dem Gläubigen empfohlen, jeden Morgen beim aufstehen den festen und ernsthaften Vorsatz zu fassen, an dem bevorstehenden Tag keine schwere Sünde zu begehen und sich an die Gebote des Dekalogs zu halten, so gut es möglich ist. Die zweite Lehre legt dem Leser nahe, die Beichte und die Reue für eine begangene Sünde und die Bemühung um Erlangung der Absolution auf keinen Fall länger als unbedingt notwendig aufzuschreiben, weil das Leben mit einer ungebeichteten und ungesühnten Sünde, besonders wenn es sich um eine Todsünde handelt, sehr gefährlich ist, denn niemand weiß, ob er am nächsten Tag noch am Leben sein wird. (Bei Peuntners Erfahrungen, die er während der Pestepidemien, die in Wien am Anfang des 15. Jahrhundert mehrmals gewütet haben, gemacht hat, kann man sich über seine Einstellung zum Leben und zu dessen Vergänglichkeit auch nicht wundern.) Ganz interessant ist der abschließende Hinweis, dass derjenige, dem Gott die Gnade verliehen hat, dass er lesen und schreiben kann, sich seine Sünden aufschreiben *und die geschrift mit im pringen zu der peicht, das er da durich bey im selbs vermant werde*⁵³⁹.

Peuntner beschließt das Beichtbüchlein mit der Aufforderung an den Leser, Gott zu danken, wenn er aus diesem Büchlein für sich etwas Nützliches lernen konnte, oder ihm seine Einfalt vergeben, wenn ihm das Büchlein nicht gefallen sollte⁵⁴⁰.

Nach der oben gemachten Einteilung der Beichtschriften in tabellenartige Zusammenstellungen, kommentierte Tugend- und Lasterkataloge und ausführliche umfangreiche Traktate, gehört Peuntners Beichtbüchlein wohl zur dritten Art. Wenn man die Einteilung der Beichtbücher unterscheidet nach der oben geschilderten unterschiedlichen Einbindung der Hauptsünden zu den Geboten des Dekalogs, so gehört dieser Traktat zu der beschriebenen Übergangsform, welche die einzelnen Sünden zwar nach dem Dekalog anordnet, die einzelnen Gebote jedoch mit den jeweilig zugehörigen Todsünden verbindet, d. h. es handelt sich um eine Mischform aus reiner Anordnung nach den Todsünden und der Anordnung nach den zehn Geboten.

Das Beichtbüchlein ist heute in diesen verschiedenen Textüberlieferungen vorhanden:

⁵³⁹ Ebd. fol. 22r.

⁵⁴⁰ Ebd. fol. 22v.

1. Admont, Stiftsbibliothek	Cod. 520
2. Berlin, Staatsbibliothek (fol. 106v – 123v)	mfg 1148
3. desgl.	mfg 1281
4. Brünn, Universitätsbibliothek	RKp 84
5. Fürst. Öttingen-Wallersteinsche Bibliothek	Cod. III, 2,8,9
6. Heidelberg, Universitätsbibliothek (fol. 140a-162a - Fragment)	Pal. Germ 69
7. desgl. fol. 1a-15b	Pal. Germ. 538
8. Herzogenburg, Stiftsbibliothek	Cod. 107
9. Melk, Stiftsbibliothek (fol. 259-266)	Cod. 235
10. desgl. fol. 15r-58v	Cod. 1602 ⁵⁴¹
11. desgl. fol. 172r-213v	Cod. 1596
12. desgl. fol. 1r-37v	Cod. 1752
13. desgl. fol. p. 379-387	Cod. 1835 ⁵⁴²
14. desgl. fol. 330-344	Cod. 1835 ⁵⁴³
15. desgl. fol. 155r-157v	Cod. 1839
16. München, Bayrische Staatsbibliothek Fol. 229r-252	Cgm 394
17. desgl. fol. 53r-82r	Cgm 482 (Fragment)
18. desgl. fol. 77ra-88va	Cgm 638
19. desgl. fol. 1r – 27r	Cgm 764
20. desgl. fol 258ra – 266vb	Cgm 1121 (Fragment)
21. desgl. fol. 34v – 72v	Cgm 834
22. desgl. fol. 1r-27r	Cgm 4285
23. desgl. fol. 125r – 151v	Cgm 4593
24. desgl. (nur sehr fragmentarisch)	Cgm 6020
25. Nürnberg, Staatsbibliothek	Cent. VII, 48
26. desgl.	Cent. VI, 61
27. Paris, Bibliotheque Nationale	Ms. all. 130

⁵⁴¹ Keine lateinische Kurzfassung, sondern deutsche „Langfassung“ von Peuntners Beichtbüchleins.

⁵⁴² Gekürzte Übersetzung ins Lateinische durch Johannes Schlitpacher. Dies gilt ebenfalls für den Codex 1839.

⁵⁴³ Neuübersetzung der gekürzten Rückübersetzung ins Lateinische.

28. Bratislava, Arch. der ev. Kirche	A. B. 101
Fol. 217v – 246r	
29. Salzburg, Stiftsbibliothek St. Peter,	Cod. B IV 13
30. desgl.	Cod. B V 9
31. desgl.	Cod. B VI 5
32. Salzburg, Stiftsbibliothek Nonnberg	Cod. 28 D 4
33. St. Paul, Stiftsbibliothek	Cod. 256/4
34. St. Pölten, Stiftsbibliothek	Cod. 66
35. Stuttgart, Landesbibliothek	Cod. Theol. et phil 4° 52
36. Wien Nationalbibliothek	Cod. 2828
Fol. 83vb – 86vb und 62vb – 72va (vertauschte Lagen).	
37. desgl. fol. 1r-22v	Cod. 2957
38. fol. 113r – 131r	Cod. 2965
39. Wien, Stiftsbibliothek Schottenkloster	Cod. 296 (Hübl. 204)
40. desgl. Nr. 17, 19 und 20	Cod. 401 (Hübl. 57)
Teile vom Beichtbüchlein	

Diese lange Liste ergibt sich vor allem aus den Angaben Ernst Haberkerns⁵⁴⁴ (der aus Rainer Rudolf und Bernhard Schnell schöpft) und aus Angaben, die ich auf der Webseite der Österreichischen Akademie der Wissenschaften gefunden habe⁵⁴⁵ (vor allem was die Bestände der Melker Stiftsbibliothek angeht.) Obwohl hier Haberkern einen „guten Stück“ Arbeit geleistet hat, muss man sagen, dass er sich bei der Beschreibung von den Überlieferungen des „Beichtbüchleins“ aus der Melker Stiftsbibliothek getäuscht hat. Der Codex 1602 birgt auf den Folien 15r-58v nämlich keine Kurzfassung Schlitpachers, sondern eine „Langfassung“, die in ihrem Umfang stark etwa der von der Nationalbibliothek, CVP 2957, ähnelt. Die gekürzte, auf Latein geschriebene Version von Johannes Schlitpacher befindet sich in den Codices Cgm 1835 und Cgm1839.

c) Für wen war das Beichtbüchlein bestimmt? Thomas Peuntner und Elisabeth von Österreich – Analyse

⁵⁴⁴ Haberkern, Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner, 75 ff.

⁵⁴⁵ http://www.ksbm.oeaw.ac.at/melk/aut/mlka_t.htm, 3. 11. 2007. Für den freundlichen Hinweis möchte ich mich hier bei Dr. Gottfried Glaßner herzlich bedanken.

Obwohl das Beichtbüchlein nach einem bestimmten Muster geschrieben ist und die klassischen Elemente der Beichtbücher dieser Zeit, wie die Beschreibung der zehn Gebote, der sieben Todsünden, der Umstände und die Beziehungen dieser zueinander, beinhaltet, so finden sich dort auch Hinweise auf diejenige, der dieses kleine Werk ursprünglich gewidmet wurde – und zwar der Herzogin Elisabeth von Österreich. Außer den für das ganze Mittelalter typischen Ermahnungen bezüglich der Bewahrung der Sittsamkeit, Keuschheit und Bescheidenheit der Frau, die ja bekanntlich in den Fragen des Glaubens viel unzuverlässiger ist als der Mann und auch viel leichter zu verführen, die auf jede Frau gerichtet sein konnten, lässt Peuntner auch einen sozial gestimmten Unterton zwischen den Zeilen durchdringen, wenn er sein Beichtkind ermahnt, sie solle doch darauf achten, dass man den Untertanen ihren Lohn zeitlich auszahlt, dass man sich um sie kümmert und ihnen ein gutes Beispiel gibt. Es sieht manchmal fast so aus, als ob Peuntner, obwohl selbst einfacher Seelsorger und Prediger die Chance ausnutzen wollte, durch Elisabeth und die hohe Stellung und vielleicht auch Macht, die sie besaß, etwas für den einfachen Menschen zu tun, dessen Schicksal er als Leutpriester so gut kannte. Ob seine verborgenen Bitten an Elisabeth erhört wurden, können wir aber nicht sagen.

Um meinen Worten einen Rückhalt zu verschaffen, möchte ich hier ein paar Beispiele aus dem Beichtbüchlein anführen:

Die Frau muss laut Peuntner ihre Keuschheit auf jeden Preis bewahren und wenn sie sich nur einmal *sich selbs oder deinen gleichen oder andern mennschen untzimleichen berurt oder* einen anderen Mann als ihren eigenen küsst, muss sie es sofort beichten. Und wenn sie auch ein Mann gegen ihren Willen verführen oder sogar vergewaltigen wollte, sollte sie sich dagegen mit allen Kräften wehren:

Sy sol sich auch des gar ernstleichen entsetzen ob aber daruber ain solicher iren eren in solhen oder in andern dingen wolt geverig sein oder gewallt tun. So sol sich sy mandleich des erretten und darwider als umb ir leipplichs leben fechtten mit wortten und mit werchen oder lautterm geschray oder sol das sagen und offenwarn solhen mennschen oder person die ir mugen gehelfen und dartzw punden sind, das sy sey beschwine anders hat sy nicht lieb ir keuschheit und hat auch ir er gegen Got nicht wol bewart und also ist es auch zu versteen von andern ee frawen, so in solhe ding von frombden mannen erpoten werden etc⁵⁴⁶.

Diese Zeilen sind selbstverständlich nicht nur auf Elisabeth, sondern allgemein auf jede Frau des Mittelalters gerichtet. Wie schon erwähnt galt die Frau als das mehr zur Sünde und „Unziemlichkeiten“ neigende der beiden Geschlechter also brauchte sie auch strengere Zucht

⁵⁴⁶ ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2957, fol. 7r f.

und müsste öfter ermahnt werden, die Gebote Gottes einzuhalten - sie musste von *frombden mannen*, wie etwa Peuntner, *erpoten werden*.

Die Zuwendung zur Frau im Allgemeinen endet im Moment, als Peuntner das Flechten und Kämmen der Haare, das Tanzen aber vor allem das Stechen erwähnt⁵⁴⁷. Da merkt man schon, dass das Objekt Peuntners Interesse eine Adelige Dame ist. Wie viele Frauen durften wohl im Mittelalter dem Stechen zusehen nicht (das hier zudem als Vergnügen qualifiziert wird)?

In dieser Hinsicht entgehen Peuntners mahnenden Worten aber nicht nur die adeligen Frauen, bzw. Frauen am Hof, sondern die ganze höfische Gesellschaft. Diese wird vor allem einer der Todsünden, der Gefräßigkeit bezichtigt:

*Sy sind geren bey der saumung der menschen von den sy wellent gesehen werden und also sind sy geren bey vil höffeln, wo aber vil hoffeln ist, da ist auch vil ezzens und trinkchens, wann yetzund tregt man das her yetz und, da hin und also vallend die hochverttigen offft in frashait und essent und trinkent offft mer dann sy bedurffen*⁵⁴⁸.

Teilweise kommt auch bereits hier der soziale Unterton zur Geltung. Die Höflinge seien so hochnäßig und arrogant, dass die Dienstboten, die *dieren* ihren Wünschen niemals gerecht werden können. Außerdem beneiden sie einander – ob es schon um *leipplichen edel* oder *tzeitleichs gut* geht:

*Ja sy sind offft andern menschen zu ubrigem ezzen und trinckchen grossew ursach, sy werdent auch offft und schier tzornig, wan man kann in hart zu dinst komen. Es kann ain knecht in nicht oder ain dieren in nicht raichen ainen schuch oder es versmach in und missvall in gar schier und so ain suerder oder ain anderer hantwercher in nach allem irem willen nicht bereit ist, was dew wellen haben oder so er das nicht bringt auf die tzeit. Als sy es wellen haben, so ist in gar schier gegenburttig der tzorn versweren schellten und fluchen. Sy sind auch schier neydig als wann sew sehent, das annder menschen leipplicher er schon weltlichen gehabt leipplichen edel oder tzeitleichs guts mer haben dann sew. Oder so man ander menschen fur sewert oder gelobt werden oder in fursesetzt werdent, das pringt in schier ain trawren und ainen neyd*⁵⁴⁹.

Es ist wohl schwer zu sagen, ob hier Peuntner an Höflinge im Allgemeinen oder gerade die Höflinge auf dem Wiener Hof anprangert. Aber da er so viele Jahre (seit 1426) als Beichtvater Herzogin Elisabeth gewirkt hat, musste er ja die höfische Gesellschaft auch ziemlich gut gekannt haben und wissen, wovon er spricht, oder?

⁵⁴⁷ ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2957, fol. 3v.

⁵⁴⁸ Ebd., fol. 10r.

⁵⁴⁹ Ebd.

Obwohl Peuntner sein Beichtkind Elisabeth an keiner Stelle seines „Beichtbüchleins“ wörtlich erwähnt, wird doch ersichtlich, dass wohl Peuntners Ermahnungen nur sie (und vielleicht ihren Gemahl, Albrecht V.) betreffen können - am besten ist es an den Stellen zu sehen, wo die Beziehung des Herrschers bzw. Menschen mit gehobener Stellung zu seinem Untertan beschrieben wird. Peuntner betont hier vor allem die große Verantwortlichkeit, die die Herrschenden für ihre Untertanen haben. Sie dürfen ihnen nicht nur ihren Lohn vorhalten (dies erwähnt Peuntner sogar an zwei Stellen⁵⁵⁰), sondern sie auch nicht zur Arbeit an den Feiertagen „missbrauchen“⁵⁵¹, und wenn sie (die Herrschenden bzw. höher gestellten) etwas stehlen, ist es eine viel größere Sünde, als wenn es ein Armer tut, den dazu seine Not zwingt⁵⁵².

Sie dürfen andererseits aber auch nicht die *tzucht und straffung* ihrer Schutzbefohlenen wegen ihrer *tragkait* ⁵⁵³ vernachlässigen. Das schlimmste überhaupt aber ist, so Peuntner, wenn jemand, der ein hohes Amt besitzt und das Recht hat, andere zu strafen, dieselben Sünden begeht, für die er die anderen selbst straft:

Der erst umbstand. Der erst umbstand haist der stand oder die wirdigkait ains mennschen als ob ain mennsch hat einen solichen stand, oder ain solichs ampt, das er ander mennschen solt straffen oder ze straffen hat umb ir übel und tut selber soliche ubel, darumb er ander mennschen solt straffen. Soliche sund sind im grosser von seines stanndes wegen dann sy sunst weren und ist nicht so sicherleichen genug, dann ain soleich mensch sprech in der peicht: ich hab das ubel oder die sund getan. Ja es ist mer sicher, das er dartzw sprech und ich hab ainen solichen stand, das er annder mennschen solt umb solhe ding straffen, das trifft an die fursten, so sy tun wider die gerechtikait. Es berürt auch die priester, so sy ain wider ir ler und widerstraff und trifft auch all menschen, die uber die andern gesetzt sind und bey dem stand solt du auch versteen den stand und die wurdigkait der andern person mit den du gesundet habst oder wider die dw gesundet habst etc. ⁵⁵⁴

Hier spricht er schon direkt die Fürsten an, Menschen mit hoher gesellschaftlicher Stellung, die er selber gut kannte – aber auch Priester, zu denen er selbst gehörte. Wer weiß, ob seine Kritik wohl berechtigt war?

⁵⁵⁰ Ebd., fol. 15v einerseits: ...je lennger ain mensch seinen knechtten und diern oder andern seine arbeiter iren lon vorhellit, wider iren willen, ye grosser ist sein sund und solichew bekerung ist ettwann gar notturfftig zu peichtn. Und fol. 8r andererseits: Item ob du dein dinst, mennschen und andern deinen arbattern iren lon zu rechter tzeit nicht geben habst. Es ist interessant, dass er hier in eine „Du“-Anrede übergeht.

⁵⁵¹ Ebd., 3v: Das erst, ob du an dem veirtag auswenndige werich und leiblich arbit von tzeitleichs gewins wegen oder von leipplichs nutz wegen habst geworicht, oder solhe ding mit deinem untetan geschafft habst...

⁵⁵² Ebd., fol. 12v: Also so du auch genug hast und daruber stillst oder raubst oder sunst nymbst den andern menschen ir gut, so sundest du groslicher dann ain armer mensch, den dartzw betwingt und anfecht sein armut.

⁵⁵³ Ebd., fol. 4r.

⁵⁵⁴ Ebd., fol. 12v f.

Zu Ende meiner kurzen Analyse möchte ich nur noch ein Zitat aus dem Beichtbüchlein Peuntners, der nicht ziemlich aufmerksam gemacht hat, anführen. In demselben Aufsatz, wo Peuntner über die rechtzeitige Auszahlung des Lohnes für die Arbeiter schreibt, schreibt er unter Anderem auch:

Item, ob du umb tzeitlichs gut gespilt habst und wie du dasselbig spilgut vertzert habst, ob du das gefunnden gut wider geben habst, ob du tzehent perknecht grundtinst und mautt und ander rent rechtlich und zu rechtter tzeit nicht geraichtt habst, ob du deinen gellternn wider iren willen vertzogen habst, oder sunst frombdes gut nicht widergeben habst vil anderew ding sind bey den tzwain gepoten und bey der geittikaitt zw peichttenn etc⁵⁵⁵.

Peuntner schreibt hier über nicht zeitlich ausgezahltem *grundtinst, mautt und ander rent*. Nun, es ist bekannt, dass im Privilegium der Wiener Universität aus 1384 das Geld aus der Ybbser Maut als finanzielle Unterstützung für die Wiener Universität festgelegt war. Es ist auch bekannt, dass Albrecht V. mit der Finanzierung der Wiener Universität einige Probleme gehabt hat. Dürfte Peuntner darüber bescheid wissen?

1437 ist Peuntner auch als Prediger im Wiener Augustiner-Chorfrauenstift „Zur Himmelspforte“ bezeugt.

⁵⁵⁵ Ebd., fol. 8r.

Conclusio

Das althochdeutsche Wort *pildunga* (auch Schöpfung), als Lehnübersetzung von *imaginatio* das komplexe Sinnfeld von *imago* d. h. Abbild, Urbild wie *forma* – Gestalt umfassend, fand Eingang in die Literatur erst in der Mystik des 14. Jahrhundert; *inbilden* meinte die Wiedereinprägung des Bildes Gottes in die Seele, was die Bedeutungsentfaltung zu Herzensbildung anregte (Luther), während die Naturphilosophie des Paracelsus dann das Bildungsdenken des Pietismus vorbereitete. Der mystische Bildungsbegriff stand indes außerhalb der traditionellen Formen und Ziele der Schulwelt. Im Mittelalter spiegeln neben dem althochdeutschen *zucht* eine Skala lateinischer Worte (*educatio, eruditio, disciplina, doctrina, informatio, formatio morum, institutio, ars, scientia, sapientia, peritia*), deren Nähe zu Unterweisung, Lernen bzw. Lehren, Gehorsam, sowie zu Wissenschaft oder Erfahrung stets auch ethische Dimensionen aufweist, die Kulturzusammenhänge mit der Antike; exemplarisch die Titel von Fürstenspiegeln und pädagogischen Schriften (etwa *de institutione regia, principum, de eruditione filiorum, de educatione puerorum* usw. Der gebildete im weiten Sinne war der *eruditus* im Gegensatz zum *rudis*.

Das griechische Wort *paideia* d. h. die Knabenzucht, das sich zum hellenistischen Inbegriff des idealen körperlich seelisch geistigen Geformtseins des Menschen entwickelt hatte, wurde erst im humanistischen Kunstwort „Enzyklopädie“ und mit der Pädagogik der Aufklärung neu belebt. Die von Clemens von Alexandria christlich vertiefte Terminologie, indem er den Sinn der Erziehung als Weg zur Wahrheitserkenntnis auf Christus, den Logos, als heil bringenden *paidagogos* bezog, wurde vom lateinischen Mittelalter kaum rezipiert. Vielmehr blieb von der Bezeichnung für geistige, spirituelle und sittliche Reife *sapientia* worin die philosophisch-theologischen Traditionen aus griechisch-römischer und christlicher Weisheitslehre zusammenflossen. Die mittelalterliche Staatslehre forderte *sapientia* als höchste Tugend vom König, nennt aber die Gesetzgebung der Beteiligten (etwa den *leges barbarorum*) oder Ratgeber, die *boni homines*, häufig *sapientes* (Johannes von Salisbury). Um 1500 begegnen sich laut Laetitia Boehm im Erziehungsideal der *sapiens atque eloquens pietas* humanistische und überkonfessionell-religiöse Ziele, die von der *devotio moderna* beeinflusst sind. Die bis ins 18. Jahrhundert gängigste Kennzeichnung des Gebildeten bzw. Gelehrten blieb der bereits erwähnte *homo litteratus*. In der spätrömischen Zeit galt nämlich derjenige, der die *litterae* kennt und anwendet als *litteratus*. Die Niveauspanne reichte vom Mindestmaß an Lese- und Schreibkunst bis zum Anspruch eines Seneca oder Cicero. Der *illiteratus* entsprach dem griechischen *aggramatos*, dem Analphabeten. Im germanischem Umfeld erweiterte sich das Sinnfeld auf Lateinkundigkeit bzw. –unkundigkeit, von

mittelalterlichem Humanisten gesteigert zur intensiver Autorenkenntnis (*qui istorum ignari sunt, illiterati dicuntur, et si litteras noverint*, Johannes von Salisbury, *Policraticus* VII., 9). Die begriffsgeschichtliche Kontinuität ist bezeichnend für die Tradierung antiker Bildungstoffe, Lehr- und Wissenschaftssysteme trotz der Diskontinuität des Schulwesens.

Somit ließe sich die Bedeutung des Wortes „Bildung“ und „Erziehung“ im Mittelalter zusammenfassen. Wo ist aber das Wort „Lernen“ stecken geblieben – der Weg zum „gebildet sein“?

Wie wir in dieser Arbeit gesehen haben, bedeutete das Wort „Lernen“ im Mittelalter – natürlich im Bezug auf die Schule und nicht etwa im Bezug auf „ein Handwerk erlernen“ – meistens „auswendig-lernen“ oder „memorieren“. Sowohl Bücher als auch der Beschreibstoff waren nämlich zu kostbar - obwohl sich die Situation mit der immer häufigeren Benutzung des Papiers und der Entdeckung des Buchdrucks etwas verändert hatte. Also blieb praktisch keine andere Wahl, als jede neue Erkenntnis sorgfältig ins Gedächtnis einzuschreiben. Um das Lernen aber etwas interessanter zu gestalten, wurden von den Lehrern verschiedene mnemotechnischen Hilfen erfunden – das am häufigsten angewendete war wohl das „Frage-Antwort“ Spiel. Nicht erspart blieben die Studenten aber auch von etwas brutaleren Methoden – wie etwa von der Benutzung einer Rute.

Das Lernen bezog sich meistens auf Lesen und Schreiben bzw. Latein lernen – wenn man dies alles beherrschte galt man schon als gebildet. Als die „Gebildeten schlechthin“ galten dann die Absolventen der Universität (obwohl sie nicht einmal den Titel eines Bakkalarius haben mussten), die aus den Werken der Werke zum Beispiel des Aristoteles, Avicenna und Petrus Lombardus über die *septem artes liberales* und (was die mehr ambiziösen angeht) kanonisches und ziviles Recht, Medizin und über die Theologie lernten.

Die „Rolle des Vermittlers des Wissens“, von dem die anderen lernten, spielte der Lehrer, von dem oft nicht nur der Ruf der Schule abhing, sondern auch das Bildungsniveau jedes einzelnen Schülers. Lernen hieß also nicht nur „über einem Buch sitzen“, sondern eher „dem Lehrer gut zuhören“. Welchen Einfluss der Lehrer auf seine Schüler haben konnte, haben wir bei Nikolaus von Dinkelsbühl und seinen Schülern, allen voran Thomas Peuntner gesehen.

Etwas lernen konnte man aber nicht nur in der Schule, sondern auch während einer Predigt – ob schon in der Kirche oder auch außerhalb ihrer Räumlichkeiten. Die Prediger, wie Nikolaus von Dinkelsbühl und Thomas Peuntner welche waren, vermittelten Gottes Wort – durch sie konnten die einfachen Menschen die Heilige Schrift „kennen lernen“. Laut Thomas

Peuntner eigneten sich zur Vermittlung von Gottes Wort die eben an der Universität gebildeten *recht gelerten*.

Bibliographie

G. C. Anawati, „Averroes“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 1 (1983), 1291-1292.

Klaus Arnold, Kind und Gesellschaft im Mittelalter und der Renaissance (Paderborn 1980)

Joseph Aschbach, Geschichte der Wiener Universität im ersten Jahrhunderte ihres Bestehens. Festschrift zu ihrer fünfhundertjährigen Gründungsfeier (Wien 1865).

Gabriele Baptist Hlawatsch/Ulrike Bodeman, „Ulrich von Pottenstein“. In: Verfasserlexikon, Band 10 (1997) 9-17.

Bernhard Bischoff, Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters (Berlin 1986).

Pascale Bourgain/Menso Folkerts, „Oresme, Nicola“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 6 (1993), 1447-1449.

Günter Brucher, Architektur von 1300 bis 1430. In: Günter Brucher (Hg.), Geschichte der bildenden Kunst in Österreich. Band 2: Gotik, Nr. 56: Wien, Pfarrkirche St. Stephan (Wien/ München/ London/ New York 2000) 281-284 .

Peter Csendes, Die Rechtsquellen der Stadt Wien. In: Fontes Rerum Austriacarum, Dritte Abteilung: Fontes Iuris 9 (Wien/Köln/Graz 1986).

Joachim Ehlers, „Domschulen“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 3, (1986) 1226-1229.

Joachim Ehlers, Dom- und Klosterschulen in Deutschland und Frankreich. In: Martin Kintzinger, Sönke Lorenz, Michael Walter (Hg.), Schule und Schüler im Mittelalter. Beiträge zur europäischen Bildungsgeschichte des 9. bis 15. Jahrhunderts (1996), 29-52.

G. Endreß/ H.H.Lauer/D.v. Huebner, „Avicenna“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 1 (1980), 1298-1300.

Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus, Österreichischer Bundesverlag (Wien 1982).

M. v. Esbroeck und H Schipperges, „Johannitus“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 5, (1990), 616.

Ulrich Faust, Germania Benedictina 3/3 (St. Ottilien 2002).

Christoph Flüeler, Ethica in Wien um 1438. In: Knapp, Miethke, Schriften im Umkreis, S. 92-138.

Cosimo Damiano Fonseca, „Augustiner-Chorherren“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 1 (1980), 1219-1220

Ralph Frenken, Kindheit und Autobiographie vom 14. bis 17. Jahrhundert (Kiel 1999)

Gudrun Gleba, Klosterleben im Mittelalter (Stuttgart 2004) S. 96.

Hans-Werner Goetz, „Johannes von Salisbury“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 5 (1990), 599-601.

Hermann Göhler, Das Wiener Kollegiats-, nachmals Domkapitel zum Hl. Stephan in seiner persönlichen Zusammensetzung in den ersten zwei Jahrhunderten seines Bestandes 1365-1554 (Wien 1932) (Dissertation).

Kathleen Greenfield, „Peckham, John“. In: Dictionary of the Middle Ages, Band 9 (1987) 482.

Helmut Grössing, „Peuerbach, Georg Aunpeck“. In: Verfasserlexikon, Band 7 (1989) 528-534.

Helmut Grössing, Der die Sterne liebte: Georg von Peuerbach und seine Zeit (Wien 2002).

Helmut Grössing, „Regiomontanus (de Montereio, von Königsberg, Müller) Johannes“. In: Verfasserlexikon, Band 7 (1989) 1124-1131.

Ernst Haberkern: Das Beichtbüchlein des Thomas Peuntner (Göppingen 2001).

Ernst Haberkern, Wiener Schule der Pastoraltheologie im 14. und 15. Jahrhundert (Göppingen:Kümmerle 2003).

Marlies Hamm, „Engelbert von Admont“, Verfasserlexikon, Band 2, (1980) 535-549

L. Hödl, „Petrus Lombardus“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 7, (1995) 1977-1978.

Thomas Hohmann, „Nikolaus-von-Dinkelsbühl-Redaktor“. In: Verfasserlexikon, Band 6 (1987) 1059-1062

Marianne Hovorka, Die Wiener als Studenten an der Wiener Universität im Spätmittelalter, (1365-1518) (Wien 1982).

Franz Hubalek, Aus dem Briefwechsel des Johannes Schlitpacher (Wien 1963) (Dissertation).

Beat Immenhauser, Wiener Juristen. Zur Sozialgeschichte der Juristen an der Universität Wien von 1402-1519. In: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte 17 (1997) 61-102.

Beat Immenhauser, Zwischen Schreibstube und Fürstenhof. Das Verfasserlexikon als Quelle zur Bildungssozialgeschichte des späten Mittelalters. In: Rainer C. Schwinges (hg.), Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts, Zeitschrift für historische Forschung, Beihefte 18 (1996) 411-435.

Christine Jakobi Mirwald, Buchmalerei (Berlin 1997)

U. Kindermann, „Eberhard von Bèthune“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 3 (1986), 1523.

Fritz Peter Knapp, Schriften im Umkreis mitteleuropäischer Universitäten um 1400 (Leiden 2004).

Fritz Peter Knapp, Geschichte der Literatur in Österreich 2/2 (Graz 2004).

Gerda Koller, Princeps in ecclesia, (Graz/Wien 1964).

Raymund Kottje, „Klosterschulen“ In: Lexikon des Mittelalters, Band 5, Artemis Verlag, München/Zürich 1991, Sp. 1226-1228, 1226.

F. Krafft, „Johannes de Sacrobosco“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 5 (1990) 598-599.

Herbert Krau, Gerson, Johannes (in: Verfasserlexikon, Band 2, Berlin/New York 1980) Sp. 1266-1274.

G. Krieger, „Johannes Buridanus“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 5, (1990) 558, 559.

H. H. Lauer, „Galeazzo di Santa Sofia“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 6 (1989) 1082.

Horst Leuchtmann, „Johannes de Muris“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 5, (1990), 591.

Rudolf Limmer, Bildungszustände und Bildungsideen des 13. Jahrhunderts (Darmstadt 1970).

J. Longère, „Predigt“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 7 (1995), 171-174.

Alois Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl (in: Verfasserlexikon, Band 6, Berlin/New York 1989) Sp. 1048-1059.

Alois Madre, „Nikolaus von Dinkelsbühl“ (in: Lexikon des Mittelalters, Band VI, München/Zürich 1990) Sp.:

Alois Madre, Nikolaus von Dinkelsbühl. Leben und Schriften (Münster: Aschendorff 1965).

Alfons Mandorfer, Erziehung und Unterricht in Kremsmünster. In: Kremsmünster, 1200 Jahre Benediktinerstift (Linz 1976).

Anton Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien. In: Blätter des Vereins für Landeskunde in Niederösterreich, Band 14 (1880) 341 – 384.

Anton Mayer, Die Schule. In: (hg.) Heinrich Zimmermann, Geschichte der Stadt Wien, Band 1 (Wien 1898).

Dennis D. Martin, „Kempf, Nikolaus von Straßburg“. In: Verfasserlexikon, Band 4 (1983) 1123.

Hermann Maschek, Der Verfasser des Büchleins von der Liebhabung Gottes (Leipzig 1936).

Konrad von Megenberg, Ökonomik (Hg.: Sabine Krüger, Monumenta Germaniae Historica III/5/1, Stuttgart 1973)

- Hermann Menhardt, Nikolaus von Dinkelsbühls deutsche Predigt (Halle 1954).
- E. Meyer, „Gerhard von Cremona“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 4 (1989), 1317, 1318.
- Jürgen Miethke, Marsilius von Inghen. In: Lexikon des Mittelalters, Band 6 (1993), 331,332.
- Jürgen Miethke, Studieren an mittelalterlichen Universitäten. Chancen und Risiken. Gesammelte Aufsätze von Jürgen Miethke (Leiden 2004).
- Kurt Mühlberger, Die Universität Wien. Kurze Blicke auf eine lange Geschichte (Wien 1996).
- Kurt Mühlberger, Ferdinand I. als Neugestalter der Universität Wien „[...] das Generalstudium, gleichsam eine hervorragende Pflanzstätte zur Verbreitung der Religion und zur richtigen Führung des Staates [...]“ (in: Kaiser Ferdinand I. 1503-1564. Das Werden der Habsburgermonarchie, Wien/Milano 2003).
- Willibrord Neumüller, Ein Melker Fragment alter Mönchsgewohnheit (in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 62, Wien 1954) S. 219-237
- Meta Niederkorn-Bruck, Ein Briefbuch als Quelle für die Geschichte der ersten Melker Reform (in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Band 100, Wien/München 1992) 268 – 282.
- J. D. North, „Johannes von Gmunden“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 5 (1990) 598-599.
- B. Roberg, „Johannes XXV.“ In: Lexikon des Mittelalters, Band 5 (1990), 544.
- Rainer Rudolf, Betrachtungen über das Vater unser und das Ave Maria (Wien 1953).
- Rainer Rudolf, Der Verfasser des "Speculum artis bene moriendi" (Wien 1952).
- Walter Rüegg, Geschichte der Universität in Europa (München 1993-2004).
- Kurt Ruh, „Johannes von Capestrano“. In: Verfasserlexikon, Band 4, (1984) 561-567.
- Hedwig Rumpler: Thomas Peuntner und sein Büchlein von der Liebhabung Gottes (Wien 1950) (Dissertation).
- Hans Rupprich, Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters (Wien 1954).
- H. Schipperges, „Rhazes“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 7 (1995) 780-782.
- H. Seibert, „Wilhelm von Hirsau“ In: Lexikon des Mittelalters, Band 9, (1998) Sp. 155, 156
- Schmeidler, „Regiomontanus, Johannes“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 7 (1995) 580-581.
- Bernhard Schnell: Thomas Peuntner (in: Verfasserlexikon, Band 7, Berlin/New York 1989) Sp. 537-544.

Bernhard Schnell / Eginio Weidenhiller, „Stephan von Landskron“. In: Verfasserlexikon, Band 9 (1995) 295-301.

Eugen Schoelen, Pädagogisches Gedankengut des christlichen Mittelalters (Paderborn 1956).

Karl Schrauf, Die Geschichte der Universität Wien in ihren Grundzügen (Wien 1901).

Klaus Schreiner, Laienbildung als Herausforderung für Kirche und Gesellschaft. Religiöse Vorbehalte und soziale Widerstände gegen die Verbreitung von Wissen im späten Mittelalter und in der Reformation. In: Zeitschrift für historische Forschung, Band 11 (1984) 257-354.

Janice L. Schultz, „John of Salisbury“. In: Dictionary of the Middle Ages (1986), 139-140.

Heinrich Schuster, Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung. In: Heinrich Zimmermann (Hg.), Geschichte der Stadt Wien, Band 2/1 (Wien 1900) 380-468.

Johannes Seidl, Stadt und Landesfürst im frühen 15. Jh. (Linz 1997).

Georg Steer, „Anselm von Canterbury“. In: Verfasserlexikon, Band 1 (1978), 375-381.

Georg Steer, „Konrad von Megenberg“. In: Verfasserlexikon, Band 5 (1985) 221-236.

Winfried Stelzer, „Gutolf von Heiligenkreuz“. In: Verfasserlexikon, Band 3, (1980) 338-346

Gustav Strakosch-Grassmann, Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens (Wien 1905).

Hans Tietze, M. Engelhart, Geschichte und Beschreibung des St. Stephansdomes in Wien (Wien 1931)

Michael Toepfer, Konversen der Zisterzienser (Berlin 1983).

Karl Ubl, Anspruch und Wirklichkeit: Die Anfänge der Universität Wien im 14. Jahrhundert (in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Band 113) S. 63 – 89.
Karl Uhlirz, Quellen zur Geschichte der Stadt Wien, I. Abtheilung, 4 Band (Wien 1901).

Paul Uiblein, Die österreichischen Landesfürsten und die Wiener Universität im Mittelalter. In: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Band 72 (1964), 382-408.

Paul Uiblein, Ein Kopialbuch der Wiener Universität als Quelle zur österreichischen Kirchengeschichte unter Herz (Wien 1973).

Paul Uiblein: Mittelalterliches Studium an der Wiener Artistenfakultät (Wien 1987).

Paul Uiblein: Studien zur Geschichte der Universität Wien im Mittelalter (Wien 1999).

Paul Uiblein, Universität Wien im Mittelalter (Wien 1999).

Uiblein, Die Universität Wien im 14. und 15. Jahrhundert, S. 17.

Wolfgang Eric Wagner, Universitätsstift und Kollegium in Prag, Wien und Heidelberg (Berlin 1999).

Jacques Verger, „Scholasticus“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 7 (München 1995) 1520-1521.

Jacques Verger, „Schule“. In: Lexikon des Mittelalters, Band 7 (1995) 1582-1589.

James A. Weisheipl, „Thomas Bradwardine“. In: Dictionary of the Middle Ages, Band 2 (1983), 357-359.

F. J. Worstbrock, „Geuß, Johannes“. In: Verfasserlexikon, Band 3 (1982), 37-41.

O.A., Das Lehrbuch für Maximilian I., Codex 2368 der Österreichischen Nationalbibliothek. (Wien 2004) (Codices selecti).

Primärquellen

Österreichische Nationalbibliothek:

CVP 2957

CVP 2965

CVP 2828

Melker Bibliothek:

Cod. 1676

Webseiten

<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/Kautzsch1895i/0032>, 14.12.2007.

http://www.ksbm.oeaw.ac.at/melk/aut/mlka_t.htm, 3. 11. 2007.

<http://www.univie.ac.at/archiv/rg/3.htm>, 14.12. 2007.

<http://www.univie.ac.at/archiv/rg/5.htm>, 14.12.2007.

<http://www.univie.ac.at/archiv/rg/9.htm>, 14.12.2007.

Anhang

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Schulunterricht im Mittelalter, Quelle: Rudolf Kautzsch: Diebolt Lauber und seine Werkstatt in Hagenau. In: Centralblatt für Bibliothekswesen, XII., Jg., Heft 1 (1895) Siehe auch: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/Kautzsch1895i/0032>, 14.12.2007.

Abb. 2: Lage der Schule von St. Stephan nach Bomifaz Wolmuet's Plane aus dem Jahr 1547. Quelle: Anton Mayer, Die Schule. In: (hg.) Heinrich Zimmermann, Geschichte der Stadt Wien, Band 1(Wien 1898) 482.

Abb. 3: Artikel 6 des Privilegiums Kaiser Friedrichs II. vom 8. März 1237 über die Schule von St. Stephan in Wien (deutsche Übersetzung). Quelle: Anton Mayer, Die Schule. In: (hg.) Heinrich Zimmermann, Geschichte der Stadt Wien, Band 1, 485.

Abb. 4: Das Lehrbuch für Maximilian I. Quelle: O.A., Das Lehrbuch für Maximilian I., Codex 2368 der Österreichischen Nationalbibliothek. (Wien 2004) (Codices selecti).

Abb. 5: Das "Collegium ducale" neben dem "Predigerkloster", 1609.
Hier der Webseite entnommen: <http://www.univie.ac.at/archiv/rg/9.htm>, 14.12.2007.

Abb. 6: Collegium ducale
(Orig.: Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 2765). Hier der Webseite entnommen: <http://www.univie.ac.at/archiv/rg/9.htm>, 14.12.2007.

Abb. 7: Ältestes Siegel der Universität Wien, 1365. (Orig.: Archiv der Universität Wien)
Hier der Webseite entnommen: <http://www.univie.ac.at/archiv/rg/3.htm>, 14.12.2007.

Abb.8: Die mittelalterlichen Universitätsgebäude und Bursen. (Orig.-Planzeichnung von Richard Perger und Friedmund Hueber: Archiv der Universität Wien). Hier der Webseite entnommen: <http://www.univie.ac.at/archiv/rg/9.htm>, 14.12.2007.

Abb. 9: Bewaffnete Auseinandersetzung zwischen Studenten und Bürgern. (Foto nach einem anonymen Holzschnitt aus: Eobanus Hessus, De pugna studentum Erphordensium cum quibusdam coniuratis nebulonibus. Ex typis Wuolfii Sturmer. Anno MDVI; Archiv der Universität Wien) Hier der Webseite entnommen: <http://www.univie.ac.at/archiv/rg/5.htm>, 14.12.2007.

Abb. 10: Determinationsankündigung an der Wiener Artistenfakultät, 1471 (Orig.: Stiftsarchiv Klosterneuburg), hier der Webseite entnommen: <http://www.univie.ac.at/archiv/rg/3.htm>, 14.12.2007.

Abb. 11: Die älteste Wiener Matrikel (1377) Erster Band aus der Zeit 1377-1450. (Orig.: Archiv der Universität Wien). Hier der Webseite entnommen: <http://www.univie.ac.at/archiv/rg/3.htm>, 14.12.2007.

Abb. 12: „Beichtbüchlein“ des Thomas Peuntner, Quelle: ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2957, fol. 1r.

Abb. 13, 14: „Beichtbüchlein“ des Thomas Peuntner, Quelle: ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2957, fol. 3v und 4r.

Abb. 15, 16: „Beichtbüchlein“ des Thomas Peuntner. Abschrift von Thomas von Baden.
Quelle: Stiftsbibliothek Melk, Codex 1602, fol. 15r und fol.15v.

Abb. 17: „Beichtbüchlein“ des Thomas Peuntner. Abschrift von Thomas von Baden.
Quelle: Stiftsbibliothek Melk, Codex 1602, fol. 24v und 25r.

Abb. 18: Schulische Einrichtungen im Raum Wachau unteres Kamptal und Manhartsberg zur Zeit des Spätmittelalter. Quelle: Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus, Österreichischer Bundesverlag (Wien 1982), 360.

Abb. 19: Die Bildungsmöglichkeiten auf dem österreichischen Boden im Spätmittelalter. Quelle: Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus, Österreichischer Bundesverlag (Wien 1982), 371.

Abb. 20: Hauptrichtungen der Beeinflussung von Unterricht und Erziehung auf österreichischem Boden (bis zum 15. Jahrhundert). Quelle: Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus, Österreichischer Bundesverlag (Wien 1982), 369.

Abb. 21:
Die Anfänge des Schulwesens in den bedeutendsten Städten und Märkten auf österreichischem Boden. Quelle: Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus, Österreichischer Bundesverlag (Wien 1982), 361.

Abb. 22:
Die kirchliche Organisation und die Standorte der Klöster auf österreichischem Boden im 13. Jahrhundert. Quelle: Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus, Österreichischer Bundesverlag (Wien 1982) 356.

Abbildungen



Abb. 1

Schulunterricht im Mittelalter

Quelle: Rudolf Kautzsch: Diebolt Lauber und seine Werkstatt in Hagenau. In: Centralblatt für Bibliothekswesen, XII. Jg., Heft 1 (1895) Siehe auch:

<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/Kautzsch1895i/0032>, 14.12.2007.

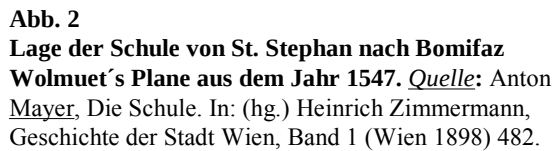


Abb. 3
Artikel 6 des Privilegiums Kaiser Friedrichs II.
vom 8. März 1237 über die Schule von St.
Stephan in Wien (deutsche Übersetzung).
Quelle: Anton Mayer, Die Schule. In: (hg.)
Heinrich Zimmermann, Geschichte der Stadt
Wien, Band 1, 485.



Abb. 4

Das Lehrbuch für Maximilian I. *Quelle:* O.A., Das Lehrbuch für Maximilian I., Codex 2368 der Österreichischen Nationalbibliothek. (Wien 2004) (Codices selecti).



Abb. 5
Das "Collegium ducale" neben dem
"Predigerkloster", 1609.

Die Alte Universität mit dem Herzogskolleg in
der Vogelschau des Jacob Hoefnagel aus dem
Jahr 1609. Hier der Webseite entnommen:
<http://www.univie.ac.at/archiv/rg/9.htm>,
14.12.2007.



Abb. 6
Collegium ducale

Aus einer Handschrift des *Rationale divinorum officiorum*
von Wilhelm Durandus stammt dieses reich verzierte Blatt,
welches die Universitätsreform Herzog Albrechts III. als
Programm der künstlerischen Ausstattung aufweist. Vier
Medaillons am Fuß der Seite nehmen direkten Bezug auf die
Universitätsreformen. Hier abgebildet: Albrecht III. als
Stifter das *Collegium ducale*, die erste Heimstatt der Wiener
Universität; (Orig.: Österreichische Nationalbibliothek, Cod.
2765). Hier der Webseite entnommen:
<http://www.univie.ac.at/archiv/rg/9.htm>, 14.12.2007.



Abb. 7
Ältestes Siegel der Universität Wien, 1365.

Ältestes großes Siegel der Universität Wien aus
dem Jahr 1365. Seine Existenz wird bereits in
der Gründungsurkunde der Wiener Universität
erwähnt. Das Typar soll im Auftrag Herzog
Rudolfs IV. von dem Goldschmiedemeister
Janko von Prag angefertigt worden sein. Als
Vorbild für die Gestaltung des Siegelbildes
diente das Siegel der Universität Paris. Es zeigt
eine geteilte gotische Architektur. Im oberen Teil
des Siegels befindet sich die gekrönte Madonna
mit dem Kind auf der Balustrade sitzend, die
von Engeln flankiert ist. Im unteren Teil kann
man eine Hörsaalszene sehen, an deren Seiten
zwei einbogige Baldachine anschließen, in denen
zwei "wilde Männer" den österreichischen
Bindenschild und den Wiener Kreuzschild
tragen. (Orig.: Archiv der Universität Wien)
Hier der Webseite entnommen:
<http://www.univie.ac.at/archiv/rg/3.htm> ,
14.12.2007.

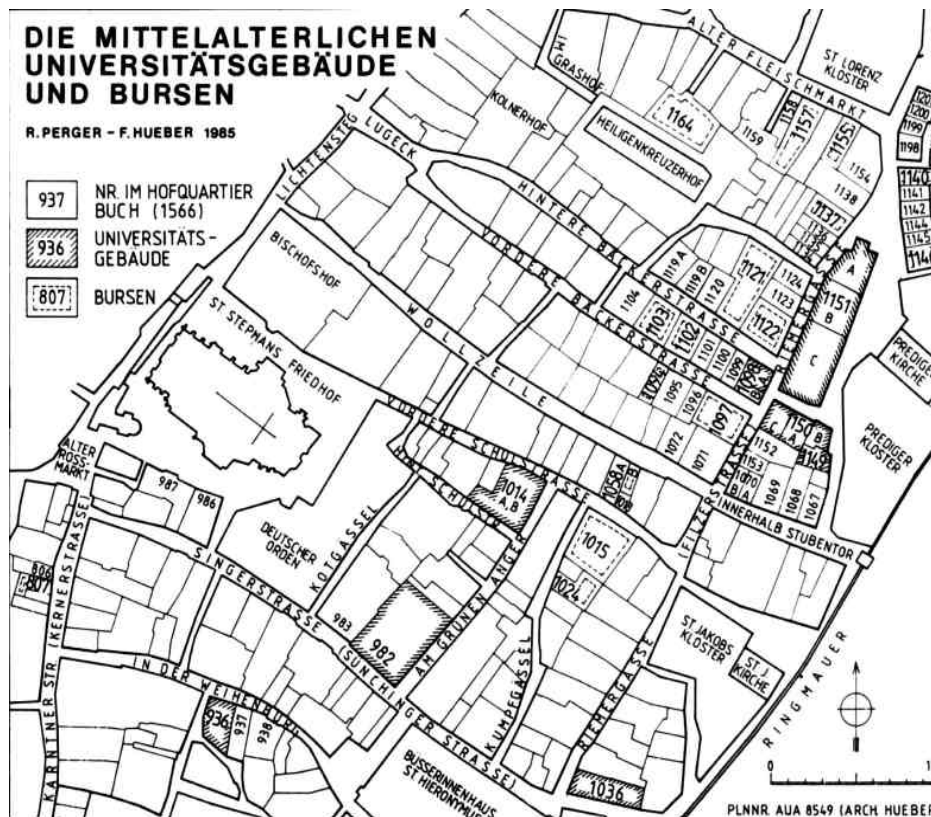


Abb.8
Die mittelalterlichen Universitätsgebäude und Bursen.
 Der Plan zeigt die mittelalterliche Situation des Viertels beim Stubentor, wo sich rund um das *Collegium ducale* die Bursen und Koderien befanden. Die Universitätsgebäude sind schraffiert, die Bursen gerahmt. Die Haus-Nummerierung entspricht jener des Hofquartierbuches von 1566. (Orig.-Planzeichnung von Richard Perger und Friedmund Hueber: Archiv der Universität Wien). Hier der Webseite entnommen: <http://www.univie.ac.at/archiv/rg/9.htm>, 14.12.2007.

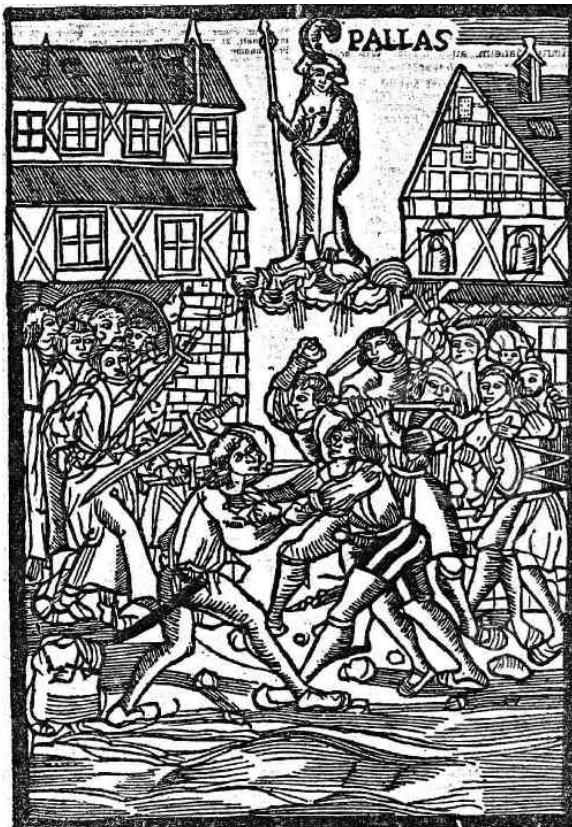


Abb. 9
Bewaffnete Auseinandersetzung zwischen Studenten und Bürgern. (Foto nach einem anonymen Holzschnitt aus: Eobanus Hessus, *De pugna studentum Erphordensium cum quibusdam coniuratis nebulonibus*. Ex typis Wuolfii Sturmer. Anno MDVI; Archiv der Universität Wien) Hier der Webseite entnommen: <http://www.univie.ac.at/archiv/rg/5.htm>, 14.12.2007.



Abb. 10

Determinationsankündigung an der Wiener Artistenfakultät, 1471

(Orig.: Stiftsarchiv Klosterneuburg), hier der Webseite entnommen:

<http://www.univie.ac.at/archiv/rg/3.htm>, 14.12.2007.



Abb. 11

Die älteste Wiener Matrikel (1377)

Erster Band aus der Zeit 1377-1450. (Orig.: Archiv der Universität Wien). Hier der

Webseite entnommen: <http://www.univie.ac.at/archiv/rg/3.htm>, 14.12.2007.

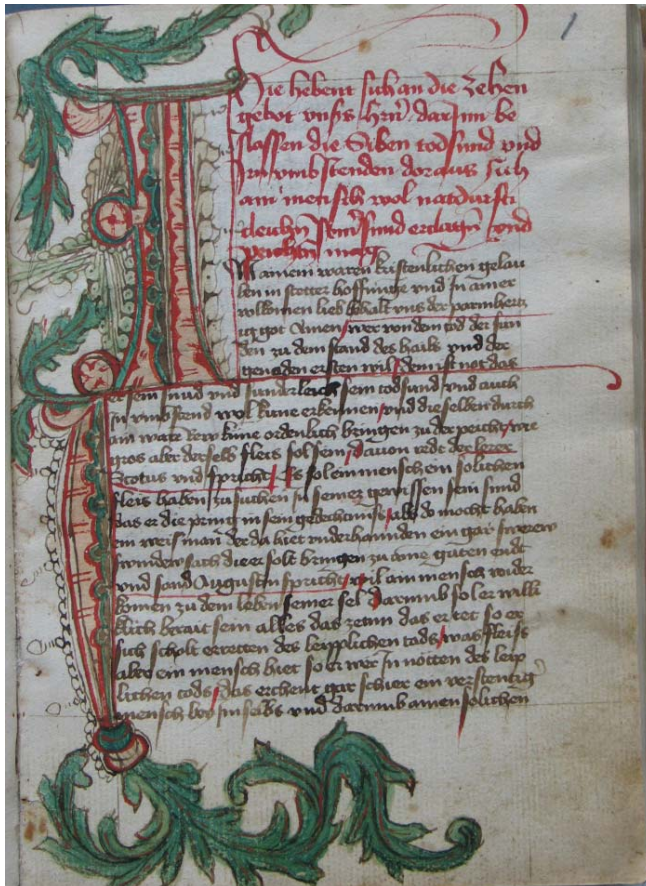


Abb. 12

„Beichtbüchlein“ des Thomas Peuntner

Quelle: ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2957, fol. 1r.

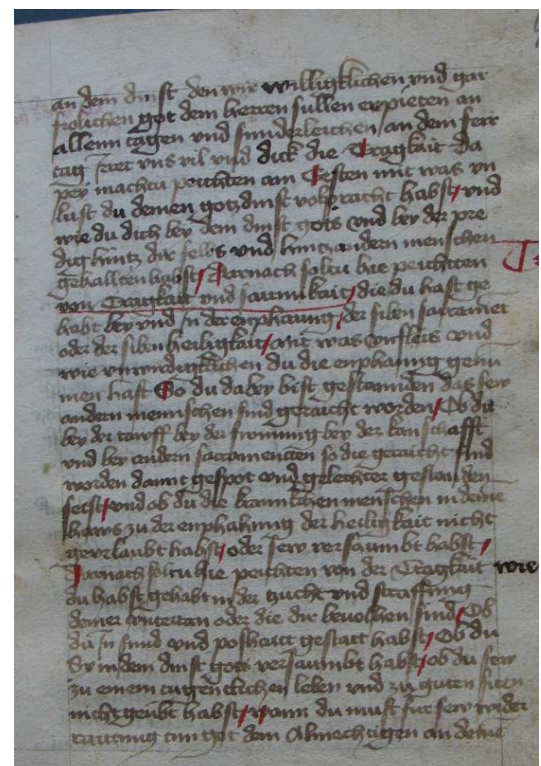
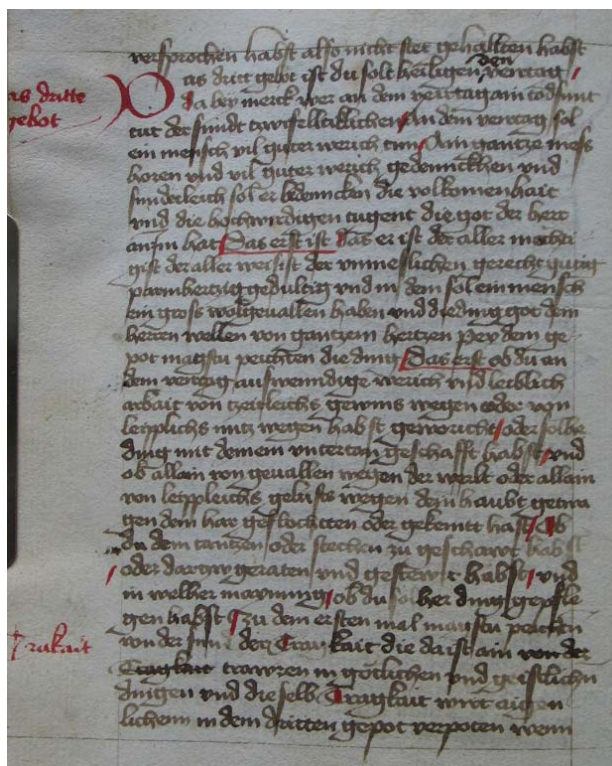


Abb. 13, 14

„Beichtbüchlein“ des Thomas Peuntner

Quelle: ÖNB, Cod. Pal. Vind. 2957, fol. 3v und 4r.

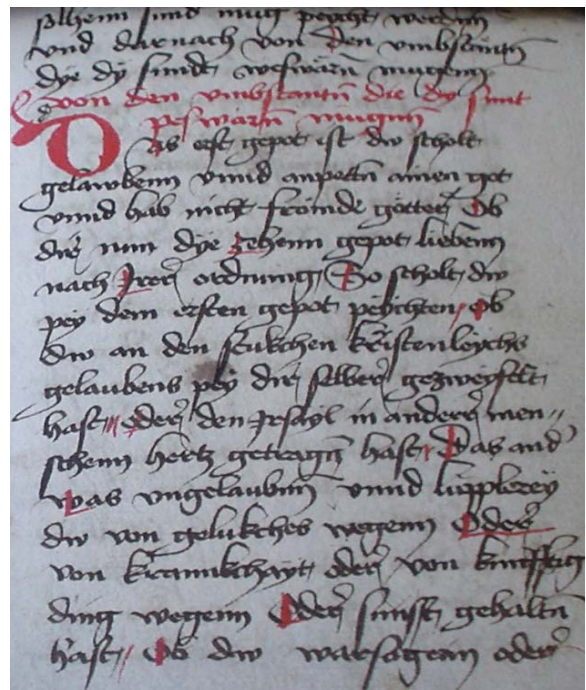
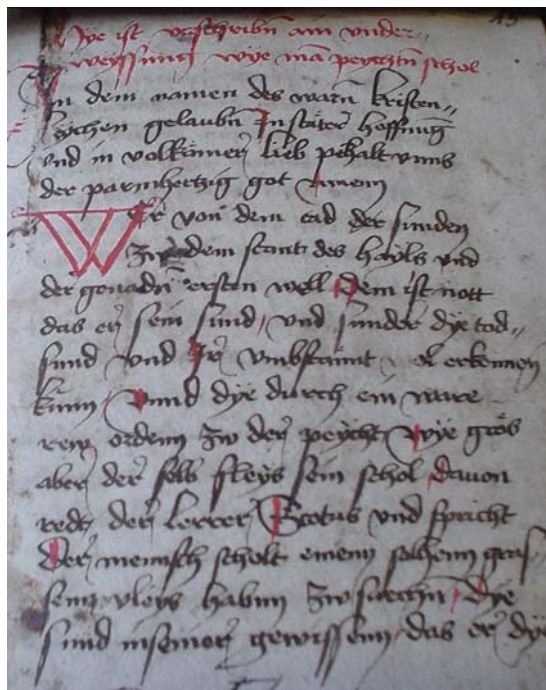


Abb. 15, 16

„Beichtbüchlein“ des Thomas Peuntner. Abschrift von Thomas von Baden.

Quelle: Stiftsbibliothek Melk, Codex 1602, fol. 15r und fol.15v.

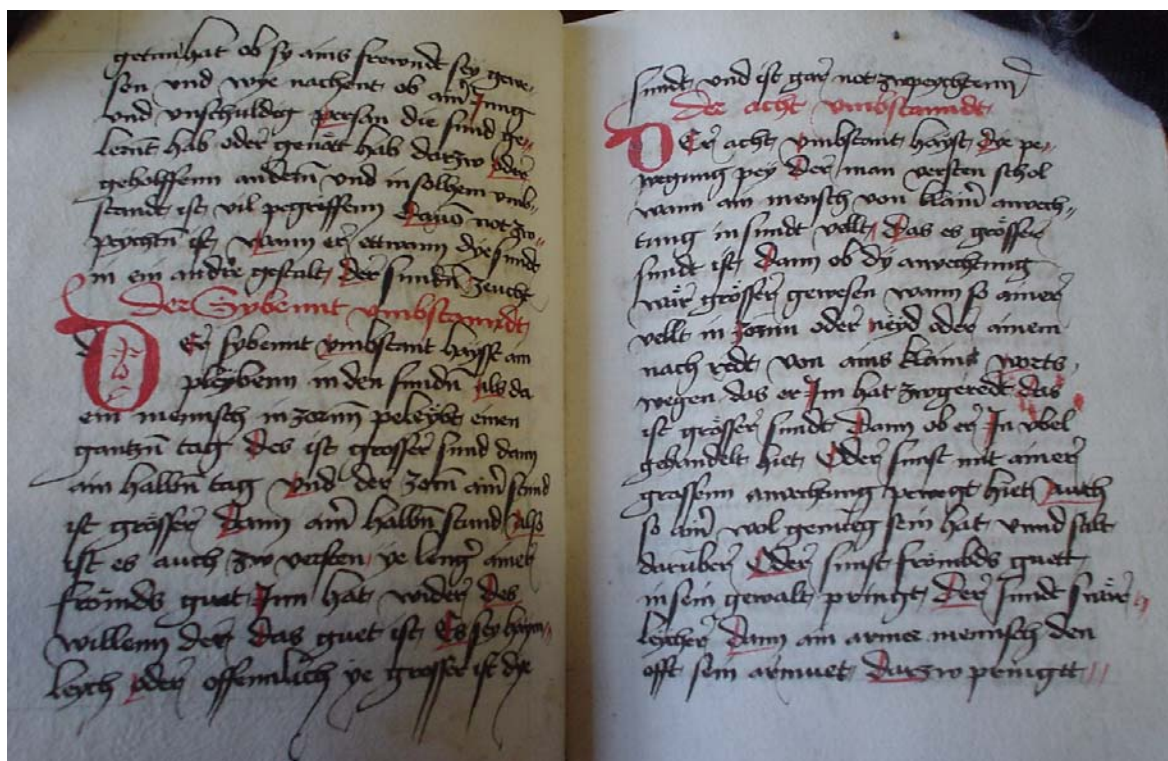
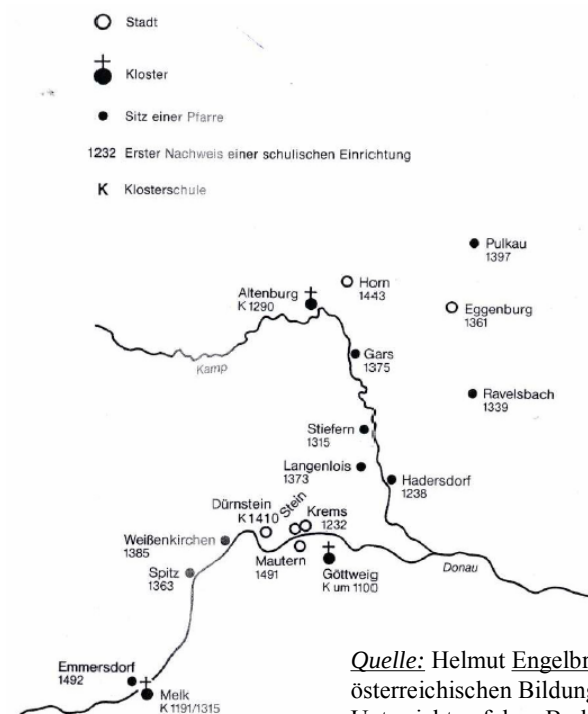


Abb. 17

„Beichtbüchlein“ des Thomas Peuntner. Abschrift von Thomas von

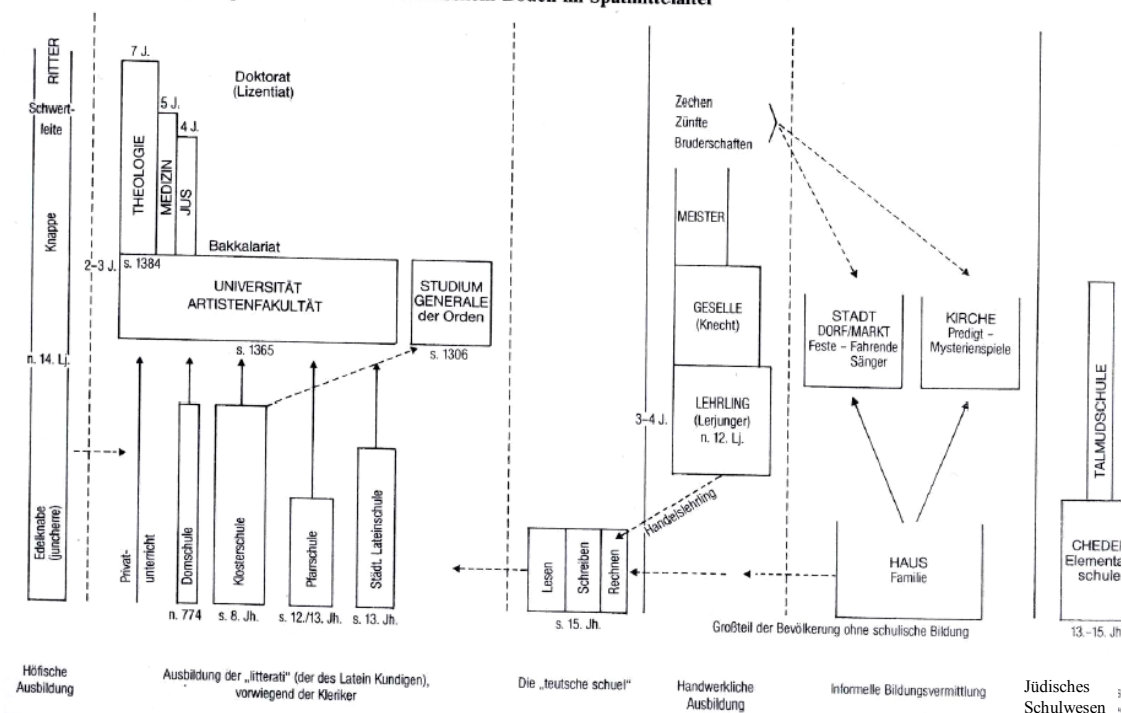
Baden. Quelle: Stiftsbibliothek Melk, Codex 1602, fol. 24v und 25r.

Abb. 18
Schulische Einrichtungen im Raum Wachau unteres
Kamptal und Manhartsberg zur Zeit des Spätmittelalter



Quelle: Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus, Österreichischer Bundesverlag (Wien 1982), 360.

Abb. 19 Die Bildungsmöglichkeiten auf österreichischem Boden im Spätmittelalter



Quelle: Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus, Österreichischer Bundesverlag (Wien 1982), 371.

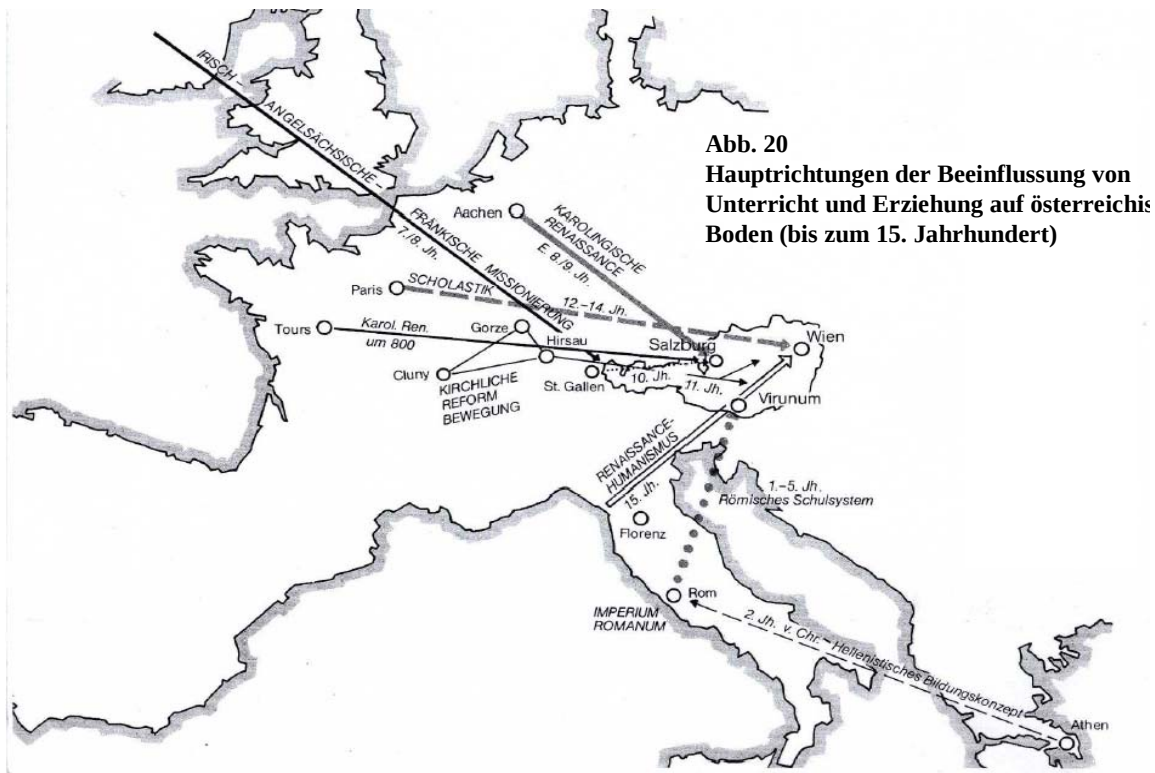
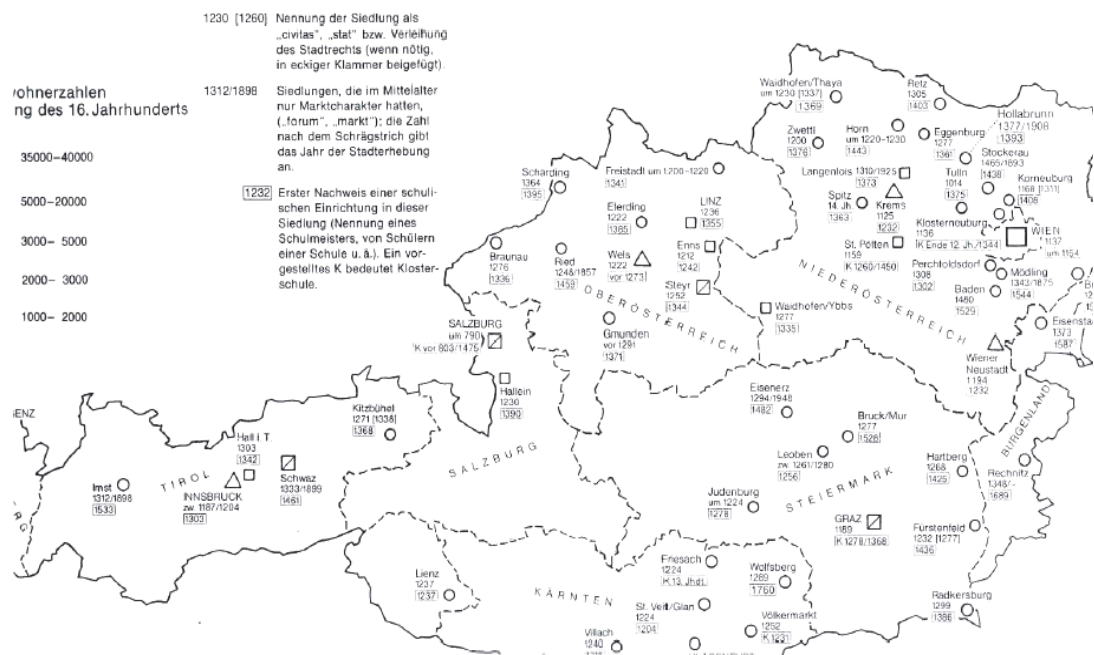
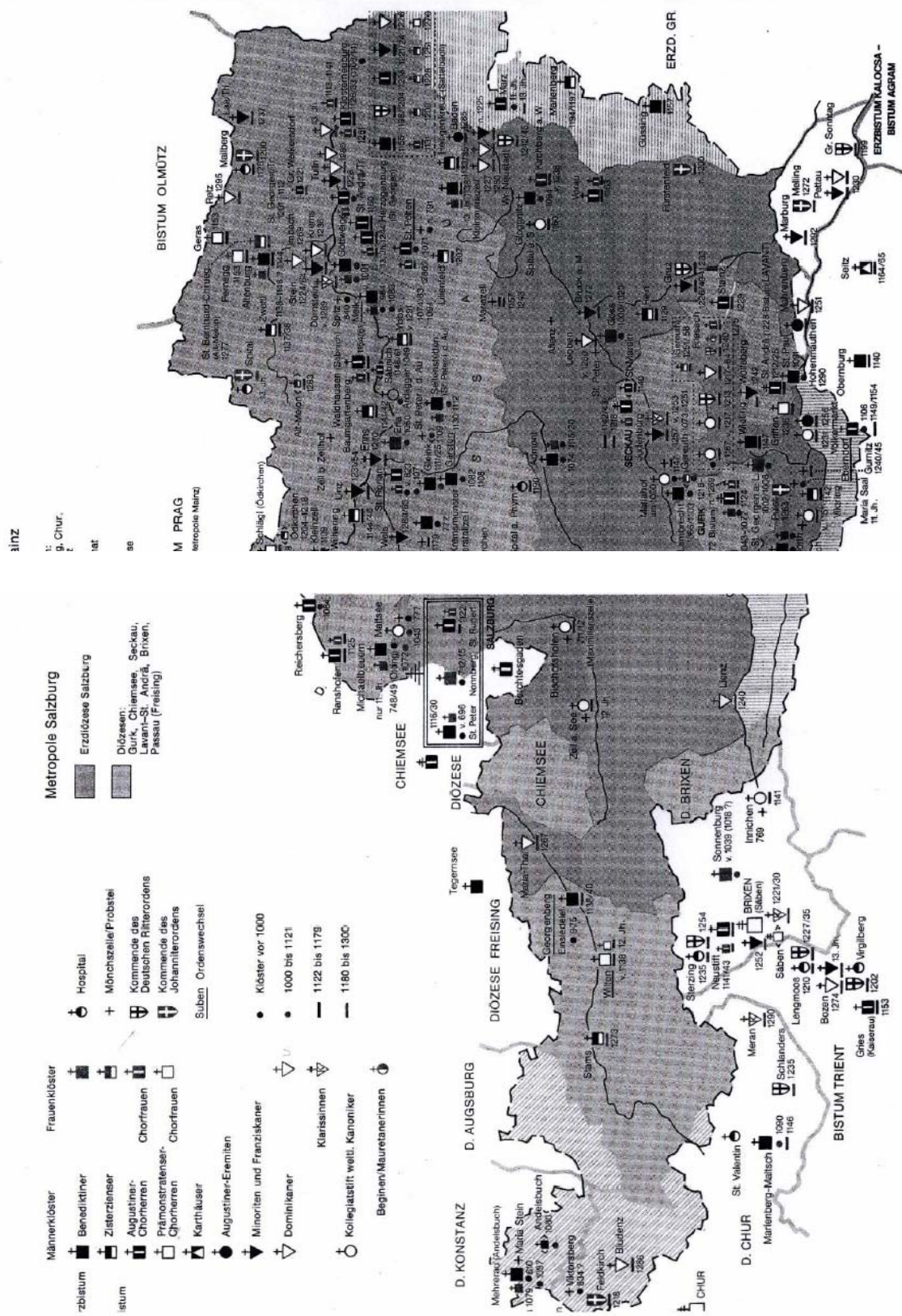


Abb. 21
Die Anfänge des Schulwesens in den bedeutendsten Städten und Märkten auf österreichischem Boden



Quelle: Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus, Österreichischer Bundesverlag (Wien 1982), 361.

Abb. 22 Die kirchliche Organisation und die Standorte der Klöster auf österreichischem Boden im 13. Jahrhundert



Helmuth Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Humanismus, Österreichischer Bundesverlag (Wien 1982) 356.